Kolisch

Auf dem Vulkan.

Pariser Schilderungen

von

Sigmund Kolisch.

Stuttgart 1868.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
(A. Benedict.)

Druck der K. Hofbuchdruckerei von E. Greiner in Stuttgart.

Inhalt.

Einleitung.

Am Hofe.

In der Werkstatt.

Seite

Auf dem Markte.

Im Hause.

Da und dort.

Einleitung.

Französisch und Deutsch.

November 1863.

Ein Hase kann über die Grenze springen, welche Frankreich von Deutschland scheidet. Seit Jahrhunderten schaffen Politik, Handel, Kunst, Literatur, Wissenschaft und die Mode mehr oder weniger nahe Beziehungen zwischen den beiden Nationen. Die Verkehrsmittel der neuesten Zeit, Eisenbahn und Telegraph haben die Nachbarn noch enger verbunden, und doch haben sie einander bis zur Stunde nicht erkannt. Das deutsche Urtheil über Frankreich und die Franzosen wird durch Voreingenommenheit in dem einen oder andern Sinne getrübt. Die Vermittelung zwischen der blinden Anbetung Börnes und dem unbedingten Hasse Menzels ist noch zu finden. Wenn die folgenden Skizzen, das Ergebniß langjähriger Beobachtung und Erfahrung, nur das Geringste zur Berichtigung des Urtheils über die Franzosen beitragen, so haben sie ihre Aufgabe erfüllt.

Die meisten Deutschen, welche nach Paris kommen, sind daselbst von Allem entzückt, um nicht zu sagen verzückt: von dem Triumphbogen, auf welchem deutsche Schande und Erniedrigung verzeichnet stehen, von den ausgelassenen Sprüngen der Rigolboche und andern Heldinnen der öffentlichen Tanzsäle, von den Zuaven, die vor den Eingängen des Louvre Wache stehen, von dem Krüppel, welcher Haarpomade verkauft und an einer Krücke durch die Straßen hinkt, eine schwarze Riesenperücke auf dem Kopfe, in welcher sich die außerordentliche Wirkung seiner Waare ausdrücken soll. Ernste deutsche Gelehrte und Professoren sah ich von Paris wie bezaubert; sie kamen aus einem überschwänglichen Enthusiasmus, der mir sehr unerquicklich vorkam, gar nicht heraus. Sie bewunderten das Frivolste, das Unbedeutendste. In jedem Mädchen erblickten sie eine Grazie, in jedem Arbeiter einen Weltmann, in jedem Ladendiener einen Redner, auf den Speisekarten sahen sie eine überlegene Civilisation, die Auslagen nahmen sie für Kunstschätze, die Cafés chantants und Estaminets nahmen sie für Feentempel. Sogar die Bälle, die Tummelplätze der tiefsten Gesunkenheit, und der unanständige Cancan fanden ihren lebhaften Beifall, von den Boulevards, von den Denkmälern, von den Palästen, von dem bewegten Leben und Treiben gar nicht zu reden. Den würdigen Herren hat offenbar der große Contrast zwischen dem weiten brausenden Meere voller Wirbel, voller Stürme, das man Paris nennt, und der friedlichen Stille in der deutschen Familie den Kopf verwirrt. Zu wundern ist es in der That nicht, daß ein ehrlicher Deutscher, der aus Jena oder Halle, aus Bonn oder Heidelberg nach

Paris kommt, betäubt wird, und ihm daselbst der rechte Maßstab für die Dinge abhanden kommt. Daß aber die durch die Pariser Herrlichkeiten außer Fassung gebrachten Herren das deutsche Lesepublikum mit den Eindrücken bewirthen, die sie im Taumel empfangen haben, und ihre eigenen Täuschungen verbreiten, das kann Einen doch ungeduldig machen.

Den deutschen Parisenthusiasten sind nach meinem Geschmacke die ehrenwerthen Bürger von den Ufern der Spree vorzuziehen, die in ihrem unerreichbaren Berlin Alles beisammen haben, was von Wundern aller Art sich in der ganzen übrigen Welt zerstreut findet, und denen das Staunenswertheste zu Paris keinen Laut, keine Miene des Beifalls, geschweige der Bewunderung abzugewinnen vermag. Für die elyseeischen Felder, für das Boulogner Gehölz, für den Louvre, für den Dom von Notredame, für Place de la Concorde rc. haben sie nichts als Achselzucken, verächtliche Blicke und den vernichtenden Spruch in Bereitschaft: „Das Alles haben wir in Berlin auch.“

Was der Deutsche, welcher in Paris lebt, an dem Franzosen am meisten vermißt, ist die Gewissenhaftigkeit, die alltägliche, ich möchte sagen, die bürgerliche Gewissenhaftigkeit, vermöge welcher man die kleinen wie die großen Interessen, die kleinen wie die großen Rechte Anderer schont, und die unser gewerbtreibendes, aus den Begriffen des Mittelalters hinausstrebendes Jahrhundert mit großer Strenge fordert. Man hat so viel Aufhebens von den Uebervortheilungen gemacht, denen ein Reisender in Italien ausgesetzt ist; und doch ist der Venetianer, der Römer, der Neapolitaner im Vergleich mit

dem Pariser ein Stümper in der Kunst zu prellen und die Geldstücke aus der Tasche des Nächsten, besonders der Fremden zu locken. So gewandt und kühn zugleich wie der Franzose treibt kein Mensch das Gewerbe des erlaubten Wegelagerns, und nirgends auf der weiten Erde wird man mit so viel Leichtigkeit und Anmuth um sein Gut gebracht, wie zu Paris. In keiner andern Stadt ist es so sehr wie zu Paris beim Einzelnverkauf auf Täuschung, d. h. auf Betrug abgesehen, der sich mehr oder weniger mit der Zuchtpolizei zu vertragen weiß. Nirgends versteht man es so gut der Waare ein äußeres Gepräge zu verleihen, mit welchem der innere Werth in keinem Verhältniß steht. Denn nirgends versteht man sich so vortrefflich auf den Gebrauch des Firnisses und der Schminke, wie zu Paris, wo so vieles glänzt, was kein Gold ist.

Die Anwendung falscher Etiketten ist eine angenommene, eine zugelassene Sache. Mancher Wein weist zu seiner Empfehlung einen portugiesischen oder ungarischen Reisepaß auf und gibt sich als Madeira und Tokayer, ob er sich gleich niemals außerhalb der Grenzen des französischen Reiches befunden hat. In den meisten Speisehäusern wird künstlich zubereitetes Hammelfleisch als gebeiztes Rehfleisch aufgetischt. Erbsen werden grün gefärbt und als Junge geboten, wenn sie schon Enkel haben könnten. Meerflöhe (crevettes), welche der Feinschmecker hochschätzt und theuer bezahlt, werden von den Händlern roth gefärbt, damit sie ein empfehlendes Aussehen erhalten, und die chemische Untersuchung hat herausgestellt, daß die Farbe, mit welcher diese Thiere übertüncht werden, gifthaltig und der Gesundheit nach-

theilig ist. Doch denke man ja nicht, daß die gewonnene Ueberzeugung von der Schädlichkeit des Verschönerungsmittels die Händler abhalte, dasselbe anzuwenden. Die Polizei muß strenge Aufsicht üben, um die Vergiftung zu verhindern.

Mit besonderer Strenge muß die Sicherheitsbehörde die Weinhändler überwachen. Diese fälschen das edle Getränke, welches sie feilbieten, nicht allein durch Beisatz von Weinen geringerer Sorte und von Wasser, sondern verwenden giftige Ingredienzien aller Art, durch welche sie den eigentlichen Saft der Traube zu ersetzen und einen großen Gewinn auf Kosten der Gesundheit ihrer Abnehmer zu erzielen wissen. Ströme dieses sogenannten Weines, welche man häufig, die Trinker warnend und die Wirthe abschreckend, durch die Straßen dahinfließen sieht, zeigen, wie oft die Behörde gegen das verbrecherische Treiben der Habsucht einzuschreiten sich veranlaßt findet.

Ich kenne einen Deutschen von geradem Sinn und redlichem Gemüthe, welcher trotz der langjährigen Gewohnheit die Pariser Kniffe nicht verwinden kann, und der in Wuth geräth, so oft er eine Tasse Kaffee oder eine Flasche Wein in einem öffentlichen Lokale trinkt. Die Flasche sieht ganz stattlich aus, kaum aber hat man drei, vier Gläschen gefüllt, so ist sie leer. Dieß erklärt sich durch die mächtige Glocke, die dem Inhalt den vierten Theil benimmt, ohne den äußern Umfang der Flasche zu vermindern. Die Tassen sind aber aus so dickem Stoff gefertigt, daß sie ebenfalls weit weniger fassen, als ihr Aussehen voraussetzen läßt.

Die Kunst, ein Geflügel, ein Huhn, eine Ente oder

einen Truthahn in sehr viele Theile zu zerschneiden und doch jedem Theil den Schein von Ansehnlichkeit zu bewahren, ist gewiß nirgends zu solcher Höhe gebracht wie hier. Wer aber so ein künstlich abgeschnittenes Stück ißt und bezahlt, gewahrt, wie arg er durch die Erscheinung getäuscht worden und wie leer bei dem Handel sein Magen ausgegangen ist. Es gibt hier besondere Künstler, deren Aufgabe es ist, den lebendigen Truthühnern die Füße gelb zu färben. Gelbe Füße beweisen nämlich die Jugend und erhöhen den Preis des hier zu Lande sehr gesuchten Thieres.

Mit einem jungen Franzosen von aufgewecktem Geiste, der von einer Rente bescheiden lebt, der zu seinem Zeitvertreib das Pariser Leben beobachtet und dem ich manche Pariser Erfahrung außer dem Kreise meines gewöhnlichen Verkehrs verdanke, ging ich einmal an einem Laden vorüber. Da blieb mein Gefährte stehen und betrachtete lächelnd ein Männerkleid, das mit der Preisangabe ausgehängt war.

„Wie gefällt Ihnen dieser Rock?" fragt er mich. „Nicht übel," warf ich gleichgültig hin. — „Finden Sie den Preis von neunzehn Franken, welcher angegeben ist, nicht sehr gering?" „Ich verstehe mich schlecht auf dergleichen Dinge." — „Kommen Sie, ich will Ihnen ein kleines Probestück des Pariser Handels zum besten geben," sagte er, und wir traten in den Laden. Einer der Angestellten empfing uns da mit der größten Höflichkeit und zeigte sich bereit, unsern Wünschen entgegen zu kommen.

„Mir hat von den Kleidungsstücken da draußen eines gefallen," erklärte mein Begleiter. „Wollen Sie es mir verkaufen?" — „Welches?" fragte der Laden-

diener, und als mein Führer das Kleidungsstück bezeichnete, das um neunzehn Franken ausgeboten war, wurde der Verkäufer verlegen. „Zu meinem Bedauern," versetzte er, „sind uns gerade die Röcke von dieser Qualität ausgegangen und der draußen paßt nicht für Ihre Größe. Hier aber haben Sie Röcke von ähnlichem, doch feinerem Stoffe; der Preis ist etwas höher, dafür dauert einer von diesen dreimal, mindestens dreimal so lang als jener. Betrachten Sie nur diese Waare, sie kommt aus einer der ersten Fabriken Frankreichs; der Preis ist, wenn man die Vortrefflichkeit des Stoffes in Rechnung zieht, viel geringer als der des Rocks, den Sie gewünscht haben und der für Sie durchaus nicht paßt, der zu weit und zu kurz ist für Ihre schlanke Gestalt. In einem dieser Röcke können Sie sich überall zeigen und überall werden Sie elegant erscheinen, überall wird man Ihnen sagen, daß Sie gut gekleidet sind."

„Ich möchte den Rock draußen," ließ sich mein Freund mit der größten Ruhe vernehmen. — „Glauben Sie mir," entgegnete wieder der Verkäufer, „Sie thun besser, wenn Sie unter diesen ein Stück wählen, die Ihrem Stande und Ihrer Gestalt angemessener sind, als das schlechte Kleid, das für die untersten Klassen der Gesellschaft kaum gut genug ist und das man lediglich des Assortiments wegen auf dem Lager hat. Wenn Sie aber so untergeordnete Waare, wie der Rock draußen, durchaus kaufen wollen, dann thun Sie am besten, sich an den „Propheten" zu wenden; dort finden Sie Kleidungsstücke von noch schlechterer Qualität und zu noch geringeren Preisen."

„Ich bitte Sie um den Rock, den ich Ihnen draußen

bezeichnet habe," versetzte mein Genosse abermals mit unerschüttertem Gleichmuth. Dabei zog er eine Börse aus der Tasche, aus welcher er Geld zu nehmen sich anschickte. „Ich muß es Ihnen nur offen gestehen," ließ sich jetzt der Ladendiener im kläglichen Tone vernehmen, „daß der Rock, welchen Sie wünschen, bereits verkauft ist. Ich selbst habe ihn verkauft und leider vergessen, ihn abzunehmen. Es ist dieß eine unverzeihliche Vergeßlichkeit, ich bin weit entfernt, es zu läugnen, der Drang der Geschäfte ist indessen ein mildernder Umstand. Der Kauf ist abgeschlossen, ich kann dem Käufer das erworbene Recht auf das Stück unmöglich bestreiten, das sehen Sie wohl ein, mein Herr. Erfüllte ich Ihren Wunsch, so zöge ich mir einen scharfen Verweis zu. Bei der unerbittlichen Strenge unseres Herrn (patron) steht sogar zu befürchten, daß ich um meine Stelle käme. Sie wollen gewiß nicht mein Unglück; ich habe Ihnen ja nichts zu leide gethan. Außerdem haben Sie hier eine so schöne Auswahl."

„Haben Sie die Güte," sagte mein Führer, dießmal mit einiger Bestimmtheit, „mir den Rock zu geben. Hier die neunzehn Franken." Und damit nahm er einen Louis aus der Börse, die er in der Hand hielt. — „Unmöglich!" rief der Ladendiener. „Sie wissen doch nun, daß das Stück bereits verkauft ist." — „Gut," entgegnete mein Freund sehr ernsthaft, „so will ich mich nach einem Sergent de Ville umsehen, der das Unmögliche möglich machen wird."

Der Ladendiener erblaßte. — „Wenn Sie durchaus wollen, gebe ich Ihnen den Rock," sagte er kleinlaut; darauf ging er vor den Laden, nahm das bezeichnete Stück ab und händigte es meinem Gefährten ein. Dieser

lachte laut auf und rief: „Behalten Sie das Stück und behalten Sie Ihre Stelle; ich will in der That nicht Ihr Unglück.“ Darauf nahm er mich beim Arm und wir verließen den Laden.

Mein Freund, welcher an meinem verblüfften Gesichte erkannte, daß ich den Vorgang nicht ganz begriff, gab mir folgende Aufklärung: „Es gibt Kaufleute, viele Kaufleute in Paris, die Waaren auslegen mit Angabe von Preisen tief unter dem Werthe des Gegenstandes, um durch diese Wohlfeilheit Käufer anzuziehen. Die Sache des Verkäufers ist es, vorkommenden Falles, in der Weise, wie Sie eben gesehen haben, den Geschmack des Käufers von dem ausgelegten Gegenstande abzulenken. Es werden zu diesem Zwecke Ladendiener angestellt, welche sich durch große Ueberredungsgabe hervorthun. Sie können nicht läugnen, daß der Mann dort der ihm übertragenen Rolle vollkommen gewachsen ist, und daß man mit einem festen Entschlusse wie ich kommen muß, oder daß wenigstens große Festigkeit dazu gehört, um von ihm nicht übertölpelt zu werden. Hätte ich den Rock genommen, so wäre der Commis trotz seiner rednerischen Begabung wahrscheinlich entlassen worden.“ Ich dankte dem Freunde für den ergötzlichen Auftritt.

Die Pariser Oebstlerin weiß durch das Auslegen ihrer Waare den Käufer irre zu führen. Sie täuscht das Auge, indem sie ihre Körbe und Schachteln der Art mit Kirschen, Birnen, Pflaumen, Trauben, Pfirsichen ꝛc. füllt, daß obenauf die einladendsten Exemplare sich befinden und nicht selten schlechtes Zeug bedecken: jedes Stück ist dabei so gelegt, daß es seine schönste Seite herauskehrt und seine Fehler verbirgt. Beim Verkauf ge-

ringerer Qantitäten weiß nun die würdige Frau mit einer Fingerfertigkeit, die einem modernen Claviervirtuosen Ehre machte, die schlechten Früchte unter die besseren zu mischen, nach denen sie zu greifen scheint, und die gespannteste Aufmerksamkeit zu hintergehen. Man drehe und wende sich wie man wolle, man ist übervortheilt.

Wie der Städter wird das Landvolk von einer maßlosen Habsucht beherrscht, und vergebens wird man bei den französischen Bauern die Ehrfurcht vor Gesetz und Recht, die Verläßlichkeit und den redlichen Sinn des deutschen Bauern suchen. Ein „versprengter Mann" deutscher Abkunft, der sich in der Verbannung dem Handel ergeben hatte, um sich redlich zu nähren, unternahm es vor einigen Jahren, französisches Obst nach England auszuführen. Er trieb sich häufig auf dem Lande umher, um Einkäufe zu machen. Er versicherte, er müsse sich aufs sorgfältigste vorsehen, um nicht von allen Seiten betrogen zu werden; er müsse jeden der Körbe, in welche das Obst gefüllt ist, besonders untersuchen, und es sei ihm vorgekommen, daß viele der Körbe zur Hälfte Dünger statt des Obstes enthielten; wodurch nicht allein das Werthvolle und Bezahlte durch Werthloses ersetzt, sondern die ganze Waare rascher Fäulniß preisgegeben war. Der Schaden, meinte er, wäre unberechenbar gewesen, wenn er nicht trotz seiner Unerfahrenheit hinter die gewissenlose Fälschung gekommen wäre. Weit entfernt sich beschämt zu zeigen, haben die Bauern, als man sie auf dem Diebstahl ertappte, gelächelt, wie Leute, die jemanden in den April schicken wollten, und denen der arglose Scherz mißlungen.

Die Ehrlichkeit ist offenbar eine zu bürgerliche Tugend

für den Franzosen, sein ritterlich militärisches Wesen setzt sich über dieselbe hinaus. Wie etwa in den meisten Ländern des Continents der Adeliche und der Officier keine Unehre darin erblicken, ihre Schulden unbezahlt zu lassen, Anderer Leute Gut zu verschwenden und den drängenden Geldverleiher zu prellen und, wo es unzulängliche Gesetze gestatten, sogar zu mißhandeln, so ist der Franzose aller Stände im Allgemeinen leichtfertig und unverläßlich, wenn es sich um die gewöhnlichen Interessen des Lebens handelt.

Man muß aber gestehen, daß derselbe Mann, welcher sich Unlauterkeit im Handel zu Schulden kommen läßt, in einem Momente des Aufschwungs der größten Opfer für einen Gedanken oder für ein Gefühl fähig sein kann. Unter den Bauern, die Dünger für Obst verkauft haben, ist vielleicht kein Einziger, der nicht nach seinem Gewehr griffe, der nicht Haus und Hof, seinen Sohn und seine Kuh nebst seinem Leben hingäbe, um eine Gefahr von Frankreich abzuwenden, der sich nicht in ein Getümmel von Feinden stürzte, um ihnen eine französische Fahne zu entreißen.

Dem gewinnsüchtigsten Krämer, dem im Dienste des Goldes ergrauten Spekulanten bleibt noch Sinn für die höheren Güter des Lebens, für Schönheit, für Größe, für Ruhm, für Ehre, für letztere, wie er sie versteht, in einer etwas mittelalterlichen Auffassung. In dem engsten Franzosenherzen findet der Enthusiasmus Raum für die glänzenden Namen in der Geschichte seines Landes, für große vaterländische Erinnerungen: immer und immer für Frankreich! Der abgestumpfteste Franzose wird elektrisirt, zur Begeisterung und Hingebung fortgerissen durch

den Ruf: Es lebe Frankreich! Wenn der Franzose das hohe Lied der Revolution, die Marseillaise, singen hört, flammt es in seiner Seele auf für Recht und Freiheit, und der gestern vor dem „Dreimaster" (Tricorne) eines Sergent de Ville als dem Sympol der unantastbaren, unfehlbaren Gewalt gezittert, bietet heute den Schlünden drohender Kanonen Trotz.

Frankreich kann sich begreiflicher Weise der Forderung des Jahrhunderts nicht entziehen, es treibt Handel und Gewerbe, wie andere Länder; der wahre Handelsgeist im guten wie im schlimmen Sinne hat sich bisher der Franzosen nicht bemächtigen können. Sie sind nur Dilletanten auf dem commerciellen Gebiete. Der Franzose hat Beruf zur Kunst, zur Wissenschaft, zum Militärdienst, zum Ackerbau, und es gibt in ihrem Beruf ergraute Krieger, Künstler, Gelehrte, Bauern, Advokaten, Aerzte und Beamte; Kaufleute jedoch nur dann, wenn sie die Ungunst des Schicksals zu keinem ausreichenden Ergebniß ihres Strebens gelangen läßt. Hat der französische Kaufmann so viel erworben, daß sein Lebensunterhalt gesichert ist, dann zieht er sich von den Geschäften zurück, um nach Geschmack und Neigung unabhängig zu leben. Ohne Bedenken überläßt er andern die ergiebigste Erwerbsquelle, sobald er für sein Bedürfniß hinreichend aus derselben geschöpft hat. In dem Handeltreiben an und für sich einen Lebenszweck zu erkennen oder eine Befriedigung zu suchen, wie der deutsche oder englische Kaufherr, fällt einem Franzosen gar nicht ein. Die beispiellose Vertheilung der Güter in Frankreich ist großentheils dieser eigenthümlichen Genügsamkeit des Franzosen zuzuschreiben.

Der Deutsche ist im Allgemeinen redlich in Handel und Wandel; er färbt weder Erbsen noch Meerflöhe, noch Füße von Truthühnern, er vergiftet nicht den Wein; in Deutschland ist eine Flasche, wofür sie gilt, eine Tasse Kaffee ist eine Tasse Kaffee, der angegebene Preis einer Waare der wirkliche Preis, der gefordert wird, der deutsche Bauer verkauft nicht Dünger für Obst. Andererseits ist die Ehrfurcht des Deutschen vor dem Symbol der Gewalt tiefer und unerschütterlicher, als bei den Franzosen. Geht es schlimm im Lande, so läßt man es gehen, wie es eben geht, nach dem Liede:

Weil es Keiner wollte leiden,
Daß der Andere für ihn zahle,
Zahlte keiner von den beiden.

Droht dem Lande eine Gefahr von außen, bleibt der Deutsche ein guter Bürger und ein trefflicher Unterthan, besorgt sein Haus und nährt seine Familie: für das übrige läßt er Leute sorgen, deren erste Gedanken ganz andere sind als Deutschlands Größe, Freiheit und Macht. Seit Jahren wird dem Deutschen das Lied von Arndt vorgesungen: „Was ist des Deutschen Vaterland!" u. s. w. und „Sein Vaterland muß größer seyn," und die Nation thut nichts, um der Zerstückelung des Reiches ein Ende zu machen. Sie wartet auf einen Erlöser. Sie hat so unendlich viel Geduld zu warten.

Die Ehrlichkeit in weiter Ausdehnung erscheint dem Franzosen als etwas Entbehrliches nicht nur an sich selber, sondern auch an andern, und er läßt sich durch eine Uebervortheilung, deren Opfer er selber war, nicht in Harnisch bringen. Wenn sich hier Jemand gegen die unverschämte Freibeuterei im Zorne erhebt, ist es gewiß

ein Fremder, in neun Fällen von zehn ein Deutscher, dessen Duldsamkeit bei diesen unausgesetzten Proben nur schwer Stich hält.

Mit Wildschützen und andern verrufenen Leuten verträgt man sich in den Departements recht leidlich. Ist es aber von jemand bekannt geworden, daß er in einer Schlacht sich feig benommen, dann wird er wie die Pest gemieden und er sieht sich gezwungen, sein Dorf zu verlassen. Wie dem Barbaren gilt dem Franzosen der persönliche Muth als die höchste Tugend.

Der persönliche Muth, gleichviel ob schlimm oder gut angewendet, gewinnt, bezwingt den Franzosen. Im Gegensatz zu der bekannten Regel heiligt ihm das Mittel den Zweck, wenn das Mittel der Muth ist. Es gefällt ihm unter allen Umständen der Trotz, welchen ein Mensch dem Tode entgegen setzt. Selbst ein Verbrechen, mit Wagnissen verbunden und kühn vollzogen, findet den Franzosen zum mindesten nachsichtig. Zum mindesten: denn nicht selten kommt es vor, daß verwegene Verbrecher im größeren Maßstabe angestaunt, gefeiert werden, und daß ihr Gang zum Schaffot einem Triumphzug nicht unähnlich sieht. Der persönliche Muth ist in den Augen der Franzosen immer eine Empfehlung, eine Rechtfertigung, eine Verherrlichung, eine Versöhnung. Die das Unternehmen Orsinis am strengsten beurtheilen, verzeihen ihm, weil er muthig zu sterben wußte. „Il a payé de sa personne,“ hörte ich einen der Geschworenen sagen, die das verhängnißvolle Schuldig über ihn ausgesprochen haben.

Die eigentliche Pariser Gesellschaft ist nach dieser Richtung hin in demselben Vorurtheil befangen, wie der große Haufe. Dieß zeigt sich an Herrn Fiorentino,

einer bekannten, oder besser gesagt, verschrieenen Pariser Figur. Dieser Mann ist ein Recensent seines Zeichens; er schreibt Theaterbesprechungen für den Moniteur unter dem Namen Rovray, und schrieb deren noch vor Kurzem für den halbamtlichen Constitutionnel unter seinem, ich hätte bald gesagt: ehrlichen Namen, aus welchem Blatte er, beiläufig bemerkt, durch Roqueplan, einen Schützling des Prinzen Napoleon, verdrängt wurde. Man weiß von ihm, in- und ausländische Zeitungen haben es wiederholt gemeldet, die unverwerflichsten Zeugen haben es bekräftigt, daß er Bühnenkünstler und Bühnenkünstlerinnen auf das unbarmherzigste brandschatzt. Die skandalösesten Geschichten kamen in Folge zu weit getriebener Raubsucht und des Widerstandes der Opfer an's Tageslicht. Von der bekannten Sängerin Tedesco z. B. forderte der Wegelagerer so oft und ein so großes Lösegeld, daß sie es endlich verweigerte, und da sie der Feuilletonist in seinen Berichten, trotz der erhaltenen beträchtlichen Summen, außer Acht ließ und ihres Namens gar nicht mehr Erwähnung that, wandte sich die Künstlerin mit einer wohlgegründeten Beschwerde an die Redaktion des Blattes. Die vorgebrachten Beweise ließen keinen Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Anschuldigung zu, und der Direktor des Blattes, René, obgleich nicht allzuzarten Gewissens, und nichts weniger als von stoischer Strenge, fand die Nichtswürdigkeit zu groß, um dem Urheber derselben länger das Wort im „Constitutionnel" zu lassen; er ersetzte Fiorentino durch einen andern Feuilletonisten. Allein er machte die Rechnung ohne den Wirth, d. h. ohne den damaligen Statsminister Fould, dem solche Geringfügigkeiten, wie Fiorentino sie sich zu Schulden kommen ließ,

kein hinreichender Grund schienen, den Schriftsteller, an dem er sein Wohlgefallen fand und noch findet, von der halbamtlichen Zeitung zu entfernen. Er schickte kraft seiner ministeriellen Machtvollkommenheit den Theaterbericht aus der Feder des Herrn Fiorentino in die Druckerei und der von René angestellte Feuilletonist, dessen Artikel bereits gesetzt war, mußte das Feld räumen. In einer früheren Zeit, bevor die französische Presse durch die kaiserliche Regierung um all ihre Freiheit und Würde gebracht worden war, erhoben sich öffentliche Stimmen der Entrüstung gegen die Erpressungen Fiorentinos, und der Recensent war bei der besseren Gesellschaft in Acht gethan. Zwar forderte er die Ankläger vor Gericht, und diese wurden verurtheilt, weil das französische Gesetz jede ehrenrührige Bezüchtigung, welche nicht auf gerichtlichem Wege geschieht, bestraft, ohne den Beweis der Wahrheit zuzulassen.

Was half aber dem Verrufenen der gewonnene Proceß! Vor dem Richterstuhl der Gesellschaft blieb er der Schuldige; er blieb gemieden. Wie sich übrigens Fiorentino durch den allgemeinen Unwillen nicht abhalten ließ, sein Treiben fortzusetzen, so ließen sich die Stimmführer in der Presse durch Processe und Strafen nicht abhalten, dieses unwürdige Thun zu brandmarken. Der literarische Verein (Société des gens de lettres) erhob sich mit Ernst gegen ein Verfahren, welches der ganzen Gilde zur Unehre gereichen mußte, wenn dasselbe von dieser nicht mit der gebührenden Entschiedenheit und Entrüstung zurückgewiesen wurde, und er trieb durch seine Erklärungen den literarischen Raubritter der Art in die Enge, daß derselbe sich zur Anwendurg eines kräftigen Mittels genöthigt sah, um nicht ganz der Schande zu verfallen.

Fiorentino forderte den Verein in der Person des Herrn von Calonne; da dieser Edelmann zu schlagen sich weigerte, forderte er Herrn Achard, das erste Mitglied des Schriftstellervereins nach alphabetischer Ordnung. Er schlägt sich, er verwundet den Gegner, und die gestern verschlossenen Thüren thun sich vor dem Helden des Tages auf, als ob ein versetzter oder erhaltener Degenstoß Wahres unwahr, Geschehenes ungeschehen machen könnte. Herr Fiorentino treibt seitdem sein Unwesen mit größerer Kühnheit weiter, die ärgerlichsten Geschichten kommen zum Ausbruch; allein er hat seinen persönlichen Muth erprobt und die Pariser Gesellschaft hat nichts gegen ihn einzuwenden. Es schmückt sogar der Orden der Ehrenlegion seine Brust. Dieß Letztere beweist freilich nichts, denn man weiß, was für Leute von der kaiserlichen Regierung mit Auszeichnungen dieser und anderer Art bedacht werden. Herr Fould, der Beschützer des Herrn Fiorentino, hat eine Menge Orden und ist sogar Minister.

Im Jahr 1834 betheiligte sich der bekannte Republikaner Charles Lagrange am Aufstand der Arbeiter zu Lyon, welche mit dem schrecklichen Rufe: „Vivre en travaillant, ou mourir en combattant!“ zu den Waffen griffen und sich der Besatzung der Stadt entgegenwarfen. Mit einem Mal verbreitet sich unter den Rebellen das Gerücht, wahrscheinlich von einem gewandten Regierungsagenten ausgesprengt, Lagrange sei von den Ministern Ludwig Philipps erkauft und spiele ein falsches, doppeltes Spiel. Die Aufregung des Momentes verschafft der Anschuldigung Eingang, während dieselbe unter gewöhnlichen Umständen, wenn nicht unbedingt zurückgewiesen, doch ernstlich erwogen worden wäre. Drohende Geber-

den geben sich unter den kämpfenden Rebellen kund, und das Wort Verräther läuft von Lippe zu Lippe, bis es an das Ohr des verläumdeten Führers dringt. Dieser aber, statt Rede und Antwort zu geben, schreitet langsam die Schußlinie entlang vor den feuernden Truppen auf und nieder; die Kugeln zischen um ihn her, aber seine Schritte bleiben im gleichen Takte. Und als er den seltsamen Spaziergang beendigt hat, empfängt ihn der einstimmige Ruf der begeisterten Rebellen: „Vive Lagrange!“ — Die Anklage war gänzlich entkräftet.

General Forey mußte vor Beendigung des morgenländischen Krieges aus der Krim zurückgerufen werden, weil im französischen Heere lebhaftes Mißtrauen gegen den General herrschte; man klagte ihn immer lauter und drohender allzufreundlichen Einvernehmens mit russischen Offizieren und Diplomaten an. Im italienischen Kriege befehligte der General eine Brigade des Corps von Baraguay d'Hillier. Er wurde mit den Oesterreichern zu Montebello handgemein, und als die Meldung davon an den Befehlshaber des Corps gelangte, äußerte ein anwesender Oberst des Generalstabs: „Wozu dieß unnütze Blutvergießen, da es doch dem General Giulay nicht einfallen kann, Montebello behaupten zu wollen?“ — „General Forey wäscht sich rein,“ versetzte Marschall Baraguay d'Hillier, und in der That denkt seit jenem Tage niemand in Frankreich mehr daran, gegen General Forey den Verdacht russischer Einverständnisse zu hegen.

Für jeden Schriftsteller, der die Kritik, sei es nun die politische oder künstlerische, handhabt, ist es nothwendig, daß er sich zum mindesten einmal im Zweikampf geschlagen und Proben seines Muthes abgelegt habe,

sonst ist seine Stellung eine kaum haltbare; es fehlt ihm am gebührenden Ansehen, und selbst seinen Auseinandersetzungen, seinen Erklärungen und Einwendungen am nöthigen Gewicht. Emil de Girardin, als er „la Presse" gegründet hatte, und sich zum Träger bestimmter politischer Ueberzeugungen und Grundsätze machte, folglich Anderer Meinungen und Ansichten entgegentrat, wurde so mit Herausforderungen überhäuft, daß er sich schlagen mußte. Es half nichts, daß seine Logik das Duell als eine mittelalterlich barbarische Sitte darstellte, und daß er Mitglied des Friedenskongresses war. Die Beweisführung durch Waffen galt einmal für eine Nothwendigkeit, er mußte sich der Forderung der Landessitte fügen. Er wählte unter seinen Gegnern den Würdigsten und Tapfersten Armand Carel, den Leiter des republikanischen „National," den selbst die Gegner seiner politischen Bestrebungen einen großen Bürger nennen; er schlug sich mit Carel und tödtete ihn. Erst von da an fand man es natürlich, daß Girardin, der kaum an's Licht Getretene, das große Wort führte.

Wer mag sich darüber wundern, daß bei solcher Anschauungsweise der französiche Soldat dem Franzosen ans Herz gewachsen ist, und daß er den Wehrmann, dessen Gewerbe der Muth, dessen Beruf die Todesverachtung ist, vor Allen hochschätzt und seiner wärmsten Sympathie würdig findet? Von allen Kammern wurde den Worten eines Generals die andächtigste Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn Bugeaud, wenn zu einer andern Zeit Cavaignac oder Lamoricière sprachen, wie gewaltig wirkte da oft die unvollkommenste Beredtsamkeit. Ein Schwert, das aus dem Hintergrunde einer Rednerbühne

hervorblitzt, verleiht in Frankreich den gesprochenen Worten einen Nachdruck, wie ihn keine Tiefe der Gedanken, keine Kraft und Gediegenheit der Sprache, keine Größe der Anschauung zu geben vermögen. Wie ein Rathschluß des Himmels wurden die Worte des Generals Changarnier aufgenommen, als er wenige Wochen vor dem Staatsstreich vor die gesetzgebende Kammer trat und sprach: „Vertreter des Volkes, tagt in Frieden! Um die Zeit der Cäsaren herbeizuführen, fände man kein Bataillon, keine Compagnie, keine Rotte!" Seither hat man freilich viel gelacht über die glänzende Aufschneiderei des Kriegsmanns, welcher am Morgen des 2. December (1851) festgenommen, nach Mazas gebracht, durch das Dekret des Präsidenten Napoleon vom 9. Januar (1852) nebst andern der Gewalt mißliebigen Personen des Landes verwiesen wurde und der bis auf den heutigen Tag in der Verbannung lebt und altert.

Der deutsche Bürger faßt dieses Alles ganz anders auf. In der Uniform sieht er nichts weiter, als ein von ihm theuer bezahltes Kleid, ein weggeworfenes Kapital, das keine Interessen trägt. Ab und zu, wenn das Militär, statt ein störendes Geräusch mit seinen Kriegsthaten zu machen, eine erwünschte Stille herbeiführt, wenn sich das Militär für die Ruhe, für die wirklichen oder vermeintlichen Interessen des Bürgers schlägt, oder ihn der Sorge um die Sicherheit und das Wohlergehen des Vaterlandes überhebt, wird der Bürger zärtlich, und unmittelbar nach niedergeworfenen Bewegungen hat man ihn für Kanonen schwärmen und die Soldaten mit Wein und Braten freiwillig bewirthen sehen.

Der Muth gefällt in Deutschland auch; aber er enthu-

siasmirt im besten Falle Jünglinge und junge Mädchen und er gewinnt durch die Entfernung, und an Leuten, deren Handwerk er nicht ist, wird er nicht selten unangenehm störend gefunden. Man liebt es in Deutschland, daß der Schuster bei seinem Leisten bleibe. Muth geziemt dem Kriegsmann, andere Sterbliche haben in der Regel keinen Gebrauch davon zu machen. Muth so wenig als sonst persönliche Vorzüge machen populär in Deutschland. Hochgestellte Leute erlangen viel eher Ruhm in Deutschland, als hochstrebende, und einem Helden, d. h. einem einheimischen Helden, der nicht eine Krone trägt oder mindestens einer solchen mehr oder weniger nahe steht, wird es sehr schwer, sich populär zu machen. Mit Fremden wird es darin weniger genau genommen. Nur die Literatur arbeitet an der Verherrlichung deutscher Märtyrer der neuen Zeit; mit welchem Erfolg? Der gefeiertste Mann in Deutschland ist der Marquis Posa, eine von der Poesie geschaffene Gestalt, ein höchst bezeichnender Zug des deutschen Sinnes, der das Wirkliche und Nahe vermeidet und sich dem Unbestimmten, dem Idealen zuwendet.

Nächst dem Muth gilt dem Franzosen die Kunst des gefälligen, freundlichen, einnehmenden Umgangs als der größte Vorzug eines Menschen. Diese Kunst umfaßt die Feinheit des Benehmens, die Gabe der Rede, die Anmuth der Unterhaltung, die Höflichkeit und Zuvorkommenheit.

Der Franzose, zum Unterschied vom Deutschen, sieht sich vor Allem nach den geselligen Eigenschaften seines Nächsten um, und erst hinterher im Vorbeigehen wirft er einen Blick auf das Wesen, auf den inneren Werth desselben. Der Deutsche rühmt von einem Menschen,

daß er ehrenhaft, würdig, redlich, arbeitsam, verläßlich u. s. w., der Franzose dagegen, daß er charmant, gentil, comme il faut, distingué, sehr höflich und munter sei. Bon charactère, mauvais charactère bedeuten dem Franzosen: Verträglichkeit und Unverträglichkeit. Die Munterkeit und die Höflichkeit gewinnen und beherrschen den Franzosen. Es ist seltsam, daß trotz dem vorhandenen Ueberfluß an beiden Eigenschaften dieselben so großen Werth in den Augen dieses Volkes behalten, wodurch die staatswirthschaftliche Theorie vom Verhältniß des Preises zum Vorrath und Angebot einer Waare nicht wenig ins Gedränge kommt.

Nirgends wird so viel gedankt und um Verzeihung gebeten wie in Paris; ja wenn sich die Statistik mit dem Gegenstand beschäftigte, sie würde wahrscheinlich herausbringen, daß in der ganzen übrigen Welt zusammengenommen nicht so viel mercis und pardons verbraucht werden, wie in der Stadt an der Seine allein. Es kommt häufig vor, daß zum Tode Verurtheilte für den Kleiderwechsel, welcher der Hinrichtung vorhergeht, für das „Toilettemachen", wie das auf französisch heißt, sich beim Henker allen Ernstes bedanken. Etwas aus der Hand des Andern nehmen, unter welchen Umständen es auch sei, ohne sich zu bedanken, gilt für eine Ungezogenheit, die man schon bei Kindern nicht aufkommen läßt. Ebenso wird es als unzulässig, ja als verletzend angesehen, wenn man an Jemanden sehr nahe vorübergeht, oder über ihn hinweglangt, ohne ihn um Verzeihung zu bitten. Wenn man einer gemachten Voraussetzung zu widersprechen, auf eine Frage verneinend zu antworten hat, so drückt man diesen Widerspruch oder diese Verneinung durch die Bitte um Vergebung aus.

Einer meiner Landsleute, der hieher gekommen war, um sich die Weltstadt anzusehen, erzählte mir: „Ich hatte mich in den Straßen verirrt, weil ich mir in den Kopf gesetzt, nach dem Stadtplan durch Paris zu kommen. Mein Sinn war ganz verwirrt von dem Suchen und Jagen, als ich in der Rue Jean Jacques Rousseau Gott weiß wie ankam. Hier fragte ich endlich einen Vorübergehenden, nach einer Richtung weisend, ob ich so auf den Bastillenplatz gelangen werde. „Je vous demande pardon!“ antwortete der Befragte; „es ist dieses gerade der entgegengesetzte Weg.“ Als ich diese Entschuldigung hörte, meinte ich nicht anders, als der gefällige Mann habe mir, ohne daß ich es merkte, auf den Fuß getreten.“

Bei keiner ausgesprochenen Forderung, bei keinem Befehl, und wären diese von dem Vater an das Kind, von dem Vorgesetzten an den Untergebenen, ja von dem Herrn an den Diener gerichtet, darf der Zusatz fehlen: „S'il vous (te) plaît.“ Wenn ein Fremder in einem Kaffee- oder Speisehause von dem Aufwärter irgend etwas verlangt, ohne das unerläßliche: s'il vous plaît hinzuzufügen, so fällt er auf und wird sogleich, selbst wenn ihn seine Aussprache nicht verräth, als Ausländer erkannt.

Mit „Ja“ oder „Nein“ antworten, ohne Monsieur oder Madame daran zu knüpfen, verstößt arg gegen die Regel der Höflichkeit. Man möchte sagen, daß durch die Einsylbigkeit der Antwort das Ohr des Franzosen verletzt wird. Beim Kartenspiel fordert die Höflichkeit, daß man immer der Person, welche abheben läßt, entgegenhebt, und wenn man mit einer Dame Schach spielt, läßt

man ihr die schwarzen Steine, damit die Weiße ihrer Hand durch den Gegensatz glänzender hervortrete.

Die Höflichkeit, welche nicht selten ein ritterliches Gepräge annimmt, ist eine alte Eigenheit der Franzosen, und ein Zug, den die Geschichte erzählt, charakterisirt vortrefflich den Geist der Nation, der weit unveränderlicher ist, als man denken möchte. In der Schlacht bei Fontenoy im Jahre 1745 ließen die Gardes français, weil sie hier zu Hause seien, dem Feind den ersten Schuß. „A vous, Messieurs les Anglais, nous sommes chez nous!“ riefen sie den ihnen gegenüberstehenden Schlachtreihen zu.

Alle Geschöpfe der Welt, Hunde, Katzen und sonstiges Gethier, ebenso wie das höchste Wesen, welches er anbetet, spricht der Franzose mit Vous an. Kommen Sie her, bleiben Sie ruhig! ruft er seinem Hunde zu.

Geräth der Franzose in Streit mit Jemanden, beobachtet er, solange der Streit nicht die Grenze der heftigen Erörterung überschreitet, noch sorgfältiger als in ruhiger Stimmung die Formen der Höflichkeit. „Monsieur“ oder „Madame“ werden noch häufiger als im gewöhnlichen Verkehr, und zwischen Leuten angewendet, welche in nahen und nächsten Beziehungen zu einander stehen. Eltern sagen zu ihren Kindern, welchen Alters diese auch seyn mögen, „Vous“ und rufen sie mit Monsieur oder Mademoiselle an, wenn sie mit ihnen unzufrieden sind. Es klingt ganz eigen, wenn ein aufgebrachter Vater seinem Sohne von drei Jahren zuherrscht: „Nein, Monsieur, Sie sollen nicht Ihren Willen haben! Hören Sie auf zu weinen oder Sie müssen augenblicklich zu Bette gehen.“ Oder: „Sie waren unartig, Mon-

sieur, Sie werden Sonntag nicht mitgenommen in die elysäischen Felder." Die Frau spricht ihren Gatten mit „Monsieur" und mit „Sie" an, wenn sie schmollt, und der Mann betitelt seine Frau „Madame", wenn er ihr böse ist. Im heftigsten Zorne sagt der Franzose, wenn er irgend einer Angabe entgegentritt: „Je vous demande pardon." Erlaubte er sich einem Manne gegenüber die Aeußerung: „Das ist nicht wahr," dann wäre sicher die Grenze der Erörternung überschritten, dann bliebe es nicht mehr beim Austausch von Worten.

Die Gabe zu reden, zu plaudern, selbst zu schwatzen, gilt dem Franzosen als eine hohe Gunst des Schicksals. Man mißt den Menschen fast mehr nach seinen Worten, als nach seinen Werken. Hier zu Lande ist nicht „Schweigen" sondern „Reden," der Gott der Glücklichen. Der Franzose spricht in der Regel gern und hört gern sprechen; er ist so leicht zu überreden und keine erfahrene Täuschung schützt ihn vor der Gewalt des Wortes; er geht wiederholt in dieselbe Falle. Mit dem Vornehmthun durch ein tiefes gedankenreiches Schweigen, mit welchem sich in Deutschland ganz hübsche Erfolge erzielen lassen, wird hier nichts ausgerichtet und nichts anderes gewonnen als der gefährliche Ruf der Langweiligkeit. Der Franzose hängt zu sehr an dem Aeußerlichen, hat einen zu praktischen Verstand, um sich in den unergründlich geheimnißvollen Hintergrund eines majestätischen Schweigens zu vertiefen. Er ist zu sehr Schalk, um nicht Wortkarkheit geradezu von Geistesarmuth herzuleiten. Eine verschleierte Frau hält er von vornherein für häßlich, einen schweigsamen Mann für talentlos oder für etwas noch schlimmeres. Verborgene Eigenschaften, meint der Fran=

zose, sind bloß für den, der sie besitzt, für die Andern zählen bloß die Vorzüge, die gezeigt werden. Darum ist er beflissen, alles vorzubringen, alles hervortreten zu lassen, was ihm irgend zum Lobe gereichen kann. Und im Eifer, seine Vorzüge darzustellen, vergreift er sich und führt solche an, die er nicht besitzt, und schneidet auf. Der Deutsche verbirgt nicht selten das Beste an sich, er weiß und taugt mehr, als er ausdrückt! Der Franzose hingegen läßt keine Falte seines Charakters, in welcher sich ein Splitterchen Verdienst findet, unenthüllt; er sagt mehr, als er weiß. Der Deutsche sucht vor Allem sich selbst zu genügen, der Franzose vor Allem den Andern zu gefallen. Niemand ist unabhängiger von der Gesellschaft, als der Deutsche, Niemand abhängiger als der Franzose.

Das ganze Streben des Franzosen ist ein gesellschaftliches, der Erfolg ist seine Gottheit, er kennt nichts Höheres und auch nichts so Hohes, als den Beifall seiner Zeitgenossen: die Nachwelt bedenkt er erst lange hinterher. Der Franzose mißt seinen Werth nach dem, was er bei Andern, bei seinen Mitbürgern, bei seiner Nation gilt, die ungesehene Großthat ist nicht für ihn und er nicht für sie gemacht. Ohne die Aussicht auf Anerkennung, auf Auszeichnung, auf ein Band oder Kreuz ließe er seinem Heldenmuth schwerlich freien Lauf. Der Ruhm, nach dem er, auf welchem Gebiete es auch sey, jagt, ist eine goldene Frucht an dem grünen Baum der Gegenwart.

Der Franzose wendet beim Sprechen große Sorgfalt nicht nur auf die Wahl des Ausdrucks, auf die klare Darstellung des Gedankens, sondern und vor Allem auf die Harmonie der an einander gereihten Laute, auf den Wohlklang der Sätze. Mädchen werden von ihren Müttern und

Erzieherinnen angeleitet, in sanften, gewinnenden Tönen mit weicher Stimme zu reden, und diese Musik der Sprache macht nicht den geringsten Reiz der Französin aus. In Deutschland wird an jungen Mädchen die Gefallsucht bekämpft, in Frankreich ausgebildet. Ich hörte deutschen Frauen von Französinnen allen Ernstes den Vorwurf machen, daß sie nicht kokett genug seyen, daß sie ihre Reize nicht in das rechte Licht zu stellen wissen.

Der Causeur, der Plauderer, ist eine französische Figur. Es ist dieß ein Mann, der über alles und nichts, und zu keinem andern Zwecke als zur Unterhaltung der Zuhörer geistreich, sey es ernst oder heiter, zu plaudern versteht, und der sich's angelegen seyn läßt, seine Kunst oder seine Fertigkeit im Salon zu üben. Der Plauderer wird dem Virtuosen bei weitem vorgezogen; denn der Franzose, zum Unterschied vom Deutschen, hält mehr auf das Wort, das einen Gedanken oder Begriff klar ausdrückt, als auf den Ton, der eine Stimmung andeutet. Es gibt Plauderer von Ruf und Profession, wie es Flötenspieler von Ruf und Profession gibt.

Alexander Dumas wird hier höher als Salonschwätzer denn als Romanschriftsteller geachtet. Die drolligen Geschichten, die erfundenen Erlebnisse, die Anekdoten und Begegnisse von bekannten Personen, die er mit der größten Leichtigkeit und Anmuth zu erzählen weiß, erheitern, entzücken jede Gesellschaft. Stundenlang fesselt er die Aufmerksamkeit und das lebhafteste Interesse seiner Zuhörer. In Deutschland hätte Einer, der mit der Wahrheit umginge wie Eulenspiegel, einen bösen Ruf und es würde ihm wohl schwerlich in den Salons das Wort gegeben werden. Etwas vom Eulenspiegel, oder besser gesagt von

Münchhausen hat übrigens fast jeder Franzose. Jeder flunkert ein wenig, sey es nun zu seiner eigenen Befriedigung oder zu Anderer Ergötzen, und im Gascogner, dem Großsprecher der französischen Südprovinz, zeigt sich diese Nationaleigenschaft nur in ihrer vollsten Entwicklung.

Alexander Dumas der Sohn ist bekannt und gesucht wegen seiner witzigen Einfälle, wegen seiner raschen und geistreichen Erwiderungen, wegen seiner Bemerkungen. Schade, daß der Schriftsteller trübsinnig geworden ist. Der Salon hat dieses noch mehr zu bedauern, als die Literatur und die Bühne. Das Metier hat aber noch mehrere Genossen. Thiers, Villemain, Salvandy, Dupin der Aeltere, St. Marc Girardin, Sainte Beuve ꝛc. sind berühmte Plauderer.

Es gibt Salons, in welchen weder Musik gemacht, noch gelesen, noch gespielt, sondern bloß geplaudert wird. Sie sind nicht die mindest besuchten, vorausgesetzt, daß sich in denselben ein angenehmer und berühmter Mittelpunkt findet. Im Salon des Herrn von Lamartine besteht die Unterhaltung in nichts anderem als in Plaudern.

Die Wunderkraft des Wortes in Frankreich beweist am besten der Umstand, daß dem Kaiser Napoleon die gelungeneren von seinen Reden manchen Empörten beschwichtigt, manchen Gegner gewonnen, manchen Feind versöhnt haben. Sie kümmern sich gar nicht darum, die Bewunderer der kaiserlichen Beredtsamkeit, was der hochgestellte Mann sagt und verspricht, ob es ehrlich gemeint ist und gehalten wird. Ihnen genügt die geschickte Weise, die Dinge zu sagen und zu versprechen. So sind die Franzosen, immer und in Allem hängen sie an der Form.

In der zweiten Kammer, dem sogenannten gesetz-

gebenden Körper, stellt sich bisweilen dem Beobachter ein Schauspiel eigener Art dar. Auf den Bänken sitzt, mit Ausnahme von fünf Republikanern und sonst noch etwa drei bis vier unabhängigen Abgeordneten, ein willenloser Haufen von Regierungscandidaten, der blindlings dem Winke der Minister folgt. Wenn nun Jules Favre, einer von den fünfen, spricht, wenn er die Gesetzlosigkeit, die Willkür der Gewalt mit logischer Schärfe geißelt, sieht man die dem höheren Einfluß unterworfene Menge, ja die Regierungscommissäre selbst, von dem Zauber der Worte gefesselt, athemlos an den Lippen des Redners hängen. Man merkt es ihnen an, daß sie sich sorgfältig überwachen müssen, um sich nicht zu Beifallsbezeugungen hinreißen zu lassen, und daß es ihnen Ueberwindung kostet, zu thun, was ihres Amtes ist: ihr Mißfallen kund zu geben. Hie und da neigt sich einer zum andern und flüstert ihm in's Ohr, damit es die Regierungscommissäre nicht hören: „Das ist wunderbar! Welch ein entzückendes Talent!“ Außerhalb der Kammer, wenn sie ein wenig sich selber angehören, erzählen sie ihren Frauen und Freunden, welch tiefen Eindruck der Oppositionsredner auf sie gemacht habe.

Am Hofe.

Kaiserin Eugenie.

Sie war wegen ihrer Schönheit und ihres gefälligen Wesens eine populäre Erscheinung in Granada, Sevilla und Madrid und das Volk nannte sie schlechtweg die Eugenia, die jetzt auf dem Kaiserthrone von Frankreich sitzt. Man verzieh ihr sogar das freiere Benehmen, welches sie von jenseits der Pyrenäen, wo sie erzogen und unterrichtet wurde, nach Spanien brachte, man verzieh ihr die Verstöße gegen die Landessitte, welche dem Weibe jedes Alters eine strenge Haltung, eine unerschütterliche Gravität auflegt. Die spanische Dirne schreitet mit Majestät durch die Straße und vermeidet es, durch eilige Schritte ihrer Würde etwas zu vergeben. Oefters haben wir in Madrid von dem reizenden Wildfang erzählen hören, der in Männerkleidern eben so kühn als geschickt vier Ponies lenkend, dahinstürmte, während des Laufes der Pferde vom Bocke und auf denselben springend, die Leute erschreckte und in Verwunderung setzte; wie sie von einer Gesellschaftsdame begleitet sich erging und in Laden einkehrte, um Bücher, Schmuck oder sonstigen Bedarf zu kaufen. Besonders viel sprach man von ihrer Erscheinung bei den Stierkämpfen in Nationaltracht, die Mantille um Haupt

und Schultern geworfen, zum Entzücken der Menge, zum Aerger der Damen, die auch schön waren, aber unbemerkt blieben.

Eugenia Maria de Montijo de Guzmann, Gräfin von Teba, waren ihre Namen und Titel, bevor sie zu der hohen Stellung gelangte, mit welcher ein eben so günstiges als unerwartetes Geschick sie bedacht und von der sie sich gewiß nichts hatte träumen lassen. Geboren ist sie am 5. Mai 1826 zu Granada in Andalusien, also in derjenigen Provinz, die sich vor den anderen Provinzen Spaniens durch den Geist, den Witz, die Anmuth, durch die künstlerischen und geselligen Talente der Bewohner hervorthut, wo man mehr als anderwärts in Spanien lacht und tanzt und singt und liebt. Dem Andalusier mißtraut man wegen seiner Kunst zu bereden und zu berücken, durch Vorspiegelungen zu täuschen, doch sucht man ihn wegen seiner Unterhaltungsgabe. Er ist der spanische Gascogner, nur noch ergötzlicher als dieser. Die Andalusierin wird vom Spanier als das reizendste verführerischste Weib angesehen und selbst den Schönheiten von Valencia und Altcastilien vorgezogen.

Beaumarchais konnte für seine Figuren: Figaro, Rosina, Almaviva 2c. 2c., für ihre Ränke nnd Intriguen keinen geeigneteren Schauplatz als Andalusien wählen.

Der Vater der Kaiserin, Graf Montijo, welcher die drei Grandezzen erster Classe: Banos, Mora und Teba vereinigte, hatte sich Napoleon I. gegen sein Vaterland angeschlossen. Die französischen Hofschmeichler rechnen ihm diesen Abfall zum Verdienste an und der Kaiser Napoleon in seiner Anrede an die Kammern vom 22. Januar 1853 wies auf denselben hin, um den Franzosen seine Wahl zu empfehlen; er sagte von der Spanierin, daß sie „Französin“

sei, „dem Herzen nach, durch Erziehung und durch die Erinnerung an das Blut, welches ihr Vater für die Sache des Kaiserreichs vergoß;“ er hätte Vortheilhafteres von ihr sagen und sie besser empfehlen können, wenigstens bei Leuten von Herz und Gewissen.

Die Mutter der Kaiserin, die Gräfin Montijo, ist eine geborne Kirckpatrick von Closeburn; sie stammt aus einer schottischen Familie, welche nach dem Sturz der Stuarts und wegen dieses Sturzes auswanderte; auch drückt sich die doppelte Abstammung aus dem Süden und aus dem Norden in der Erscheinung der Fürstin aus, welche mit über Frankreich gebietet. Das reiche, blonde, ins Röthliche spielende Haar, die engeren Augenkreise, der helle durchsichtige Teint und das in die Länge gezogene Oval des Gesichtes verrathen die Schottländerin, Gang und Haltung dagegen, die Lebhaftigkeit der Geberden, das Feuer im Blick, der zierliche Fuß, die sinnliche Gewalt im ganzen Wesen lassen die Südländerin erkennen, und aus diesem Gemisch hat sich an der Kaiserin ein eigenthümlicher Typus herausgebildet, der auffällt und anzieht, der Aufmerksamkeit erregt und einnimmt.

Nach dem Staatsstreich, den Ludwig Napoleon vermittelst der von ihm gewonnenen Soldaten am 2. December 1851 ausgeführt und der den gestürzten Kaiserthron in Frankreich wieder aufgerichtet, kamen sie herbei, die ein Verdienst um den Bonapartismus aufzuweisen hatten, und ihre Erben, um sich von der neu entstandenen Gewalt Güter und Auszeichnungen ertheilen zu lassen. Was die Zeit an Veteranen des mächtigen Feldhauptmannes aus Corsica verschont und übrig gelassen und ihre Sippschaft stürzten aus ihrer Dunkelheit, aus ihren Schmollwinkeln

und Verstecken hervor, um sich in dem aufgegangenen Glück zu sonnen, um lang vermißte Hofluft zu athmen. Unbekannte und verschollene Namen wurden von neu eingesetzten Herolden im Lande ausgerufen und der Ehrfurcht empfohlen. Wer irgend einen Anknüpfungspunkt zwischen seinem Schicksal und der durch den Gewaltstreich errichteten Herrschaft fand, eilte herbei, um etwas von der Frucht des Sieges zu erlangen. Von nah und fern, Fremde und Einheimische, Männer und Frauen, Soldaten und Bürger drängten sich, Gunst und Glück suchend, um den von den Prätorianern eingesetzten Imperator.

Nichts natürlicher, als daß die Gräfin Montijo, Wittwe des Grafen Montijo, welcher als Oberst in der Armee Napoleon I. gefochten und sonst noch dem französischen Einfluß in Spanien behilflich war, mit ihrer schönen Tochter am neuen Hofe erschien. Ob die Gräfin, welche sich einer hohen Stellung erfreute, welche Ehrendame der Königin Isabella war, bei ihren Besuchen in den Tuilerien irgend einen bestimmten Zweck verfolgte, das wissen wir nicht. Gewiß dachte sie nicht daran und konnte sie nicht daran denken, daß ihre Tochter zur Kaiserin der Franzosen erhoben werden würde; denn alle Welt mußte begreifen, daß es dem zur Herrschaft emporgebrachten Napoleoniden darum zu thun sein müsse, eine Prinzessin aus einem alt erlauchten Fürstenhause zur Frau zu erhalten, um sich unter den Herrscherfamilien festzusetzen; es war zudem kein Geheimniß, daß wegen einer solchen Verbindung alsbald nach dem Staatsstreich Unterhandlungen mit einigen Höfen, freilich mit der größten Vorsicht angeknüpft wurden.

Schon bei den Festen des Elisée erschien die Gräfin

Montijo mit ihrer Tochter, und Letztere machte großes Aufsehen, einerseits durch den Glanz ihrer Erscheinung, andererseits durch das Interesse, welches sie dem Präsidenten der französischen Republik einzuflößen wußte. Die Gäste des Elysée sprachen um jene Zeit viel von den ungewöhnlichen Aufmerksamkeiten, die der Prinz-Präsident der schönen Spanierin erwies und von der Gefahr einer anderen Frau ebenfalls von außerordentlicher Schönheit, aus dem Herzen des im Steigen begriffenen Napoleoniden verdrängt zu werden. Die andere Frau, wir dürfen sie nennen, ihr Name, eben so wenig als ihre früheren Beziehungen zu Ludwig Napoleon sind ein Geheimniß, die andere Frau ist Miß Howart.

Man sprach also viel um jene Zeit von der schönen Spanierin mit den goldenen Haaren, die mit so viel Anmuth schreitet, tanzt und lacht, der es gelingt, den ernsten, von Sorgen eingenommenen Prinz-Präsidenten heiter zu stimmen und die gefährlichen Staatsverwicklungen vorübergehend vergessen zu machen. Die Meisten in der Welt, wo sich die Gräfin und der Prinz bewegten, dachten, daß die heißen Bewerbungen des Prinzen um die Gunst der schönen Gräfin ein rascher Erfolg krönen und Alles mit einem Wechsel der Favoritin endigen werde. Sie irrten, die Bewerbungen des Präsidenten wie nachher des Kaisers scheiterten an dem Widerstand der Gräfin, welche zu der Rolle einer unlegitim Begünstigten sich nicht hergeben wollte.

Es ist mir noch gegenwärtig, wie sich gegen Ende des Jahres 1852 in Paris das Gerücht verbreitete, daß der Beherrscher der Franzosen sich mit einer jungen Dame vermählen wolle, vermählen werde, die keinem Fürstenhause

angehöre, für die er aber in Liebe entbrannt sei, daß seine Leidenschaft den Sieg über alle entgegenstehenden Staatsrücksichten davon trage.

Die Pariser waren nie bonapartistisch gewesen und sind es jetzt noch nicht. Die eine politische Stimmung haben, sind Republikaner oder Orleanisten, je nachdem sie den höheren, oder den unteren und mittleren Classen der Gesellschaft angehören.

Bei Gelegenheit der Präsidentenwahl hat Paris für den General Cavaignac und nicht für den Prinzen Napoleon gestimmt, der Beweis ist schlagend, mathematisch. Um die Zeit, als die Gerüchte von der Liebe und den Heirathsabsichten des Kaisers durch die Stadt zogen, betrachteten die Pariser die gegen ihren Willen gewaltsam durch gewonnene Bajonette eingesetzte Regierung, deren Oberhaupt, die Paladine derselben, meist von zweideutigem Ruf, von bestrittenem Ansehen, als etwas Fremdes, Unhaltbares, als Pflanzen ohne Boden und Wurzel, die nicht wachsen und treiben, die der nächste Wind verweht. Theils mit Hohn, theils mit Gleichgiltigkeit, theils sogar mit Unglauben nahmen die Bewohner der Seinestadt die umlaufenden Erzählungen auf, daß der Kaiser eine Dame zur Gattin gewählt, die keine Fürstentochter sei. Der Unglaube gründete sich auf die Voraussetzung, daß ein Mann von Besonnenheit und Kaltblütigkeit, wie Ludwig Napoleon, der nicht mehr im Alter romanhafter Schwärmerei, ein größeres Recht seinem Interesse, als seiner Leidenschaft einräume.

Die Anhänger, insbesondere die amtlichen Vertreter und Verfechter der neuen Dinge, erschraken über den Entschluß des Kaisers, sich des Mittels, in Europa eine

Stellung zu erlangen, freiwillig zu berauben. Sie fürchteten besonders die Annahme von Seiten der Franzosen, daß dem „Emporkömmling" die Pforte zu der Gemeinschaft mit den europäischen Fürstenhäusern verschlossen sei, daß er die Trauben sauer findet, weil sie ihm zu hoch hängen. Vorstellungen der eindringlichsten Art gegen das Vorhaben, die energischsten Abmahnungen wurden von den Ministern und anderen Räthen des Herrschers versucht, allein die Reize der schönen Frau wirkten mächtiger als all die politischen Gründe, welche gegen die Heirath ins Feld geführt wurden. Schon damals, wie heute, mißtraute Napoleon der Einsicht und der Absicht der meisten seiner Räthe und verfolgte er ihren Einwendungen zum Trotze das Ziel, welches er sich vorgesetzt hatte. Wie viele von den Hofleuten, welche heute für die Fürstin nichts als morgenländische Huldigungen, Lobgesänge und dithyrambische Verherrlichungen haben, warnten damals vor den schlimmen Folgen der „Mißheirath".

Am 22. Januar 1853, ein Jahr nach dem Staatsstreich, sechs Wochen nach Verkündigung des Kaiserreiches, that Ludwig Napoleon den in die Tuilerien berufenen Staatskörpern seinen Beschluß mit folgenden Worten kund:

„Frankreich hat sich durch die auf einander folgenden Umwälzungen immer von dem übrigen Europa abgesondert; jede verständige Regierung muß trachten, es in den Schooß der alten Monarchien zurückzubringen. Dieses Resultat wird jedoch viel sicherer erzielt werden durch eine gerade und offene Politik, durch die Redlichkeit des Verkehrs, als durch Verbindungen, welche eine trügerische Zuversicht erzeugen und oft dem Nationalinteresse das Familieninteresse unterschieben.

Außerdem haben die Beispiele der Vergangenheit in dem Geist der Völker Aberglauben zurückgelassen; er hat nicht vergessen, daß seit siebzig Jahren fremde Prinzessinnen die Stufen des Thrones bestiegen haben, nur um ihren Stamm versprengt und geächtet zu sehen, sei es nun durch den Krieg oder die Revolution.

Eine einzige Frau schien Glück zu bringen und in der Erinnerung des Volkes zu leben, und diese Frau, die bescheidene und gute Gemahlin des General Bonaparte, war nicht aus königlichem Blute entstammt.

Es muß indessen anerkannt werden, die Vermählung Napoleon I. mit Maria Louise im Jahre 1810 war ein großes Ereigniß: sie war ein Unterpfand der Zukunft, eine wahrhafte Genugthuung für den Nationalstolz, da man das alte und berühmte Haus Oesterreich, welches uns so lange bekriegt hatte, um die Verbindung mit dem Oberhaupt einer neuen Herrschaft sich bewerben sah. Hatte unter der letzten Regierung dagegen die Eitelkeit des Landes nicht zu leiden, als der Kronerbe während mehrerer Jahre fruchtlos um die Verbindung mit einem souveränen Hause nachsuchte und endlich eine Prinzessin erhielt, die ohne Zweifel vollkommen, aber untergeordneten Ranges und einer anderen Religion war?

Wenn man Angesichts des alten Europa's durch die Gewalt eines neuen Princips zur Höhe der alten Dynastien emporgetragen wird, macht man sich nicht etwa dadurch annehmbar, daß man ein altes Wappen annimmt oder daß man um jeden Preis bei den Familien der Könige sich einzuführen sucht, sondern viel mehr, daß man sich immer seines Ursprungs erinnert, daß man seinen besonderen Charakter beibehält und Europa gegenüber offen

die Stellung des Emporkömmlings (parvenu) annimmt; ein ruhmwürdiger Titel, wenn man emporkommt durch die freie Abstimmung eines großen Volkes. Auf diese Weise veranlaßt, von dem Vorhergehenden, bis heutigen Tages Befolgten, abzuweichen, war meine Heirath nur eine Privatangelegenheit. Es erübrigte nur noch die Wahl der Person.

Diese, welcher ich den Vorzug gegeben habe, ist von hoher Abkunft, Französin mit dem Herzen, durch Erziehung, durch das Andenken des Blutes, das ihr Vater für die Sache des Kaiserreichs vergossen hat. Als Spanierin hat sie das für sich, daß sie in Frankreich keine Familie hat, der man Ehren und Würden zu verleihen braucht. Mit allen Vorzügen der Seele begabt, wird sie die Zierde des Thrones sein, wie sie am Tage der Gefahr eine seiner Stützen sein wird. Katholikin und fromm, wird sie dieselben Gebete wie ich für Frankreich an den Himmel richten; anmuthig und gut, wird sie wieder aufleben machen, in derselben Stellung, dieses ist meine feste Hoffnung, die Tugenden der Kaiserin Josephine."

Den Parisern gefiel diese Sprache, die sich so weit entfernt hielt von der herkömmlichen Gespreiztheit und Salbung fürstlicher Anreden, und durch die der Herrscher seiner Stellung und seiner Wahl einen demokratischen Anstrich gab. Die Wahl selbst der ungefürsteten Dame gefiel ebenfalls. Nur hätten die Spießbürger gewünscht, daß die Erkorne eine Französin gewesen wäre mehr als mit dem Herzen, von Geburt. Doch zeigte man sich bereit, ihr die fremdländische Abkunft nachzusehen, wenn sie einzunehmen und ihre Persönlichkeit sie den Sympathien zu empfehlen geeignet wäre. Aufs Aeußerste gespannt war die Neugierde der Menge, lebhaft war ihr Verlangen, die

Frau zu sehen, deren Schönheit im Stande war, den gereiften kühl rechnenden Mann zu jugendlicher Begeisterung fortzureißen und ihm eine Leidenschaft einzuflößen, die mächtiger als sein Ehrgeiz war. Mehr noch als das stärkere Geschlecht interessirten sich die Frauen für die Heldin des wunderlichen Romanes, die Verkörperung ihrer eigenen Allgewalt.

Am 30. Januar fand die Trauung in der Notre-Dame-Kirche statt, nachdem am Tag zuvor die Civilehe geschlossen worden war. Ein heller Wintertag begünstigte die religiöse Feierlichkeit, welche man, wie alle öffentlichen Feste unter dem zweiten und auch ersten Kaiserreich mit blendendem Glanz umgab. Die Straßen und Plätze, durch welche der Zug kommen mußte, waren mit Menschen vollgedrängt, welche sich großen Unbequemlichkeiten aussetzten, um die kaiserliche Braut zu sehen. Blaß und ernst saß diese in dem prachtvollen Wagen, der sie dahin führte zur Theilnahme an der Herrschaft über eine der ersten Nationen der Welt und an den sich eine ominöse Erinnerung knüpft; denn er hatte den König von Rom, nachmals Herzog von Reichsstadt, in dieselbe Kirche zur Taufe gebracht. Der Kranz von Orangenblüthe, das Abzeichen der Jungfräulichkeit schlang sich zierlich und bescheiden um das Haupt, dem eine Krone zufiel, und brachte sie Allen näher, während der Diamantengürtel um den schlanken Leib und der mit Diamanten besäete Schleier den hohen Rang und die Entfernung der Fürstin von anderen Frauen ausdrückten. Sie konnte kaum lächeln, wenn sie für die geräuschvollen Beifallsbezeugungen dankte.

Auf dieses laute Rufen und Klatschen ist nichts zu geben, es war, wie bei so vielen anderen Gelegenheiten von der Polizeipräfectur veranstaltet; aber es läßt sich

nicht läugnen, daß die schöne Dame einen günstigen Eindruck auf die Pariser und auch nicht Pariser hervorgebracht, welche die Feierlichkeit zu sehen in die Stadt an der Seine gekommen waren.

Daß es dem schönen Fräulein von hoher Abkunft, welches durch Reichthum und Ehren glänzte, an Freiern nicht gefehlt, bevor sie das Herz des Herrschers gewonnen, läßt sich leicht denken. Der Herzog von Ossuna, aus einer der ersten Familien Spaniens, war unter den zurückgewiesenen Bewerbern um ihre Hand. Glücklicher war ein junger Brasilianer, Herr Mansilla, ein Neffe des Generals Rosas, dessen Huldigungen genehmigt wurden und welcher, schon als die anfangs unbestimmten Werbungen Ludwig Napoleons angefangen hatten, dem Gegenstand seiner Wünsche und seiner Aufmerksamkeiten täglich ein Liebeszeichen schickte. Jeden Morgen brachte der Hauswart (concierge) der Maison dorée, wo der junge Mann seine Wohnung hatte, einen prächtigen Blumenstrauß in das Haus der Gräfin Montijo, Place Vendome. Erst als bekannt wurde, daß dem Fräulein sich eine Krone darbiete, hörten die Blumensendungen auf.

Nun befand sich denn die junge Dame mit ihrer Jugend, ihrer frischen Laune, ihrer glücklichen Unbesonnenheit in dem alten Königspalaste, den man Tuilerien nennt und der ernste schauerliche Geschichten von früheren Bewohnern zu erzählen weiß, von Bewohnern, die so glänzend begonnen und so traurig geendet haben; sie befand sich an der Seite des Mannes, den der Strom der Ereignisse aus Drangsal und Vergessenheit empor auf einen Thron gespült und an dem schwere Erfahrungen den Jahren die Spuren der Jugend verwischen geholfen.

Die ihr nahe gestanden, Verwandte und Freunde, waren begierig zu sehen, was aus dem aufgeweckten Geiste, aus der liebenswürdigen Ausgelassenheit des Fräuleins in der schwülen Hofluft werden möge, ob sie dem steifen Ceremoniel widerstehen oder unterliegen werde. Sie wußten nicht, daß diese Sorglosigkeit, diese Frische des Wesens zu sehr Eigenheit ihres Naturelles seien, um durch eine künstlich erzeugte Einwirkung überwunden werden zu können. Die Natur der Grafentochter brauchte übrigens nicht einmal dem Druck der neuen Atmosphäre großen Widerstand zu leisten; denn wenn auch am Hofe des zweiten Kaiserreichs bei allen officiellen Feierlichkeiten mit großer Strenge auf die Etiquette gehalten wurde und wird, wenn auch Ludwig Napoleon sich zu gut auf die Kunst zu herrschen versteht, den Einfluß der Formen und Symbole auf die Einbildung der Menge zu klar erkennt, um die theatralischen Anordnungen, die Wirkung der Costüme, die absonderliche Regel für den amtlichen Verkehr, den Codex der Hofgebräuche außer Acht zu lassen, so ist er andererseits ein zu kluger und zu einfacher Mann, um etwas von der officiellen Gespreiztheit in den traulichen Familienverkehr und wie Ludwig XIV. die Dalai lama Majestät aus dem Thronsaal in das Boudoir mitzubringen. Selbst schlicht, ohne Förmlichkeit im Umgang mit der freigewählten Lebensgefährtin, behielt diese hinter den Coulissen die volle Freiheit ihres Temperaments und ihrer Natur; und im Verlaufe dieser Darstellung wird es sich zeigen, daß die Kaiserin Eugenie nach den Vorstellungen, bei welchen sie die Rolle der Herrscherin zu spielen hat, ungezwungen ihrer Stimmung folgt und Fräulein Montijo von ehemals wird, und wie sehr sie es liebt, den Fesseln

der Etiquette entledigt sie selbst zu sein, unbefangen mit ihren Launen, Neigungen, mit ihrem Bedürfniß der Mittheilung, mit ihren Anwandlungen von Muthwillen. Sie beobachtet keine gespreizte Form in Sprache und Benehmen. Ludwig XIV., der nicht einen Augenblick die Krone auf seinem Haupte vergaß, hätte eine solche Ungezwungenheit als Majestätsverbrechen mit seiner Ungnade bestraft.

Wie es hergebracht ist und als unerläßlich erscheint, wurde das Haus der Kaiserin gebildet, aus Damen bestehend, die den Familien der Helden und Märtyrer des ersten Kaiserreichs angehören. Die Fürstin von Eßling ist Großmeisterin, die Herzogin von Bassano Ehrendame, welchen nach und nach als Palastdamen beigegeben wurden: die Gräfin von Montebello, Gattin des Generals, welcher die französische Besatzung in Rom befehligte, die Vicomtesse Lézay-Marnesia, deren Gatte von altadelicher Abkunft, in die Verschwörung des 18. Fructidor verwickelt, in die Fremde flüchten mußte, der nachmals dem ersten Kaiserreich, der Restauration, der Julireregierung mit gleicher Treue als Beamter gedient hat, 1848 durch die Revolution aus der Liste der Staatsangestellten gestrichen, vom zweiten Kaiserreich, dem es immer an fähigen Leuten gefehlt hat und noch fehlt, zum Senator erhoben (1852) und im Jahre 1857 zu Blois selig im Herrn entschlief, die Baronin von Pierres, die Marquise von Las Marismas, die Gräfin von Latour-Maubourg, deren Mann unter Napoleon I. gefochten und sich den folgenden Regierungen, wie sie auch hießen, anschloß. Die Wittwe des durch sein tragisches Ende berühmten Obersten Labedoyère, der von den Fanatikern der Restauration erhascht

und hingerichtet wurde, weil er sich mit seinem Regimente Napoleon angeschlossen, als derselbe von Elba kam. Selbst die Hinrichtung des Marschalls Ney hat der Restauration nicht so viel geschadet, als die des Obersten, der populär in der Armee gewesen, der, jung und hoffnungsvoll, die Mittel zur Flucht zurückwies, welche ihm vielleicht durch den Hof Ludwig XVIII. selbst geboten wurden, und der mit der Ruhe und Gelassenheit eines Weisen des Alterthums, dem die „Frommen" jener Zeit Gift credenzten, den Tod empfing, eine junge Wittwe zurücklassend, die, in ewige Trauer sich hüllend ob des unermeßlichen Verlustes für sie, dem Leben auf immer entsagte, ohne in ein Kloster zu gehen. Sie ließ sich von Napoleon III. zur Palastdame ernennen, um das Andenken des geopferten Gatten zu ehren. Ihren Schmerz hat die lange Zeit nicht geheilt, schlecht paßt die Betrübte zu den Hoffesten. Noch sind Palastdamen Frau de la Poèze, de Lourmel, de Rayneval de Sancy, de Sauley; die Rechte und Pflichten dieser Damen sind jedoch nicht mehr so streng gezeichnet, wie ehemals am Hofe von Versailles, und die Kaiserin Eugenie hat nicht nöthig, auf ihr Hemde zu warten und ungeduldig zu werden, wie die Königin Marie Antoinette, wenn die Prinzessin nicht bei der Hand war, welcher allein das Recht zustand, der Herrschenden das Hemde zu reichen. Der am Hofe der älteren Bourbonen herrschende Gebrauch, daß ein Schranze hohen Ranges sein Lager im Schlafgemach der Fürstin gebettet, entweihend in die heiligen Mysterien der Ehe eindringt, was nach unseren bürgerlichen Begriffen für unanständig gilt, ist längst abgeschafft. Seit der großen Revolution sind die Gesetze der Schicklichkeit in höheren Sphären dieselben, wie in der niedern Hütte; es

gibt keine andere Schamhaftigkeit für die Fürstin, als für ihre Arbeiterin. Diese Gleichheit zum mindesten ist hergestellt.

Wie Ludwig Napoleon seit dem Beginn seiner Herrschaft auf seine eigene Popularität bedacht war, so war er auch beflissen, der schönen Frau, die er an sein Schicksal geknüpft, Sympathien im Lande zu gewinnen.

Ein geschichtliches nicht sehr weit entfernt liegendes Factum zeigte ihm, wie leicht in Frankreich das Uebelwollen gegen die Fürstin auf die Person und die Regierung des Fürsten zurückfällt; außerdem mußte er begreifen, daß dem Erben seiner Gewalt das Vermächtniß zweifacher Popularität noththun könnte, weil in Frankreich die patriarchalische Zeit vorüber ist, da der Thron, auf unerreichbare Höhe gestellt, die ihn einnehmen, dem Urtheil entrückt und mit einem Nimbus umgibt, der die Augen blendet. Der Thron wie alles Andere ist der Prüfung näher gekommen, in welcher er zu bestehen bedacht sein muß. Nach den Erschütterungen, die er erfahren, muß er selbst gestützt, durch allerlei Werke vertheidigt werden. Napoleon wies seiner Gemahlin fromme Werke zu, er machte die Wohlthätigkeit zu ihrer politischen Aufgabe.

Der Gemeinderath von Paris, wie er nach dem Staatsstreich von der Regierung zusammengesetzt worden war, beschloß den Ankauf eines Schmuckes für den Betrag von 600,000 Franken, den er der Kaiserin, zu ihrer Vermählung zum Geschenk machen wollte. Sie bestimmte die Summe zur Gründung eines Waisenhauses. Der Zug hatte seinen günstigen Erfolg, und so glücklich wurde in dieser Richtung fortgewirkt, daß heute Niemand der Gemahlin Napoleon III. den Ruf der Wohlthätigkeit streitig

macht. Es ist nicht die Art des Franzosen, nach dem Ursprung einer That oder Handlung zu fragen, und den Dingen, die ihm gefallen, krittelnd auf den Grund zu gehen, er nimmt das Gute, das vollbracht wird, mit Wohlwollen und Anerkennung hin, ohne sich darum zu kümmern, ob es der Kopf oder das Herz eingegeben; da man der Kaiserin, die sich zweifach durch ihre Persönlichkeit und durch ihre Werke des Mitleids empfahl, nichts vorzuwerfen hatte, bildete und entwickelte sich ihre Popularität inmitten der Parteifeindseligkeiten, welche gegen die Regierung gerichtet waren, und unberührt von dieser Feindseligkeit. Zwar drohten die Gerüchte von ihrer Einmischung in die römische Frage zu Gunsten des Papstes und der weltlichen Gewalt dieser Popularität in Paris Abbruch zu thun, da jedoch diese Gerüchte verschollen sind, da es der Presse, vermöge des harten Druckes, der auf ihr lastet, unmöglich ist, diesen Gegenstand in den Bereich ihrer Verhandlungen zu ziehen, ist der Vorwurf vergessen und die Kaiserin Eugenie nach wie vor eine allgemein beliebte Erscheinung.

Die Kaiserin Eugenie ist Spanierin in dem ganzen Umfang der Bedeutung, sie ist fromm bis zum Aberglauben, heftig, aufbrausend, eifersüchtig, von ungezwungener Art, herablassend, ohne Absicht, d. h. leicht über die Schranken, welche die Stände trennen, sich hinwegsetzend und den eigenen Vorrang wie die eigene Unterordnung außer Acht lassend. Es ist nämlich zu wissen, daß die Gleichheit, die Verschmelzung der Classen und Stände, deren sich die Franzosen nicht unbedingt, sondern nur vergleichungsweise mit Recht rühmen, in Spanien erlangte Güter sind. In keinem anderen monarchischen

Staat ist das Bewußtsein und die Ueberzeugung der Ebenbürtigkeit Aller so verbreitet wie in Spanien. Es kommt dem Spanier niemals der Gedanke, daß irgend Jemand durch Stellung, Abkunft oder Vermögen mehr sein könnte, als er, da er doch das Höchste ist, das man nur sein kann: ein Spanier. Nirgends wie in Spanien sieht man Leute aus hochadeligen Familien von mehreren Grandezzen und bürgerlich geborne und erzogene Personen mit einander auf vertraulichem Fuße verkehren. Jene ohne Ueberhebung oder Herablassung, diese ohne Trotz und Anmaßung.

Die Fürstin auf dem französischen Kaiserthron weiß nichts von dem Stolz und dem Dünkel, die eine hohe überragende Stellung eingeben. Sie geht mit Schranzen und Dienern wie mit ihresgleichen um, sie scherzt und lacht mit ihren Arbeiterinnen, mit ihrer Nätherin und Putzmacherin, wie mit Damen ihres Umgangs.

Die Glückliche, welche der Kaiserin die Anzüge oder wenigstens die meisten Anzüge fertigt, ist eine Frau Moga. Sie gewinnt 200,000 Franken jährlich, da die ganze höhere officielle Damengesellschaft und selbst die Bankiers-Frauen, welche auf große Eleganz halten, gegen den guten Ton zu verstoßen glaubten, wenn sie ein Kleid anzögen, das in einer anderen Werkstatt als der der Frau Moga die Weihe erhalten.

Eines Tages kam Frau Moga nach St. Cloud, um mit der Kaiserin über die „Staatsangelegenheit“, welche derselben als die wichtigste gilt, zu sprechen. Die Fürstin erging sich im Park, und einer der Aufwärter des Palastes zeigte aus Versehen dem Kaiser an, daß ihn Frau Moga zu sprechen wünschte. Der Kaiser, galant wie er ist,

ging ohne weitere Umstände, die Angekommene zu empfangen, und er knüpfte eben mit der Kleidermacherin ein Gespräch an, als die Fürstin von dem Spaziergang zurückkehrte.

„Wie, Madame Moga," rief diese unter Lachen, „Sie benützen meine Abwesenheit, um den Kaiser zu verführen!"

Der Kaiser lächelte und die Nätherin, weit entfernt in Verlegenheit zu kommen, fühlte sich durch den Scherz geschmeichelt und rühmte sich desselben nachher zu Freunden und Bekannten, wie einer hohen Auszeichnung.

Madame Ode, die Putzmacherin, rue de la Paix, welche wegen ihres Geschmackes und zum Theil auch wegen ihrer guten Art zu sprechen und sich zu benehmen der Kaiserin angenehm ist, war noch glücklicher als Madame Moga. Sie kam eines Tages ebenfalls nach St. Cloud, als der Kaiser und die Kaiserin sich auf der Terrasse befanden; sie näherte sich, und die Kaiserin in einer Anwandlung heiterer Laune rief: „Louis, küssen Sie doch Madame Ode."

„Mit Vergnügen," erwiderte der Beherrscher der Franzosen, nahm den Hut ab, ging auf die Putzmacherin zu und pflanzte einen Kuß auf ihre Wange. Es ist zu bemerken, daß Frau Ode äußerlich von der Natur sehr vernachlässigt ist und daß dem Scherze der Kaiserin ein wenig Bosheit zu Grunde lag.

Nie war der Kaiserin der Zwang der Etiquette lästiger, als auf ihrer spanischen Reise, während ihres Aufenthaltes am Hofe von Madrid; sie gestand dieses ganz frei ihrer Umgebung, und sie athmete förmlich auf, als sie im Escorial von dem königlichen Paare Abschied genommen hatte und wieder sich selbst und ihrer Laune ange-

hörte. Auf dem Schlosse des Herrn Salamanca in der Nähe von Toledo angekommen, erklärte sie alles Ceremoniel für aufgehoben.

„Nun bin ich Fräulein Montijo und nicht Kaiserin der Franzosen!“ rief sie der Gesellschaft zu, und in der That machte sie alle steife Zurückhaltung verschwinden, verschaffte sie dem Vergnügen freien Lauf.

Vermöge ihrer Familiarität Allen gegenüber, die ihr näher kommen, würde die Kaiserin Eugenie von ihrer Umgebung vergöttert, wenn nicht ihr auffahrendes Wesen häufig verletzte und eine zurückstoßende Wirkung hervorbrächte. Schranzen und Diener ziehen die unerschütterliche Sanftmuth des Kaisers, den zwischen Freundlichkeit und Schärfe abwechselnden Stimmungen der Kaiserin vor. Auf Züge von Großmuth und Edelsinn an der Fürstin und auf die schöneren Resultate dieser Energie, welche manchmal unbequem sein mag, legt die blos um ihr eigenes Wohlergehen bekümmerte Schaar von Untergebenen nur geringes Gewicht, wenn sie selbst aus diesen Zügen und Resultaten keinen Vortheil zieht. Wir aber verzeihen, ja wir preisen diese Heftigkeit, wenn sie ein Unmenschliches verhütet, wenn sie einen einzigen Menschen dem sicheren Verderben entzogen, und gereichte sie einem Heer von Lakaien aller Art zur Qual.

Und dieses war der Fall kurz nach der Erhebung des Fräuleins auf den französischen Thron.

Im Departement de l'Herault brach eine vereinzelte Erhebung (1853) gegen die vorhandene Gewalt aus und wurde mit Leichtigkeit überwunden: die hervorragendsten Theilnehmer an diesem Aufstand wurden: die Einen zur Deportation, die Anderen zum Tode verurtheilt. Mütter,

Väter, Schwestern und Brüder, sonstige Verwandten und Freunde der Unglücklichen erfüllten das Departement mit ihren Klagen und rissen alle Classen der Bevölkerung zum Mitleid hin. Angesehene Leute, unter ihnen Geistliche, bildeten sich zu einer Deputation und reisten nach Paris ab, um die Verwendung der Kaiserin und durch diese die Begnadigung der Verurtheilten zu erlangen.

Die Deputation wurde von der jungen Fürstin empfangen und trug durch den Mund eines Geistlichen aus ihrer Mitte die Bitte vor. Die Kaiserin schien gerührt und versprach ihre Verwendung bei dem Gemahl. Auch begab sie sich, nachdem sie die Deputation entlassen hatte, zum Kaiser mit ihrer Fürbitte. Der Herrscher jedoch wendete ein, daß all' seine Getreuen zur Strenge riethen, daß namentlich die Minister von Begnadigung der Empörer nichts hören wollten, weil sie der Ansicht wären, daß ein Beispiel gegeben werden müßte, um das Uebelwollen gegen die Regierung im Lande abzuschrecken und niederzuhalten. Durch diese Weigerung wurde der Eifer der Fürstin jedoch nur noch mehr gestachelt. Sie brach in Thränen aus, sie rang die Hände, mit Worten und Gebärden der lebhaftesten Art drang sie ungeachtet aller Gegenvorstellungen und Gründe auf die Begnadigung der Verurtheilten.

„Nein!" rief sie wie außer sich, „sie dürfen nicht der Staatsklugheit geopfert werden; es soll nicht heißen, daß meine erste Bitte um Gnade vom Kaiser der Franzosen zurückgewiesen wurde."

Kurz, so lange mit der ihr eigenen Energie bestürmte sie den Monarchen, bis er nachgab und die Empörer trotz der Ansicht seiner Minister und der anderen Räthe begnadigte.

Bei Gelegenheit des Attentats vor der großen Oper im Januar des Jahres 1858 zeigte sich die Kaiserin gefaßt und so beherzt, als es sich von einer Frau in einem so schweren Augenblicke erwarten läßt. Das Publikum im Theater wollte bemerken, daß sie minder erschüttert als der Kaiser aussah, dem der Vorfall bekanntlich sehr zu Gemüthe ging. Als sie aus dem Wagen dem Kaiser nachgesprungen war, ergriff sie dessen Arm und sprach, sich zur Ruhe emporraffend:

„Zeigen wir ihnen, daß wir nicht so feige sind, wie sie.“

Glücklicher war das Wort, welches sie dem Kaiser zur Antwort gab, als er sie vor dem Eingang in das Opernhaus nach ihrem Befinden frug.

„Es ist ja unser Beruf,“ erwiderte sie mit einem bitteren Lächeln, „uns tödten zu lassen.“ (C'est notre metier de nous faire tuer.) Derselbe Gedanke, dieselbe Anschauung, wie in dieser seltsamen Antwort, spricht sich in einem ganz besonderen Interesse der Kaiserin für die eben so herzhafte als unglückliche Königin Maria Antoinette aus, und was noch eigenthümlicher erscheint, diese Hinneigung zu der im Sturme untergegangenen Fürstin zeigte sich bereits bei Fräulein Montijo. Als ihre Habseligkeiten aus der Wohnung Place Vendome nach den Tuilerien geschafft wurden, wollte sie den eingerahmten Kupferstich, welcher die Königin Marie Antoinette darstellt, Niemand anvertrauen, und trug ihn selber nach der neuen Behausung.

In der Regel ist die Kaiserin Eugenie gegen neun Uhr Morgens nicht nur aus dem Bette, sondern schon angekleidet und zu ihrem täglichen Spaziergang ausgerüstet. Doch kleidet sie sich noch drei Mal um, wenn

sie von dem Spaziergang zurückkehrt; vor Tische und dann für den Abend. Sie arbeitet zweimal die Woche mehrere Stunden mit ihrem „secretaire de commandement,“ Herrn Damas-Hinard, welcher spanischer Abkunft ist und eine französische Erziehung genossen hat. Sie prüft die Berichte über die unter ihrem Schutz und ihrer Leitung stehenden Hilfsanstalten und die Gesuche von Armen und Bedrängten, welche an sie gerichtet werden. Der Kaiser ist meist in der Nähe, wenn sie diese Arbeiten vornimmt und so, wie sich ein verwickelter Fall darbietet, ruft sie: „Louis, was ist da zu thun?“

Zur Milde und zur Hilfe zeigt sie sich fast immer geneigt. Einmal legte ihr Herr Damas-Hinard eine Bittschrift vor, in welcher der gerichtliche Vertheidiger eines Angeklagten und Verurtheilten die Gnade der Fürstin für seinen Clienten anrief. Der Grund der Anklage und Verurtheilung waren beleidigende Worte gegen die Kaiserin, die der vor Gericht Gestellte laut und öffentlich ausgesprochen hatte. Der Anwalt führte an, daß eine Frau und fünf Kinder ohne Brot blieben, wenn der allerdings Schuldige der Arbeit entzogen würde.

„Was konnte den Mann gegen mich aufbringen?“ frug die Kaiserin ihren Secretär.

„Die politische Leidenschaft,“ entgegnete dieser.

„Was hat er denn eigentlich gegen mich gesagt?“

„Eure Majestät wird mir wohl erlauben, über diesen Gegenstand zu schweigen.“

„Kennt er mich denn, weiß er denn auch nur etwas von mir, um mir so Uebles, Unaussprechliches nachzusagen?“

„Er kennt weder Eure Majestät, noch weiß er was von Ihr. Die beleidigenden Worte wurden von politi-

scher Leidenschaft eingegeben, von nichts weiter. Er hat Eure Majestät nie gesehen, wahrscheinlich nie etwas von Ihrem Privatleben gehört.“

„Er hat mich nie gesehen, er kennt mich nicht? — Nun, so soll er mich kennen lernen!“ rief die Fürstin; „ich verzeihe ihm und will seine Begnadigung erwirken.“

Sie that, wie sie sagte. Der Verurtheilte wurde vom Kaiser begnadigt.

Am Angelegentlichsten beschäftigt sich die Kaiserin Eugenie mit der Toilette, was sich leicht erklärt, da sie eine Frau, ganz und gar eine Frau, eine Spanierin und Beherrscherin der Franzosen ist. Die Puritaner der amtlichen Welt, die Catonen mit hohen Aemtern und Würden tadeln es, daß sie so viel Sorgfalt auf ihren Anzug wendet und ernsteren, wichtigeren Dingen ihre Aufmerksamkeit entzieht, daß sie nach dem orientalischen Geschmack ihres Landes ins Auge springende Gewänder (des toilettes tapageuses) liebt, ja, sie werfen ihr Frivolität und einen unvortheilhaften Einfluß auf den Kaiser vor, indem sie ihn zu leeren Vergnügungen und Zerstreuungen, zur Zeitverschwendung hinreißt, indem sie allerhand Dichter, Komödianten, Possenreißer, wie Jules Sandeau, Octave Feuillet, Mérimée und wie sie Alle heißen, an den Hof zieht, lauter Leute, die von der Republik des Plato ausgeschlossen blieben, die selbst ernsten Geschäften fremd, den Sinn von ernsten Geschäften ablenken. Man mache sich am Hofe viel zu viel mit Maskeraden, mit Gesang, Tanz und Schauspiel zu schaffen, um das Amt des Regierens, welches in Frankreich so schwierig geworden, mit der nöthigen Sammlung erfüllen zu können, und an diesem Uebel sei die Kaiserin Schuld.

Unsere Sache ist es nicht, die hochgestellte Frau, deren Schilderung wir unternommen, gegen diese oder andere Anklagen in Schutz zu nehmen; wir schreiben keine Lobrede, und auch keinen Angriffsartikel, wir führen Thatsachen an; diese mögen nun schmeicheln oder nahetreten, Vorzüge und Fehler der Heldin dieser kurzen Darstellung ausdrücken. — Das ist ihre Sache. Es kostet uns aber auch keine Anstrengung, unsere politische Leidenschaft diesen Zeilen fern zu halten, denn unserer Ansicht nach sollten Frauen, wo sie auch stehen, wie nahe sie auch dem Getümmel der Parteikämpfe kommen, immer berücksichtigt und geschont bleiben; nur die Rohheit des Barbaren kann diese Regel überschreiten.

Nicht unternehmen wir es also, die obgedachten Vorwürfe, welche der Kaiserin Eugenie gemacht werden, zu entkräften; das Eine jedoch wollen wir mit der Festigkeit einer tiefen Ueberzeugung aussprechen, daß die Getadelte weit mehr werth ist als die Tadler, die längst alles Recht eingebüßt haben, über den Werth eines Menschen abzusprechen. Sie haben zu oft geküßt und verrathen, als daß ihre Huldigung oder ihre Feindseligkeit irgendwie ins Gewicht fallen könnte. Was außerdem Napoleon III. vorgeworfen werden mag — das Eine sagen ihm seine erbittertsten Gegner nicht nach: daß er die Regierungsgeschäfte vernachlässigt.

Den Franzosen im weiteren Umfange würde es sehr wohl gefallen, wenn sie es wüßten, daß die Kaiserin am meisten und eifrigsten sich mit ihrer Toilette beschäftigt, daß sie zwei Werkstätten für's Nähen und Sticken im Palaste selbst errichtet hat, daß sie früher mit einer großen Puppe gespielt, an welcher sie Toilettenversuche an-

stellte, denn die Franzosen wünschen die Wahrheit des salischen Gesetzes, ihr Stolz empört sich gegen eine Weiberherrschaft, was freilich nicht verhindert hat, daß sie stets von Weibern regiert wurden, von der Maintenon, von der Pompadour, von den Frauen der Salons, von den Frauen der Minister 2c. 2c. Seit der Geburt des kaiserlichen Prinzen, welche ihr neue Pflichten auflegte, da ihr die Regentschaft zufallen kann, beschäftigt sich die Kaiserin mit Politik, und wie wir oben bemerkt haben, übte sie während einiger Zeit entscheidenden Einfluß auf die französische Politik Rom gegenüber. Sie trug gewiß sehr viel, wenn nicht das Meiste dazu bei, daß die Truppen nicht schon früher aus Rom zurückgezogen wurden, daß freundlichere Beziehungen zwischen den Tuilerien und dem Vatican eingetreten. Sie denkt, daß ein Bruch mit dem Oberhaupt der katholischen Kirche ihrem Hause Unglück bringen müßte. Mit einem solchen Ungestüm, mit einer solchen Wildheit drang sie auf eine Ausgleichung mit Rom, daß ihr nachgegeben werden mußte. Sie drohte, an ihr Leben zu tasten, wenn von der unheilvollen, unchristlichen Politik nicht abgegangen würde. Und der Kaiser weiß es, daß sie die Frau ist, eine solche Drohung auszuführen. — In Abwesenheit des Kaisers präsidirt sie dem Ministerrath, aber äußerst zurückhaltend, ohne über die verschiedenen Fragen eine Meinung abzugeben. Ihre Gegner behaupten, daß dieses Schweigen seine guten Gründe habe.

Gegen Mittag, nach ihrer Rückkehr von dem Spaziergang, empfängt sie Herrn Leroi. Wer aber ist Herr Leroi? Ist er ein Staatsmann, ein Gelehrter, ein Schriftsteller, ein Heerführer, ein Seemann? Herr Leroi

ist eine wichtige Person, aber doch nichts von alledem. Herr Leroi ist — kaum wage ich es auszusprechen — ein Haarkräusler oder, wie er in seiner bilderreichen Sprache von sich rühmt, ein Mann, der die Köpfe zurechtbringt; ja, Herr Leroi ist nichts weiter, als ein Friseur, Place de la Madeleine — und der Kaiserin unentbehrlich. Ohne Monsieur Leroi kein Fest und kein Vergnügen, kein persönlicher Erfolg, kein Reiz des Daseins. Leroi muß die Kaiserin auf ihren Reisen begleiten, er muß zu Schiffe, wenn sie zu Schiffe geht; begibt sich die Kaiserin nach Biarritz, muß er in die kleine Seestadt, geht sie nach Compiégne, muß er auf das Jagdschloß. Die Paläste von St. Cloud und der Tuilerien wären verödet, wenn Leroi nicht bei der Hand wäre. Eine Frisur, an die Leroi nicht Hand gelegt, ist ungiltig, wie in einem constitutionellen Staat ein Dekret ohne die Gegenzeichnung eines Ministers.

Monsieur Leroi hat zwei große, zwei glänzende Talente, — was sage ich zwei! er hat mehrere. Von den Zweien aber würde eines genügen, das Glück eines Menschen in Paris zu sichern, er weiß die Haare und die Menschen zu behandeln, weich und geschmeidig zu machen, er weiß zu erzählen Stadtneuigkeiten wie Keiner, die den Scandal gerade genug streifen, um pikant zu sein und die aber doch nicht anstößig erscheinen. Und wie er diese Geschichten vorträgt, als hätte er von Voltaire oder Bocaccio die Kunst zu erzählen gelernt. Noch ausgezeichneter aber als in der Kunst zu erzählen, ist er in der Kunst zu erfahren. In keinem Boudoir geht etwas Seltsames vor, ohne daß es noch ganz frisch zu seiner Kenntniß gelangt. Niemand wußte früher als

Herr Leroi von den häuslichen Unfällen des bekannten Banquiers Herrn Erlanger, von der fürchterlichen Rache der Schauspielerin Judith, aber nicht an Holofernes ꝛc. ꝛc. Monsieur Leroi versteht es außerdem, sich elegant zu kleiden, er trägt immer einen schwarzen Frack, eine weiße Halsbinde, lackirte Stiefeln und gelbe Handschuhe, die frisch aus dem Laden kommen, ohne Mackel, jungfräulich wie die Pariser sagen. Und was man bewundern muß und bewundert, was die Frauenherzen rührt und gewinnt, ist, daß diese tadellosen Handschuhe Herrn Leroi nie verlassen, auch nicht wenn er, wie er sich ausdrückt, seine „hohe Sendung" erfüllt, wenn er sich mit dem schönsten Schmuck der Frau befaßt, ohne den eine Venus lächerlich würde und der manche körperliche Unvollkommenheit vergessen macht. Ja, Monsieur Leroi hat es erfunden in Handschuhen zu frisiren, ohne deshalb mindermächtig seines Stoffes zu sein, und diese „Feinheit", diese „Zartheit" haben ihm noch mehr als seine Fähigkeiten den Weg zum Glück gebahnt. Der Friseur hat mehr Einkommen als ein Minister. Fast zwei Stunden bleibt er täglich bei der Kaiserin. Ehemals hat er ihr die Stadtneuigkeiten ergötzlicher oder interessanter Art erzählt, seitdem aber die Fürstin sich mit Politik befaßt, berichtet er ihr auch über die Stimmung in Ansehung der Gewalt, über die Aufnahme, welche die eine oder die andere Regierungsmaßregel findet, über die Haltung der Parteien. Monsieur Leroi kann und weiß ja Alles.

Würdiger als ihr Vater hängt die Kaiserin mit großer Liebe an ihrem Vaterlande, an Allem was spanisch ist. Die Dienerin ihres Vertrauens ist eine Spanierin, mit einem französischen Capitän vermählt, welcher rasch

zum Obersten befördert wurde, Frau Pollet. Nebst dem Wunsche, am Hofe von Madrid, wo sie in der untergeordneten Stellung eines Fräuleins Montijo erschienen, als Kaiserin der Franzosen aufzutreten, hat auch die Sehnsucht nach ihrem Vaterlande die letzte Reise nach Spanien veranlaßt, welcher der Kaiser aus Staatsgründen entgegen war und von welcher sie sich nicht abhalten ließ. Eine schöne patriotische Anwandlung hatte die Kaiserin zu Toledo vor dem Alcazar. Auf die Beschädigungen hinweisend, welche die Franzosen an dem herrlichen Denkmal verübt haben, wendete sie sich an ihr militärisches Gefolge mit dem Ausruf: „Das wird Ihnen Spanien nie verzeihen." Die Offiziere waren erstaunt über diese Aeußerung, welche im Allgemeinen unklug und unpassend gefunden wird.

Sehr bedacht ist die Kaiserin auf ihr Seelenheil, und allen Religionsübungen unterzieht sie sich mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, auch wimmelt es um sie von Dienern der Kirche aller Grade; im Vatikan steht sie vortrefflich angeschrieben; bei jeder Gelegenheit schickt Pius IX. seinen apostolischen Segen der ältesten Tochter der Kirche, die sich um die Statthalterschaft Petri so glänzende Verdienste erworben. Als der Kaiser die Fürsten der europäischen Reiche zu einem Congreß einlud, wollte der heilige Stuhl, wie mehrere andere Regierungen, die Annahme der Einladung von gewissen Bedingungen abhängig machen. Da schrieb die Kaiserin an den Papst und bat ihn, auf den Antrag unbedingt einzugehen; und alsbald geschah es nach ihrem Wunsche. Während der geeigneten Jahreszeit empfängt die Kaiserin jeden Montag eine kleine Abendgesellschaft in ihren Ge-

mächern, und sie sucht durch ihr Beispiel einen freieren, leichteren Ton in die Unterhaltung zu bringen; auch rühmt man von diesen Soiréen, daß in denselben mehr Heiterkeit herrscht, als sonst in fürstlichen Palästen. Zu diesen Abendunterhaltungen werden außer den Mitgliedern der kaiserlichen Familie nur die Auserwählten geladen, welche sich der Gunst der Fürstin erfreuen, viele Künstler, aber auch Herr Hume, welcher Geisterbeschwörung, Tischrücken und ähnlichen Unsinn treibt, befindet sich unter den Gästen. Der bekannte Abenteurer hat die Leichtgläubigkeit und die Einbildung der Kaiserin bestochen.

Auf der plötzlichen Abreise der Kaiserin im Winter nach Schottland ruht ein Geheimniß, das wir zu lüften weder Lust noch Gelegenheit haben. Aus den verschiedenen Erklärungen jedoch, welche dem Vorgang gegeben werden, tritt das Eine bestimmt, unwiderleglich hervor, daß die plötzliche Entfernung der Fürstin aus Paris einer jener Streiche war, die der Franzose coups de tête nennt.

Ferneren Ereignissen ist es wahrscheinlich vorbehalten, den Charakter der von dem Geschick zur höchsten Höhe menschlicher Stellungen emporgetragenen Frau zu Ende zu zeichnen.

Die Winterreise der Kaiserin nach Schottland vor einigen Jahren, welche das gevatterhafte Europa nicht minder in Bewegung gesetzt, als der neuerliche Ausflug nach Schwalbach, ist durch Miß Howart veranlaßt worden. Nicht als ob die Fürstin durch die Beziehungen ihres Gatten zu der Engländerin, die um jene Zeit bereits einen kühl freundschaftlichen Charakter angenommen hatten, sich verletzt gefühlt hätte. Kannte sie doch die außerordentlichen

Verdienste, welche die durch sie Verdrängte sich um den verlassenen, aus Frankreich verstoßenen Prinzen erworben hatte, bevor diesen das Geschick auf einen der ersten Throne der Welt erhoben. Wußte die Fürstin doch, daß die Miß hochherzig der Liebe zu dem Hoffnungslosen all' ihr Gut geopfert, was sie selbst, dem Glücklichen vermählt, zu thun wenigstens keine Gelegenheit gefunden. Es konnte ihr nicht in den Sinn kommen, und kam ihr auch nicht in den Sinn, gegen die Beweise von Erkenntlichkeit etwas einzuwenden, mit welchen der Monarch die erprobte Freundin überhäufte. Sie ließ es willig geschehen, daß reiche Geschenke an beweglichen und unbeweglichen Gütern die heilige Schuld bezahlten. Als aber davon die Rede war, daß die ehemalige Geliebte des Kaisers an den Hof gezogen werden sollte, da empörte sich das Weib auf dem Throne gegen den Scandal, und sie gab ihrer Entrüstung durch die schleunige Abreise einen energischen Ausdruck.

Von der gleichen Wirkung wollte man die Ursache herleiten. In der ungezwungenen Art und Weise, wie der Kaiser zu Vichy während seiner Cur vor drei Jahren gelebt, wurde der Grund zu dem eingetretenen Zerwürfniß zwischen den hochgestellten Eheleuten gesucht, welches die Abreise nach Schwalbach herbeigeführt haben soll.

Allerdings fehlten hie und da dem Treiben des Kaisers in dem kleinen Badeorte die nöthigen Schleier. Eine Art Dubarry, ohne die Schönheit der vielgenannten Maitresse Ludwig XV., machte sich daselbst durch einen fürstlichen Aufwand bemerkbar, und erregte den Neid ihrer Kameradinnen von gestern. Neugierige und müssige Leute forschten nach den Gestüten, aus welchem die Vollblutpferde vor dem prachtvollen Wagen der Begünstigten stammten, und

verfolgten auf diese Weise den Zug des Schicksals der Glücklichen bis zu seinem Ursprung.

Glaubwürdige Chroniken erzählen von Edelleuten des vorigen Jahrhunderts, die dem fünfzehnten Ludwig ihre jungen, unbescholtenen Töchter anboten, und sichs zur Ehre anrechneten, wenn der christliche Padischah die angebotenen Fräulein in seinem Harem aufzunehmen geruhte. Ludwig Napoleon hat sich einer Anhänglichkeit im Allgemeinen, und einer soweit gehenden Huldigung, insbesondere von Seiten der Edelleute, sicher nicht zu erfreuen, allein wie sich die Sittenverderbniß demokratisirt, und aus Schlössern und Palästen über Häuser und Hütten ausgebreitet hat, so wird auch diese morgenländische Selbsterniedrigung in weiteren Kreisen geübt, und die geheime Geschichte des Kaiserreiches weiß viel zu erzählen von den Zudringlichkeiten der französischen Frauen, die sich um die Gunst Ludwig Napoleons bewarben, seitdem er zur Präsidentschaft und nachmals zur kaiserlichen Gewalt emporgekommen. Von den Schönen aller Classen wurde und wird noch förmlich Sturm gelaufen auf die einträgliche Gunst des Herrschers. Unter dem Wust von Bittgesuchen, welche täglich in das kaiserliche Cabinet gelangen, ist eine beträchtliche Anzahl von zarten Händen geschrieben, die nichts weiter als eine Annäherung bezweckt. Wie viel Frauenköpfe in dem heutigen Frankreich möchten sich wohl das mehr glänzende als ehrenvolle Loos von Fräulein Bélanger träumen lassen. Zu Vichy gewährten die ungezwungenere Sitte des Badeortes und die niedriger gehaltenen Schranken rings um die Person des Kaisers diesen Bewerbungen einen freieren Spielraum. Und im Park sah man häufig zwischen 4 und 5 Uhr Nachmittags Scenen,

in welchen Herr Mocquard die Rolle des Privat-Secretärs in besonderer Auffassung spielte.

Von all' diesen Vorgängen wurde der Kaiserin Eugenie getreulich Bericht erstattet, sei es nun durch die Sorgfalt der Leute, die sie selbst zu dem Späheramte bestellt hatte, oder durch gute Seelen, welche auf eigene Faust spionirten, und aus christlicher Liebe der Fürstin das Ergebniß ihrer Beobachtungen hinterbrachten.

Und Frau Eugenie, wenig diplomatisch geschult, wie sie ist, hielt mit der erlangten Wissenschaft gar nicht hinter dem Berge, sie sprach vor jedem, der es hören wollte, und vielleicht nicht ohne einige Erregung von dem Treiben in dem Badeorte. Wahr ist es auch, daß der Abreise der Kaiserin ein äußerst lebhafter Auftritt zwischen ihr und ihrem Gatten zu St. Cloud vorhergegangen. Selbst diejenigen geben die Thatsache zu, welche bemüht sind und ein Interesse haben, Alles zu verheimlichen und zu verdecken, was den kaiserlichen Hof in einem ungünstigen Lichte könnte erscheinen lassen. Nicht minder ausgemacht ist es, daß der schwächere Theil der angreifende, der übermäßig heftige gewesen. Daher das Gerücht von heftigen Eifersuchtsscenen zu St. Cloud, welche mit der jähen Abreise der Kaiserin geendet hätten. Die irrthümliche Angabe durchzog die Welt.

Anderer Art, von weit größerer Bedeutung, als solch' eine persönliche Gefühlsangelegenheit, ist die Ursache des Zerwürfnisses zwischen dem Kaiser und der Kaiserin.

Zu Vichy war es aber doch, wo die Geschichte zu spielen anfängt, welche eine so gewaltige Wirkung auf das Gemüth der Herrscherin ausgeübt. Die erleichterte Zugänglichkeit des mit der Gesundheitspflege beschäftigten Monarchen wurde nicht nur von Abenteurern und Glücks-

suchern, sondern auch von Diplomaten und Staatsmännern benutzt. Wie seinerzeit der hochbegabte Cavour, später Cialdini zu Plombières über wichtige Dinge mit Ludwig Napoleon unterhandelten und sich verständigten, so suchten diesmal Nigra, Pepoli und Menabrea in dem andern Badeorte ihre Vortheile für ihr Land von Ludwig Napoleon zu erlangen.

Mehr, weit mehr durch die Lage der Dinge in Europa, als durch ihre Ueberredungskunst, durch ihren Tact und staatsmännische Gewandtheit unterstützt, brachten es ihre Bemühungen zu einem glänzenden Erfolg. Der Kaiser Napoleon versprach aufs feierlichste, für die Abberufung der Truppen aus Rom eine bestimmte, nicht allzuferne Frist anzuberaumen, diese Abberufung dem Turiner Cabinet unter gewissen Bedingungen zuzusichern und den heiligen Stuhl vor Augen zu halten, um einer Ausgleichung desselben mit der nationalen Sache Italiens Vorschub zu leisten. Auf Grundlage dieses Versprechens wurden die ferneren Unterhandlungen zu St. Cloud gepflogen, welche zu einer Verständigung über die einzelnen Punkte des für zweckmäßig, wo nicht für nothwendig erkannten Abkommens führten. Bis zum 12. September, also bis drei Tage vor Unterzeichnung des vielwichtigen Vertrages, wurde der Gang und die Entwickelung der ganzen Angelegenheit in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Niemand außer den unmittelbar Betheiligten ahnte, konnte ahnen, welch' ein entscheidender Act sich im Stillen hier vorbereitete, während die nordischen Fürsten mit vergnüglichen Reisen, mit wechselseitigen Begegnungen und Bewirthungen sich die Zeit vertrieben. Ludwig Napoleon und sein Minister der äußern Angelegenheiten

beobachteten ein strenges Schweigen über den Gegenstand, weil der Kaiser mit seinen wichtigeren Beschlüssen das Land, ja den Welttheil zu überraschen liebt, und weil ihm daran lag, zu verhüten, daß das große Ereigniß unvollständig in die Oeffentlichkeit gelange, und, irreführend, mehr Besorgniß, Unruhe und Aufregung erzeuge, als nöthig.

Den Vertretern Italiens mußte bei dieser Gelegenheit der tiefe Sinn der Sage einleuchten, nach welcher dem, der einen Schatz zu heben im Begriffe steht, von einem gütigen Geiste Schweigen auf's dringendste empfohlen wird. Nie mehr, als in dem vorliegenden Falle, stand zu fürchten, daß der Schatz durch ein gesprochenes Wort verloren ginge. Es galt vor Allem zu vermeiden, daß die mächtigen Einflüsse, welche den italienischen Bestrebungen entgegenstehen, nicht aufgeschreckt, den mühsam bis nahe dem Gipfel emporgerollten Stein wieder hinab in die Tiefe stürzten.

Vor Allem fürchteten die italienischen Agenten die Gegenwirkung der Kaiserin, welche von diesen Einflüssen beherrscht und geleitet wird, und die schon bei einer früheren Gelegenheit durch ihr wildes, energisches Dazwischentreten die Abberufung der französischen Truppen aus Rom verhindert, und die Politik der Herren Thouvenel-Lavalette aus dem Felde geschlagen hatte.

Wiewohl die Kaiserin seit ihrer Ernennung zur Regentin für gewisse Fälle, an den Staatsgeschäften lebhaft Theil nimmt, ist sie, was Einsicht und Verstand betrifft, noch lange keine Elisabeth oder Maria Theresia, auch keine Marie Antoinette, ob sie gleich für diese Prinzessin eine ganz besondere Liebe und Verehrung an den Tag legt. Man kann von ihr so hervorragende Eigenschaften auch gar nicht fordern. Es ward ihr an der Wiege nicht

gesungen, daß sie, Fräulein Montijo und nichts weiter, zur Herrschaft über eine große, tiefbewegte Nation gelangen werde. Was kann sie für den Witz, den sich das Schicksal mit ihr erlaubt! In einer französischen Pension erzogen, und dazu ausgebildet, einem spanischen Hidalgo durch ihre Liebenswürdigkeit, sowie durch kleine gesellschaftliche Künste das Leben zu erheitern, wie sollte sie sich auf die schwierige Kunst des Regierens verstehen, welcher so selten ein Mann gewachsen ist! Die Kaiserin Eugenie hat nur einen politischen Grundsatz, an welchem sie mit der Festigkeit einer religiösen Ueberzeugung hängt. Dieser lautet: Schutz der katholischen Kirche, und wird ihr wohl eingeschärft von ihren Seelsorgern und zeitlichen Rathgebern.

Man denke sich die Ueberraschung, ihre Bestürzung, als am 12. ihr Seelsorger sich melden ließ, und unverzüglich vorgelassen, mit verstörter Miene in den Empfangsaal trat und unter Thränen meldete, was gegen den heiligen Vater und die ihm von Gott ertheilte Gewalt auf Erden im Werke sei, wie Menschen, vom Satan geleitet, den Sinn des Kaisers zu umstricken suchen, und wie sie ihre höllischen Absichten zu erreichen auf bestem Wege seien. Anfangs verstand die Fürstin nicht recht, um was es sich handelte; sie erschrak blos über den Zustand der Verzweiflung, in welchem sich ihr Beichtiger befand. Sie drang auf eine ausführliche Erklärung, die ihr auch zu Theil wurde. „Mit Staunen und mit Grauen" vernimmt es die Fürstin, daß die Unterzeichnung eines Vertrages zwischen Frankreich und Italien nahe, ganz nahe bevorstehe, welcher die weltliche Gewalt des Papstes bloßstellt. Das Geheimniß, welches laut Verabredung der unterhandelnden Theile lange über die Unterzeichnung des Vertrages hinaus hätte

dauern sollen, war also verrathen. Noch jetzt weiß man nicht, wie und durch wen. Genug, die Sache kam zu den Ohren der Kaiserin, die lebhafte Frau wurde abwechselnd roth und blaß, als sie von der Verschwörung der beiden Cabinete hörte. Und ohne einen Augenblick zu überlegen, stürzte sie in das Gemach des Kaisers. Aufs heftigste erregt, machte sie dem Herrscher wegen der gefährlichen Politik Vorwürfe, zu welcher er geheimnißvoll hinlenkte. Wie immer setzte auch diesmal der Kaiser dem Sturme eine unerschütterliche Ruhe entgegen. Beschwichtigend wies er auf wichtige Gründe hin, die ihn leiteten. Ein lauter Wortwechsel entspann sich, in welchem der Kaiser, wiewohl fest bei seiner Ansicht beharrend, auch nicht einen Augenblick die gemessenste Haltung aufgab, während seine schönere Hälfte, gerade, als entflammte diese Kälte ihren Eifer nur noch mehr, sich aller Leidenschaftlichkeit überließ. Sie soll weit, sehr weit gegangen sein.

Der Streit endete damit, daß die Kaiserin unverzüglich die nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Abreise treffen ließ, und noch denselben Tag nach Schwalbach abreiste. Der Kaiser ließ sie ruhig gehen, am 15. wurde der Vertrag unterzeichnet zum nicht geringen Erstaunen der Diplomaten, welche am 14. einstimmig die Sache für unmöglich erklärt hatten. Die Angaben dieser Einzelnheiten verdanke ich einem Manne, welcher durch seinen Geist und seinen Humor ebenso ausgezeichnet ist, wie durch seine Stellung, und der manchmal — leider zu selten — die Güte hat, mich einen Blick hinter die Hofcoulissen werfen zu lassen. Der Mann, ich gestehe es, ist ein Schalk, der nichts so recht ernst nimmt, auch nicht das Kaiserreich, dem er aber doch durch seine außerordentliche Gewandtheit große Dienste

leistet. Seitdem der kaiserliche Prinz von einem Uebel befallen ist, an dessen Heilung die Arzneiwissenschaft verzweifelt, hat die Frömmigkeit der Kaiserin der Franzosen zugenommen und die Heiterkeit um bedeutendes abgenommen.

Prinzessin Mathilde.

Sie ist eine ganz wunderliche Prinzessin, die wohlgemuthe, lebenslustige Tochter des alten Hieronymus, der den Schweiß von Westphalen bei rauschenden Gelagen mit leichtfertigen Frauen und zweideutigen Herren verpraßte. Doch nichts mehr von diesem. Er ruht im Grabe, und eine bessere Zeit ist beflissen, den Schandfleck mit so vielen anderen aus der deutschen Geschichte zu waschen.

Die Muhme Ludwig Napoleon's hat von einer Prinzessin nichts als den Titel und die Stellung. Ihr Aeußeres ist vielmehr das einer wohlgenährten Bürgersfrau. Sie war stets von üppigen Formen gewesen, die besser mit heimlicher Lüsternheit als mit ästhetischem Geschmack sich vertragen, die mehr reizen als gefallen. Die Prinzessin galt indessen vor Jahren als ein schönes Weib, und auch jetzt noch, in einem Alter von 46 Jahren, obgleich die Beleibtheit sich fast übermäßig entwickelt hat und die ins Blonde spielenden Haare unangenehme Lichtungen blicken lassen, ist noch nicht alles Gefällige und Anziehende von ihrer Erscheinung gewichen; das graublaue Auge umfängt gutmüthig gewinnend mit einem leuchtenden Wohlwollen die Personen, welche ihrer Sympathie und Gunst sich erfreuen, die ihr die eigene Wahl nahe gebracht. Nacken, Schultern und Arme zeigen

sich trotz der Fülle fein gemeißelt, ihr Anzug ist reich und sehr passend, ohne allzu ängstlich dem Neuen und Modischen sich zu fügen. Die Persönlichkeit ist im Ganzen eine einnehmende, die durch ein offenes, zwangloses Auftreten, durch eine seltene Unbefangenheit angenehm berührt und sogar anzieht. Wer ohne Voreingenommenheit dieser Erscheinung begegnet, sagt sich: Diese Prinzessin ist nichts weiter als ein Weib, und will auch nichts weiter sein, und sagt damit der höchstgestellten Frau etwas sehr Schmeichelhaftes. Im Faubourg Saint Germain, wo man den Kaiserhof nicht ohne Bitterkeit beurtheilt und als eine Art Halbwelt verachtet, findet man die Prinzessin, wie ihren Bruder, wie ihren Vetter, wie ihre Muhme, unfürstlich, plebejisch, ohne alle Anzeichen der höheren Abkunft, ohne angeborne Würde. Und wenn sie die Prinzessin Mathilde neben ihrer Schwägerin Clotilde bemerken, rufen die Zurückgebliebenen: Man sehe den Unterschied. Diese ist ein echtes Fürstenkind!

Indessen hat sich die Muhme des Kaisers viele Freunde, wenn auch nur wenige Freundinnen erworben. Prinzessin Mathilde ist eine geborne Oesterreicherin, sie hat zu Triest im Jahre 1820 das Licht der Welt erblickt. Nachdem der Fall des französischen Kaiserreiches die Familie Bonaparte in alle Winde versprengt und in alle Länder zerstreut hatte, nahmen ihr Vater und ihre Mutter den Titel eines Grafen und einer Gräfin von Montfort an. Montfort wurde gewählt, um durch ihren wirklichen Namen nicht Anstoß zu erregen und nicht die Gastfreundschaft mancher Regierung zu verscherzen. Der Name des Eroberers klang noch nach dessen Sturze so manchem empfindlichen Ohre furchtbar. Als

Fräulein von Montfort wurde die Prinzessin Mathilde am würtembergischen Hofe erzogen, wo sie bald durch ihr ungewöhnlich lebhaftes Wesen, verbunden mit einer blühenden Gesundheit und einer reichen Organisation die Aufmerksamkeit der Männerwelt erregte. Sie hatte das einundzwanzigste Jahr überschritten, als sie zu Florenz den 10. Oktober 1841 dem ebenso reichen als freigebigen russischen Fürsten Anatole Demidoff ehelich angetraut wurde. Ihre Mitgift bestand in der Verschwägerung mit dem russischen Kaiserhause durch Leuchtenberg und in der Berühmtheit des Geschlechtes, aus dem sie selber stammt. Dennoch wurde die Bedingung, welche sie stellte, angenommen, daß die Kinder, so aus dieser Ehe stammen würden, gleichviel welchen Geschlechtes, der katholischen und nicht der griechisch-unirten Kirche angehören sollen. Ueber dieses religiöse Zugeständniß von Seiten des Fürsten war Kaiser Nikolaus in seiner Eigenschaft als Vorsteher der orthodoxen Kirche sehr erzürnt, und Anatole Demidoff mußte nach Petersburg kommen, um seinen Mangel an Frömmigkeit zu rechtfertigen. Die Ungnade des Czaren warf den ersten Schatten auf die Ehe des Fürsten mit der Prinzessin, die weder glücklich noch dauerhaft sein sollte. Nach mancherlei Zerwürfnissen und Streitigkeiten, zu welchen die Eifersucht des Gatten nicht am wenigsten beitrug, verstanden sich die beiden Theile schon im Jahre 1845, also vier Jahre nach ihrer Vermählung, zu einer freiwilligen Trennung.

Kaiser Nikolaus, welcher sich nicht darauf beschränkte, die Gedanken, die Gewissen und alle Bestrebungen seiner Unterthanen zu regieren, sondern auch über das Privateigenthum derselben verfügte, trug dem Fürsten auf, der

getrennten Gattin einen Jahresgehalt von 200,000 Rubeln auszusetzen. Und so geschah es natürlich auch.

Froh, aller lästigen Bande ledig, nun ihr Leben nach ihrem Wunsch und Geschmack einrichten zu können, nahm die Fürstin ihren Aufenthalt in der Stadt der zahlreichsten Genüsse — in Paris. Der Juli-Regierung kam es nicht in den Sinn, der Fürstin Demidoff die Gastlichkeit zu verweigern; auch hatte sie nicht den leisesten Grund, die Gewährung zu bereuen, denn die junge Dame kümmerte sich um Politik so wenig, wie etwa um Bußübungen und Litanei, sondern ergab sich mit Sinn und Herz, mit Leib und Seele — dem Vergnügen. Wahrlich, kein Fünkchen von dem Geiste des blassen Cassius wohnte in diesem Weibe, und Julius Cäsar selbst, der sich auf die Gewalt der menschlichen Leidenschaften verstand, hätte der vollwangigen wohlbeleibten Prinzessin getraut.

Schon in Italien hat innige Freundschaft die Fürstin Demidoff mit dem Grafen Nieuwekerke eng verbunden. Und diese enge Beziehung hat die wechselnden Ereignisse in dem bewegten Leben der Prinzessin überdauert. Sie besteht noch heute. Freilich ist die Freundschaft des Grafen ohne störende Eigensucht, voll Selbstverleugnung, voll Nachsicht und anspruchsloser Duldsamkeit. Der blonde Graf, von holländischer Abkunft, aber in Paris geboren, treibt seit langen Jahren Bildhauerei, aber nur als Liebhaber; er ist auch nur Liebhaber geblieben, denn ihm fehlt zum Künstler die Höhe und Tiefe des Geistes, mit einem Wort der Beruf. Er strebt nicht weit und erreicht nicht viel; er ist aber, was man einen schönen Mann, eine stattliche Erscheinung nennt. Er mißt nicht viel weniger denn sechs Fuß und ist von

kräftigem Körperbau, Eigenschaften die wohl empfehlen, aber nicht unsterblich machen können. Schwerlich wäre sein Name in den Annalen der französischen Kunstgeschichte genannt worden, wenn ihm die Gunst der Prinzessin, als deren Vetter zur Herrschaft gelangte, nicht zur Stelle eines Direktors der Museen verholfen hätte, wenn sie nicht unausgesetzt an seinem Glücke arbeitete.

Während der Präsidentschaft Ludwig Napoleon's und nachher bis zu dessen Vermählung machte die Prinzessin Mathilde bei Empfangsfeierlichkeiten im Elisée und in den Tuilerien als Hauswirthin die Honneurs, und Alle, die es wissen, können gestehen, daß sie durch ihren Frohsinn den düstern Geist von diesen Feierlichkeiten zu verscheuchen gewußt, den der ernste Wirth über dieselben verbreitete. Seitdem sie in dem anmuthigen Geschäft von der Kaiserin Eugenie abgelöst worden, hat ihr Einfluß begreiflicherweise eine Verminderung erlitten. Vielleicht trägt dies mit zu der Kälte bei, welche in den Beziehungen zwischen der Prinzessin und der kaiserlichen Muhme herrscht.

Das Hotel der Prinzessin befindet sich Rue de Courcelles in der Nähe der Barrière de l'Etoile. Da empfängt sie eine zahlreiche Gesellschaft, bei weitem der größte Theil aus Schriftstellern und Künstlern bestehend, mit denen sie auf dem Fuße vollkommener Gleichheit, eher wie ein guter Kamerad mit Kameraden, denn wie eine Beschützerin mit Günstlingen umgeht und verkehrt.

Alle Sonntage, des Abends natürlich, ist großer Empfang in ihren Salons. Alle, die in ihre Gesellschaft überhaupt zugelassen sind, können an diesem Abend sich einstellen; für die Auserwählten gibt es besondere Tage

des Empfangs. Der Direktor der Museen, nunmehr auch Sub-Intendant der schönen Künste ist eine stehende Figur, der Unvermeidliche in den Salons der Prinzessin. Er zeichnet sich aber durch nichts aus, als durch den Orden — er ist Commandeur der Ehrenlegion — und die hohe Stellung, welche beide er der Verwendung der Freundin verdankt.

Nach dem Grafen ist der Abbé Coquereau zu nennen, welcher sich der großen Gunst der Prinzessin erfreut, der durch ihren Einfluß Almosenier der Flotte wurde und in keiner der Abendunterhaltungen der Rue de Courcelles fehlt. Graf Neuwekerke ist nicht gut auf diesen Abbé mit der geläufigen Zunge, mit den glänzenden Blicken, mit dem Ausdruck weltlicher Wünsche und Begierden und unternehmenden Geistes zu sprechen. — Von Malern ist Eugène Giraud, ihr Meister in der Aquarellmalerei, die die sie mit leidlicher Dilettantengeschicklichkeit treibt, am heimischesten in dem Hotel der Prinzessin. Er ist eine Art Factotum, dessen Rath und Hilfe in allen Fällen, bei allen Gelegenheiten nothwendig befunden und ohne Bedenken in Anspruch genommen werden. Er gehört zu der Art von Hausfreunden, die vor lauter Vertrauen, das sie genießen, übersehen und zurückgesetzt werden, vor denen man auch die zartesten Geheimnisse nicht bewahrt, keine Blöße bedeckt, weil man sie wie ein gewohntes Stück Möbel betrachtet und behandelt. Der deutsche Maler Heilbuth ist im Salon der Prinzessin ein viel- und gern-gesehener Gast. Seine Begabung und seine Erfolge in den Ausstellungen haben die Aufmerksamkeit der Prinzessin auf ihn gelenkt, und natürlich nicht zu seinem Schaden; die wohlwollende Frau hat dafür gesorgt, daß die Scene im Leihhaus (monte de piété) für den Luxembourg von

der Regierung angekauft wurde. Sein Verdienst hat dem Urheber des Bildes den Orden der Ehrenlegion eingetragen.

Mit gleichem Eifer ist sie auf Förderung und Auszeichnung der Freunde von mehr oder weniger Anspruch bedacht. Außerdem erweist sie sich aufmerksam und herzlich. Fern von jeder Zimperlichkeit und sich mehr der Leitung ihres Gefühls und ihres Urtheils als den herkömmlichen Regeln der Zulässigkeit und Ziemlichkeit überlassend, besucht sie ohne alle Förmlichkeit die Ateliers der malenden Freunde, an deren Wirken sie Interesse nimmt, und da besieht sie mit schlichter Theilnahme Alles, Costüme und Vorstudien, Entwürfe und Modelle, Zeichnungen und Abgüsse. Und wenn sie sattsam sich umgesehen und gefragt hat, geht sie wieder, einen erheiternden, aufmunternden Eindruck zurücklassend.

Nicht minder als für Maler und Malerei interessirt sich die Prinzessin für Schriftsteller und Schriftstellerei. Emil Girardin, Emil Augier, Flaubert, Oktave Feuillet, Theophile Gautier 2c. 2c. sind oder waren die Einheimischen ihres Salons. Die erste Rolle unter den Literaten am Hofe der Prinzessin spielt jedoch Herr de Sainte Beuve, der eben so unermüdliche als hinreißende Plauderer, der ehemalige Freund des Verfassers von „Le roi s'amuse", der unvergleichliche Charakterzeichner, aus dessen Feder Meisterstück auf Meisterstück in den Spalten des Constitutionnel gefolgt ist. Er gehört zu den Intimsten der Prinzessin und verdankt ihr die Einladungen nach Compiègne und den Sitz im Senate, wo der geistreiche Mann mit den alterschwachen Kameraden für Voltaire und Renan Lanzen bricht.

Der jüngere Alexander Dumas ist den Salons der Prinzessin zurückgegeben, nachdem er denselben in Folge einer kleinen Mißhelligkeit eine zeitlang ferngeblieben war. Die Geschichte des vorübergehenden Zerwürfnisses ist charakteristisch genug, um der Mittheilung hier werth befunden zu werden. Vor einigen Jahren erbot sich die Prinzessin, den jungen Dumas einzuladen, wenn der Kaiser bei ihr zu Tische sein werde, und dem Dichter bei dieser Gelegenheit die Ehrenlegion zu erwirken. Allein Dumas, der Sohn, der, beiläufig gesagt, sehr viel Unabhängigkeit in seinem Reden und Benehmen zeigt, wies das Anerbieten mit dem Bemerken zurück, daß ihm der Orden in keinem Falle entgehen könne, und daß er folglich nicht nöthig habe, für diesen Preis eine Art persönlicher Verpflichtung dem Kaiser gegenüber zu übernehmen. Durch die schroffe Zurückweisung denn hat sich die Prinzessin ein wenig verletzt gefühlt; doch ist die Sache nun wieder ausgeglichen.

Der Ton in den Salons der Prinzessin ist ein sehr freier; die „Zote,“ die Würze der französischen Unterhaltung, die weder Molière, noch Beaumarchais, noch Voltaire, noch Diderot, noch irgend ein französischer Schriftsteller, der zu unterhalten suchte, verschmäht, ist da nicht nur geduldet, sondern ausdrücklich erlaubt. Der zehnte, der hundertste Theil von dem, was den Ohren der Prinzessin von ihren männlichen Gästen, wie Chaix d'Estange dem Vater und Anderen, zum Besten gegeben wird, machte jede deutsche Leserin erröthen. Die Prinzessin aber lacht über die derben Schlüpfrigkeiten, wenn sie nur hinreichend ergötzlich sind. Bisweilen läßt sie sich selbst zu einer leisen Zweideutigkeit hinreißen. Ueber-

haupt legt sie ihre Worte und Ausdrücke nicht auf die Wage, bevor sie sich derselben bedient. Und manchmal tönt bei gefülltem Salon ein wohlgemeintes animal! aus ihrem Munde, mit dem sie einen ihrer Gäste freundlich beehrt. Auch ihre Bewegung überwacht sie keineswegs, und es kann leicht kommen, daß ein kleiner Schlag auf die Schulter so einen ungezwungenen Zärtlichkeitsausruf begleitet.

Manchmal erscheinen der Kaiser und die Kaiserin in diesen Abendgesellschaften, doch weilen sie nur kurze Zeit; sie machen die Runde in den Salons und verschwinden alsbald wieder.

Mit Politik beschäftigt sich die Prinzessin auch jetzt noch wenig, doch zeigt sie sich für die Sache Italiens eingenommen und der päpstlichen Gewalt feindselig; vielleicht nur, um der Kaiserin entgegen zu sein. Sie läßt sich mit Vorliebe nach Compiègne in der italienischen Serie laden.

Alle Dienstag findet bei der Prinzessin ein literarisches Essen statt. Der Sommer unterbricht kaum ihre Lebensgewohnheiten. Nur der Schauplatz ihres Daseins und Wirkens ändert sich. Ihre Villa von St. Gratien am See von Enghien vertritt dann die Stelle des Hotels in der Rue de Courcelles.

Der Prinzessin wird viel vergeben werden.

Prinzessin Clotilde.

Mein Gönner, der Schalk, der so bewandert ist in Hofgeschichten, war wieder freundlich: er weihte mich in

allerlei kleine Geheimnisse ein, die auf die Prinzessin Clotilde sich beziehen und ans Licht gezogen zu werden verdienen, weil sie einen Beitrag zur Zeichnung interessanter Persönlichkeiten und Verhältnisse liefern. Die Gemahlin des Prinzen Napoleon ist die Tochter einer österreichischen Prinzessin, die Enkelin des Helden von Aspern, durch den der Ahnherr des französischen Kaiserhauses zuerst an seine Sterblichkeit gemahnt worden. Sie zählte nicht mehr als acht Jahre, als ihr der Tod die Mutter entriß. Die Sterbende, eine gute Christin, übertrug die Erziehung und Pflege des Mädchens der Frau v. Villamarina, einer entfernten Verwandten des Gesandten dieses Namens, der sich durch patriotische Intriguen auf den beiden Botschafterposten zu Paris und nachmals zu Rom bemerkbar gemacht hat.

Frau v. Villamarina zeigte sich des Vertrauens würdig, das die Königin in sie gesetzt hatte. Selber der Kirche fromm ergeben, erzog sie das Kind zur Frömmigkeit. Und bald bemerkte man am Turiner Hofe den strengen Ernst, die unweltliche Zurückhaltung, die stille Versunkenheit der Prinzessin in sich selbst; aber auch ihre natürliche Anmuth, die Schlichtheit und die Jungfräulichkeit ihres Wesens, wenn sie bei Festen und Feierlichkeiten, bei großem Empfang, wie es ihr zukam, die Honneurs machte.

Als nach der Conferenz von Plombières 1858 der Abschluß eines engen Bündnisses zwischen den Häusern Bonaparte und Savoyen im beiderseitigen Interesse wünschenswerth befunden wurde, verfiel einer von des Grafen Cavour Agenten in Paris, der dem Palais Royal nahe stand, auf den glücklichen Gedanken, den Beziehungen zwischen den beiden Höfen durch eine Wechselheirath einen

festen und dauernden Anhaltspunkt zu sichern. Eifrig griff der Minister den Gedanken seines Pariser Vertrauten auf, energisch betrieb er die Durchführung des Planes, der in den Tuilerien mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden. Ganz natürlich sehnte man sich auch daselbst seit lange nach einer Verbindung mit einem altgefürsteten Hause, und hatte man sich doch bis dahin des Anklopfens an die Thore der Paläste nur aus Furcht vor einer demüthigenden Zurückweisung enthalten, die geeignet gewesen, in Frankreich Lachen zu erregen und der Dynastie Schaden zuzufügen. So kam es denn zwischen dem Kaiser der Franzosen und dem piemontesischen Minister leicht zur Verständigung über die Vermählung des Prinzen Napoleon mit der Tochter Victor Emanuel's.

Wie es seine Art war, leitete der allmächtige Cavour die Unterhandlungen, ohne von dem Gang derselben den König oder die Hofleute in Kenntniß zu setzen, deren Verstandeskräfte er weit entfernt war, übermäßig hoch anzuschlagen. Erst als die Sache zur Ausführung reif war, theilte er sie dem König und anderen hervorragenden Personen am Hofe mit.

Nun eröffnete man das Vorhaben der Prinzessin, sie erschrak und weinte: doch da man diese Kundgebungen einer gewöhnlichen mädchenhaften Schamhaftigkeit zuschrieb, legte man auf dieselbe weiter kein größeres Gewicht, vielmehr fuhr der Graf fort, in dem Verkehr mit Paris von dieser Verschwägerung wie von einer abgemachten Sache zu sprechen, ja er gründete auf dieselbe neue Combinationen. Bald aber zeigte sich zur nicht geringen Bestürzung des Ministers, daß das Widerstreben der jungen Prinzessin gegen den Eintritt in die kaiserliche

Familie in ihren Anschauungen, Grundsätzen, Ueberzeugungen wurzelte, und daß ihr Widerstand ein ernster, ein schwer zu erschütternder war.

Nun galt es siegen oder fallen! So weit hatte sich der Minister in dieser Angelegenheit vorgewagt. Er versuchte durch Ueberredung, durch Vorstellungen auf die Prinzessin zu wirken. Im Garten des Palastes traf er wie durch Zufall mit ihr zusammen, und mit der ihm eigenen Gewandtheit, mit der klugen Berechnung, die ihn durch große politische Schwierigkeiten glücklich geleitet, sprach er der jungen Prinzessin zu Gemüthe ... Wenn es ein Opfer kostet, einem Prinzen in der Kraft der Jahre, aus glorreicher Familie stammend, zum Altare zu folgen, so bringen Sie dem Vaterlande und Ihrem Hause das Opfer; welche Genugthuung wird Ihnen das Bewußtsein gewähren, durch Ihr edles Thun das Haus Savoyen vom dritten Rang zum ersten erhöht zu haben. Italien, das herrliche Italien blickt weinend auf Sie und ruft Ihnen zu: „Erlöse mich aus meiner Gesunkenheit; denn du kannst es", Rettung und Erhebung erwartet das Märtyrerland von Ihnen. — Wir sind Alle verloren, wenn Sie nicht einwilligen. Die Krone Ihres erhabenen Vaters ist in Gefahr. Sie können sie ihm erhalten und ihr neuen Glanz verleihen. — Eine gute edle Tochter, wie Sie, zaudert in einem solchen Falle nicht. Es gilt einen kräftigen Entschluß, und uns Allen, dem Vaterlande, Ihrem Vater, den Patrioten ist geholfen.

Wie sehr aber auch diese beredten Worte geeignet waren, das empfängliche Gemüth der Prinzessin zu bezwingen, ihre Wirkung scheiterte an einem Widerwillen, für den die Erklärung jetzt noch fehlt und der den scharf-

sinnigen Minister irre machte, welcher sich doch so gut auf die Diplomatie der menschlichen Natur verstand.

Genug, die Prinzessin, statt einzuwilligen, weinte. Was war nun zu thun? Der Minister Cavour war nicht der Mann, seine klug angelegten Pläne von der „Launenhaftigkeit" eines Mädchens, und wäre dieses Mädchen eine Prinzessin, verwirren oder gar vereiteln zu lassen. Wie gewöhnlich in schwierigen, verwickelten Fällen, beschloß er einen kühnen, entscheidenden Streich, der alle kleinen, anmaßenden Hindernisse beiseite werfen mußte. Er ließ den Prinzen Napoleon als Brautwerber nach Turin kommen, unter offengelegten Umständen, die nach den giltigen Regeln der Hof-Etikette aus einer Zurückweisung einen Schimpf gemacht hätten. Durch diesen Zug glaubte er jeden Widerstand zu überwinden und den erwünschten Abschluß der Sache unausbleiblich herbeizuführen.

Es war im Januar des Jahres 1859, als der Vetter des Kaisers der Franzosen, begleitet von den Blicken der europäischen Diplomatie, ja der gesammten Interessen unseres Welttheils, die denkwürdige Reise von Paris nach Turin unternahm. Trotz des Zwanges jedoch, den der rasche Schritt über Verhältnisse ausübte, war der Weg zum Ziele nichts weniger als frei; denn der König Victor Emanuel in seiner Zuavenderbheit — wiewohl er damals noch nicht Corporal eines Zuaven-Regimentes war, — wollte sich ebensowenig von diplomatischen Rücksichten, als von den subtilen Vorschriften für den Verkehr zwischen Höfen bestimmen lassen, zuzugeben, daß den Gefühlen und Neigungen seiner Tochter irgend Gewalt angethan werde. Mit mehr Offenheit als kluger Rücksichtnahme sagte der König zu seinem Gast, als dieser förmlich um die Hand seiner Tochter anhielt:

„Monseigneur, es würde mich sehr glücklich machen, wenn ich Sie meinen Schwiegersohn nennen könnte; allein die Zeiten des Agamemnon und der Iphigenia sind vorüber. Wenn Sie das Herz meiner Tochter zu gewinnen wissen, dann gehört Ihnen ihre Hand, wo nicht, werde ich bedauern müssen, daß einer meiner sehnlichsten Wünsche unerfüllt bleibt.“

Der Prinz konnte gegen diese Erklärung, welche mit bauernhafter Gutmüthigkeit, aber auch mit aller Bestimmtheit ausgesprochen wurde, schicklicherweise nichts einwenden. Er erbat sich und erhielt eine längere Unterredung ohne Zeugen mit der Prinzessin.

Und nach dieser Unterredung erschien Clotilde vor ihrem Vater, ernst, ruhig, das Haupt sinnend geneigt, und folgendes kurze Zwiegespräch erfolgte:

„Nun denn, meine Tochter?“

„Ich willige ein, mein Vater.“

„Wirklich?“

„Wirklich.“

„Du mußt es mir mit einem freundlichen Lächeln sagen.“

Und die Prinzessin sagte mit einem Lächeln, daß sie einwilligte.

Alsbald begrüßte der König den Prinzen Napoleon als seinen Schwiegersohn.

Wie es dem Prinzen gelungen, in der gedachten Unterredung das Herz der jungen Dame zu seinen Gunsten zu wenden, davon erzählt keine Chronik, und selbst mein Gewährsmann, der von den Vorgängen in den hohen Sphären so viel weiß und kennt, hat nicht einmal eine Vermuthung hierüber ausgesprochen. Die Einen meinen, daß er durch

die Anmuth seines Geistes, den er vor ihr entfaltete, den Sinn der Prinzessin bestochen, Andere setzen voraus, daß seine außerordentliche Beredtsamkeit das Bekehrungswunder bewirkt, noch Andere behaupten, daß er etwas von dem überwältigenden, unterjochenden Blick seines Onkels geerbt und daß ihm dieser Blick zum Siege verholfen.

Noch im selben Monat wurde das Beilager gefeiert und führte der Prinz die Braut heim nach Paris.

Ein offener Wagen brachte das Paar vom Lyoner Bahnhofe in das Palais Royal. Sie war todtenblaß und düster, er, der dicke Mann, sah ganz gleichgültig aus, und Mancher, der die Beiden vorüberfahren sah, dachte oder sagte: „Den Prinzen, der an die Frauen der Halbwelt und deren Laster gewöhnt ist, langweilt offenbar die Tugend an seiner Seite.“

Am Anfang fühlte sie sich nicht wohl, die im Schoße der Familie still und fromm erzogene Prinzessin, am französischen Kaiserhofe, mitten unter den vielen abenteuerlichen Existenzen und überdies an einen Mann gebunden, den die Ehe in seinen frivolen Pariser Genüssen nicht zu stören vermochte noch vermag. Seitdem sie aber Mutter ist und sie ihre Zeit, welche die täglichen Gewohnheiten und Andachtübungen übrig lassen, mit der Pflege ihrer Kinder ausfüllen kann, ist ihr Leben ein behaglicheres geworden.

Die Prinzessin Clotilde steht sehr früh auf: im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr Morgens. Ihr erster Gang ist an die Wiege ihrer Kinder, wo sie betet, und von da geht es in die Messe.

In der Pariser Welt gibt es nicht wenig Leute, welche den Prinzen mehr als die Prinzessin in dieser un-

gleichartigen Zusammenstellung bedauern und meinen, daß er sich an der Seite der düsteren, frommen Gemahlin zu Tode langweilen würde, wenn er nicht seine Zerstreuungen außer dem Hause suchte. Sie erinnern an das Stück: „Le mari à la campagne.“

Am Hofe jedoch imponirt die junge Königstochter selbst den mit der Moral am meisten Entzweiten, zum Theil freilich durch ihre fürstliche Haltung bei jeder Gelegenheit, zu welcher die anderen Frauen in derselben Sphäre vergeblich zu gelangen sich bemühen. Sie widmet nicht, wie die Kaiserin, die meiste Zeit und die meiste Sorge ihrem Anzug, und dennoch findet sie die strengste Kritik in dem Fache elegant und geschmackvoll, wenn auch äußerst bescheiden gekleidet.

Jeden Morgen zwischen zehn und elf Uhr führt sie das älteste der Kinder an der Hand und trägt sie das jüngere auf dem Arme in das Gemach des Prinzen, um für die Kleinen etwas Vaterzärtlichkeit zu erhalten. In politische Angelegenheiten und Intriguen mischt sie sich gar nicht, ja sie nimmt es übel auf, wenn Jemand ihre Fürsprache beim Prinzen oder etwa noch höher hinauf in Anspruch nimmt.

Früher hatte die Prinzessin die Gewohnheit, in der Kirche von St. Roche, zu deren Sprengel das Palais Royal gehört, Messe und Predigt zu hören. Eines Tages predigte der Jesuit Pater Lefévre. Als er die Prinzessin gewahrte, die gesammelt und andächtig zuhörte, rief er mit rednerischem Aufschwung: „Ah, ich sehe vor mir die neue Clotilde, welche Christus den neuen Clovis zuführen wird.“ Aller Blicke wendeten sich nach der Prinzessin, deren Züge Verlegenheit und Unwillen ausdrückten. Seit-

dem hat sie aufgehört, ihre Andacht in der St. Roche-kirche zu verrichten.

Die Prinzessin ist fast immer wortkarg, zurückhaltend, in sich gekehrt. Auf den ersten Anblick erscheint sie hart, unfreundlich; es sind besonders die stark gewölbte Stirn, der hervortretende Untertheil des Gesichtes, welche dem Kopf einen strengen Ausdruck geben; ihr Auge scheint sich vor jedem Blick zu fürchten und zu verschließen.

Je aufmerksamer man sie aber betrachtet, desto einschmeichelnder und gewinnender scheinen ihre Züge zu werden. Tiefblaue Augen verkünden warmes Empfinden, Schwärmerei und Kraft der Hingebung, und das blonde Haar, in reicher Fülle um Stirn und Hals gelegt, verbreitet einen reizenden Schimmer über den weißen Teint des Gesichtes. Schultern und Nacken sind von plastischer Schönheit und erregen den Neid der galanten Frauen, nach deren Ansicht es schade ist, daß solche Schätze nicht wie sie sollen verwendet werden. Trotzdem erzeugt die Prinzessin, wie es ihr die Hofdamen nachsagen, keine Leidenschaften.

Die Prinzessin Clotilde lebt im besten Einvernehmen mit der Kaiserin, die ihr jede Woche wenigstens einen Besuch abstattet. Die Kaiserin zeigt sich sogar sehr eingenommen für die Gemahlin ihres Gegners im Palais Royal. Der Kaiser behandelt sie mit einer Art von väterlicher Zärtlichkeit.

Prinz Napoleon.

Der Vetter des Kaisers Napoleon (Jerome) ist mehr als ein Prinz, er ist eine Individualität. Seine Fehler

und Vorzüge wurden ebensowenig wie die seines Verwandten auf dem Throne von der gleichmäßigen erstickenden Temperatur der Hofluft gereift. Ihn haben die Wechselfälle des Lebens erzogen und gebildet, und als die Ereignisse, launenhaft wie sie sind, den ehemaligen Zögling der Militärschule von Louisburg in den fürstlichen Palast versetzten, war Alles an ihm fertig. Seine Anlagen, Kräfte, Leidenschaften konnten, von den neuen Verhältnissen angeregt, herausgefordert, geschmeichelt, aber nicht mehr entwickelt oder überwunden werden. Er hatte das 25. Jahr bereits überschritten, als ihn Corsica im Jahre 1848 in die Verfassung gebende Versammlung schickte; er zählte 27 Jahre, als ihm ein sogenannter Senatsbeschluß den Titel eines „französischen Prinzen" und dadurch einen Sitz im Senate und dem Staatsrath verlieh. Ohne je gedient zu haben, erhielt er den Rang eines Divisions-Generals; ohne sich je ausgezeichnet zu haben, wurde er mit dem Großkreuz der Ehrenlegion bedacht. Seine Kinderzeit verlebte er in einer düstern Umgebung an der Seite seiner Großmutter Laetitia Bonaparte, die über den jähen Sturz des Kaisers, ihres Sohnes, von so mächtiger Höhe, und über das Sinken des so rasch emporgestiegenen Glücksterns ihrer Familie trauerte. Neun Jahre war er alt, als er Rom zu verlassen gezwungen war, weil zwei seiner Vettern in den überwundenen Aufstand der Romagna verwickelt waren (1831). Er zog umher von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, er hielt sich abwechselnd in Italien, der Schweiz, Deutschland, England und Spanien auf, bis er 1845 von Guizot, der damals am Ruder war, die Erlaubniß erhielt, sich in Paris unter dem Namen eines Grafen

v. Montfort aufzuhalten. Doch mischte er sich zu sehr unter die Demokraten, bekannte er sich zu laut zu „vorgerückten“ Grundsätzen, um von den Doctrinären, welche das französische Staatsschiff lenkten, lange geduldet zu werden. Nach 4 Monaten seines Aufenthalts in der Seinestadt wurde dem jungen Napoleoniden von der Behörde die Weisung ertheilt, daß er den französischen Boden ohne Verzug zu verlassen habe. Als aber kurz darauf die Kammer der Abgeordneten eine Petition des Ex-Königs von Westphalen, des lustigen Hieronymus, günstig aufnahm, gestattete der milde Juli-König, daß der Sohn mit dem Vater nach Frankreich komme (1847).

Kaum war der Thron der jüngeren Linie dem der älteren in den Tartarus nachgefolgt, an dem Tage des Sturzes selbst (24. Februar 1848) rannte der Sohn des Hieronymus auf das Stadthaus, und zwei Tage nachher bot der Sprößling des ehrgeizigen Geschlechtes in einem Schreiben der provisorischen Regierung seine Dienste an, mit dem Hinzufügen, „daß es die Pflicht eines guten Bürgers sei, sich der Republik anzuschließen.“

In der constituirenden Versammlung stimmte Napoleon (Jerome) mit der Rechten. Im Widerspruch mit den Rechten und mit der Mehrheit stimmte er gegen den Antrag auf Verbannung der Familie Orleans. Auf dem Gesandtschaftsposten in Madrid, welcher ihm übertragen wurde, zeichnete er sich durch nichts als Selbstüberhebung und Verachtung der herkömmlichen diplomatischen Gebräuche und Regeln aus und wurde von dem Posten abberufen. Durch diese verschuldete Strenge gereizt, rückt er immer mehr und mehr in die Opposition, und in der gesetzgebenden Versammlung saß er auf der

Linken, mit der er bis zum Jahre 1851 stimmte. Von diesem Zeitpunkt an, welcher fühlbar die Ereignisse einer nahen Entscheidung entgegendrängte, enthielt sich der Sohn des Hieronymus aller Kundgebungen und selbst des Abstimmens; er hatte sich nämlich zu fest mit den demokratischen Parteien verflochten, um die reaktionären Pläne des Präsidenten offen zu fördern, und war zu sehr Prinz aus dem Hause Bonaparte, um diesen Plänen entgegenzuwirken. An eine solche Verleugnung der Abkunft, der überkommenen Familien-Traditionen, der Hinterlassenschaft des mächtigen Stammhalters war von Seiten des ebenso ungestümen als ungeduldigen Prinzen am wenigsten zu denken. War er es doch, welcher seinen Vetter, der heute auf dem Thron von Frankreich sitzt, als derselbe verstohlen nach Paris kam und sich im „Hotel du Rhin", Place Vendome, verborgen hielt, am lebhaftesten zum Handeln vorwärtsstachelte, denn dem Helden von Boulogne und Straßburg versagte der Muth, aus dem wilden Getümmel aufgewühlter Freiheitsleidenschaften die Krone herauszuholen, welche das Schicksal ihm hineinwarf. Selbst der Mann mit dem kleinen Hute auf der Vendomesäule, den er täglich vor Augen hatte, vermochte es nicht, den Zaudernden für das Wagestück zu begeistern. Prinz Napoleon, von seinem Vater unterstützt, ging in seinen Aufmunterungen so weit, daß er mit einem Auftreten für eigene Rechnung drohte, wenn der eigentliche Kroncandidat „in seiner schlaffen Unthätigkeit beharrte." Schade, daß die Coulissen nicht Geschichte schreiben, die Wahrheit würde gewinnen, was die Abgötterei verlöre.

Wer den Vetter des Kaisers damals unmittelbar nach der Februar-Revolution am Place Vendome sah,

kühnen Unternehmungen das Wort redend, zur Verachtung der Gefahren im Namen des Ahnherrn auf der Säule mahnend, der mußte sich Wunder von der Unerschrockenheit des heißblütigen Fürsprechers vorstellen, und hätte gewiß nicht gedacht, daß derselbe durch seine Zaghaftigkeit in der Schlacht dem beißenden Witz der Franzosen willkommenen Stoff bieten werde. Und doch kam es so. In dem Krimkrieg, in welchem er eine Division befehligte, überwand die Angst sein Löwenherz; ihn beschämte im Felde der erste beste Corporal, und im Rathe stimmte er mit den Aengstlichen, so daß die Landung von Balaklawa unterblieben wäre, wenn St. Arnaud's unbeugsamer Geist nicht über alle Einsprachen der Besonnenen hinweggestürmt wäre.

Unter allerlei Vorwänden verließ der Prinz das Lager, bevor der Krieg beendet war, und kehrte zu den Freuden von Paris zurück. In dem Heere wie im Volke sang man Spottlieder auf den Prinzen, der Napoleon heißt und doch die Schlachten vermied. Es war um seine Popularität gethan. Im italienischen Kriege hätte er, wie es Forey bei Magenta gethan, Gelegenheit gehabt, seinem gesunkenen Ruf wieder emporzuhelfen; allein er vermochte seine Scheu vor dem Gebrause der Schlacht, vor dem Würfeln um Leben und Tod nicht zu überwinden. Wiederum an die Spitze einer Division gestellt, trieb er Diplomatie in Toscana, statt in Piemont und der Lombardei sich zu schlagen. Und zuletzt, wie um es dem Hohne recht bequem zu machen, ließ er sich als Friedensunterhändler ins österreichische Lager schicken, wo er die Zusammenkunft von Villafranca vermittelte.

Der Prinz bewohnt das Palais Royal, welches in

einem verhängnißvollen Zusammenhang mit der Geschichte von Frankreich steht. Der Garten dieses Palastes diente Camille Desmoulin zum Schauplatz seiner ersten Revolutions-Verkündigung. Von hier aus verbreitete sich die Flamme, welche das Wort des „gamin sublime“ in den Seelen entzündet, über Paris. Hier hatte seinen Wohnsitz der Herzog von Orleans, welcher von der Revolution Philippe Egalité getauft wurde, für den Tod Ludwig's XVI. stimmte und durch die Guillotine endete. In einem der Läden des Palais Royal kaufte Charlotte Corday den verhängnißvollen Dolch, mit welchem sie Marat ermordete. Im Salon desselben Palastes warb der schlaue Sohn des Egalité Freunde und Anhänger, die ihn nach der Julibewegung dem Volke als „beste Republik“ aufdrangen.

Auch jetzt wieder hat das Palais Royal seine politische Bedeutung, ja der Tradition getreu, beobachtet es eine oppositionelle Haltung. Der Bonapartismus im Palais Royal geberdet sich entschlossener, revolutionärer, als der in den Tuilerien; er unterhält Beziehungen zu Unzufriedenen aller Länder und zur europäischen Revolution. Mancher von den Gästen des Palais Royal hat gelegentlich einen geheimen Weg in die Tuilerien gefunden und kann ihn gelegentlich wieder finden, womit eben nichts weiter gesagt sein soll, als daß der Mann auf dem französischen Kaiserthrone gar keine Brücken abbricht, ob sie nun vorwärts- oder zurückführen, und daß er von seiner Claviatur gar keine brauchbare Taste verschmäht, wie hoch der Sopran, wie tief der Baß auch sei, den sie anklingt.

Gäbe es eine Kammer, in welcher der Bonapartismus ausschließlich vertreten wäre und auch Frauen Sitz

und Stimme hätten, würde Prinz Napoleon Führer der Linken und die Kaiserin Eugenie Führerin der Rechten sein. Und in diesem schroffen Widerstreit zwischen der möglichen Regentin und dem möglichen Thronfolger ist vor Allem die ernste politische Bedeutung des Palais Royal zu suchen. So lange die gewaltige Hand Louis Napoleon's die Dinge leitet, zerschellen freilich an seinem Gleichmuth die brandenden Wogen der Leidenschaften, ob sie von der Gemahlin oder vom Vetter kommen. Besorgt fragt sich aber so mancher der Würdenträger, welcher seine Glücksgüter gesichert zu sehen wünscht und über dem Heute das Morgen nicht vergißt: „Was wird aus uns Allen, wenn die zähmende und lenkende Hand des Herrschers im Tode erstarrt?“ Ich kann es hier nicht aufzeichnen, wie weit man mit den Voraussetzungen für diesen Fall geht. In dem Haß gegen Rom ist der Prinz Napoleon mit Hannibal zu vergleichen, sonst freilich in nichts. Dieser Haß ist vielleicht seine einzige politische Ueberzeugung, die Schwärmerei für die Nationalitäten ist unecht, gefälscht; denn der Prinz war in den Elbe-Herzogthümern für Dänemark gegen Deutschland und betrachtet die Eroberung der Rheinprovinzen für die Hauptaufgabe der napoleonischen Herrschaft. Sein politisches Streben drückt sich also hauptsächlich in seinem Kampfe gegen ultramontane Einflüsse aus, den er mit der ganzen Energie seines Wesens, mit mehr Heftigkeit als Klugheit führt. So oft der Kaiser in der römischen Frage einen Schritt zurück macht, wie dies z. B. nach der Entlassung des Herrn Thouvenel und der Abberufung des Herrn v. Lavalette der Fall gewesen, erfolgt ein Zerwürfniß zwischen dem Kaiser und seinem Vetter, und dieser meidet, so gut

es nur seine Stellung zuläßt und noch mehr den Hof. Schon die triumphirende Miene der Kaiserin verscheucht ihn.

Dieselbe Mißachtung der diplomatischen Formen und Regeln, die er sich auf dem Gesandtschaftsposten in Spanien zu Schulden kommen ließ, legt er in allen Lebensbeziehungen, in allem Verkehr, dem Kaiser und Anderen gegenüber, im Prunksaal und auf der Rednerbühne an den Tag. In den Diskussionen mit dem Beherrscher Frankreichs wird er manchmal so heftig, daß man seine laute Stimme in den angrenzenden Gemächern hört. Der Kaiser wartet ruhig ab, bis sich das Gewitter verzogen; denn eigentlich hat er eine entschiedene Vorliebe für den aufbrausenden Vetter, der mehr über ihn vermag, als man gewöhnlich annimmt. Sehr zum Vorwurf wird es dem Prinzen gemacht, daß er auch Untergeordneten gegenüber sich seinen Aufwallungen überläßt, und daß er gutzumachen gezwungen, was er in so einem Zornesanfall verdorben, worunter seine Würde sehr zu leiden hat. Ueberhaupt ist Mangel an Würde und Ziemlichkeit sein bemerkbarster Fehler. Einmal erhielt er den Besuch des Bischofs M . .; er empfing ihn, eine Cigarre rauchend, auf dem Rand des Tisches sitzend, ohne ihm einen Stuhl anzubieten. In Frankreich, dem Land der Höflichkeit und der feinen Sitte, kann eine solche Rücksichtslosigkeit nicht anders als im höchsten Grade mißfallen. Selbst die entschiedensten Gegner clericaler Uebergriffe tadeln dieses beleidigende Betragen einem Prälaten gegenüber.

Als Redner hat der Prinz Napoleon nicht seinesgleichen im Senate, und selbst in einem größeren Umfange finden sich nur Wenige, die ihn übertreffen. Im höchsten Grade besitzt er den Muth der Aufrichtigkeit, und er

spricht ohne Bedenken von der Tribüne herab Dinge aus, wie sie aus dem Munde eines so hoch gestellten Mannes wohl noch nie gehört wurden. Wie Wenige, sagt er die ganze Wahrheit.

Am kühnsten, oder wie die Bedächtigen es nennen, am taktlosesten hat der Prinz vor zwei Jahren zu Ajaccio gesprochen, als er den kaiserlichen Vetter bei Enthüllung der Statue vertrat, die dem Gründer der napoleonischen Dynastie in dessen Vaterstadt errichtet wurde. Im Widerspruch mit dem Reden und Handeln Napoleons III. vermaß der jüngere Jerome sich eines Angriffs auf die römische Politik des Kaiserreichs und mittelbar auf die Kaiserin Eugenie, welche mit der ganzen Energie ihres Glaubens dem Vatican die Stange hält. Nachdem er Einiges aus dem Decret und dessen Begründung angeführt hatte, durch welches Napoleon I. dem Papst das Kirchengebiet entriß, fügte er folgende damals tief in die Verhältnisse des Moments einschneidende Betrachtung hinzu: „Hat die Zukunft die Voraussicht Napoleons, hinreichend gerechtfertigt? Wird es Ihnen durch den vor der weltlichen Gewalt der Päpste erhobenen Streit nicht fühlbar, daß es sich heute für alle Anhänger der Freiheit und des neuen Geistes darum handelt, diese letzte Festung des Mittelalters nieder zu reißen? Rom in den Händen des Papstes ist der Herd der Reaktion gegen Frankreich, gegen Italien, gegen unsere Gesellschaft. Wunderliche Katholiken, welche die Zukunft der Religion von einer weltlichen Macht abhängig machen wollen, die zu Rom mit Gewalt aufrecht gehalten wird! Ich kenne keine Meinung, welche gefährlicher, verletzender, erniedrigender für den Katholizismus wäre; wenn es aber wäre, daß

die Religion nur auf Gewalt beruhen kann, müßte die Seele nicht nur der Katholiken, sondern aller aufrichtig religiösen Menschen tiefe Trauer anlegen.

Mit der gleichen Unbarmherzigkeit, wie die äußere Politik dem heiligen Stuhl gegenüber hieb der Prinz auf die innere Politik ein, indem er aus der Geschichte des throngründenden Ahnherrn die Nothwendigkeit der Preßfreiheit und des Vereinsrechtes ableitete.

Was eben am strengsten beurtheilt wurde und was neben dem Angriff auf die politischen Bestrebungen der Kaiserin zu übler Deutung Anlaß geben mußte, war die Verletzung des Anstandes, in dem der Redner bei dieser Gelegenheit mit keinem Worte des kaiserlichen Prinzen gedachte, der von Bonapartisten als die Hoffnung Frankreichs bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit ausgerufen wird.

Kaum war die Rede von Ajaccio in Paris bekannt geworden, als das ganze Heer des Rückschrittes am Hofe, die religiösen und die politischen Nachtschwärmer ein Zetergeschrei erhoben, von dem das betäubende Echo nach Algerien drang, wo der Kaiser um diese Zeit sich auf einer Rundreise befand. Minister, Senatoren, Staatsräthe wetteiferten in der Lebhaftigkeit, mit welcher sie gegen den Redner von Ajaccio auftraten. Doch war ihr Eifer lau im Vergleich zur Heftigkeit der Kaiserin Eugenie. Es regnete Anklagen gegen den armen Prinzen. In Briefen und Depeschen wurden sie an den reisenden Monarchen befördert und die Folge dieser vereinigten Bemühungen war, daß der Prinz vom Oberhaupt des Staates und der Familie Bonaparte im Moniteur eine scharfe Zurechtweisung erhielt, seine Entlassung als Prä-

sident des Privatrathes und sogar der Ausstellungs-kommission geben, und eine Zeitlang dem Hofe fern bleiben mußte.

Zwischen den beiden Vettern haben die Beziehungen sich seither wieder hergestellt, ja wieder freundlich gestaltet; allein das Mißtrauen gegen die ehrgeizigen Absichten des Prinzen überdauert diese oberflächliche Ausgleichung. Die Bonapartisten fürchten, daß wenn Ludwig Napoleon die Augen schließt, ein gefährliches Zerwürfniß im Palaste ausbricht, welches den unternehmenderen Gegenpartheien zu statten kommen könnte. Seitdem der junge Thronerbe an einem Uebel leidet, dessen Heilbarkeit zum mindesten ungewiß, verzweifelt die Kaiserin, verzweifeln mit ihr die Eiferer für Roms Gewalt. Der Bonapartismus ist ein Bedeutendes im Werth gesunken. Die Klugen schielen bereits nach einem anderen Anker für ihr Schifflein.

Die Höflinge, welche doch, wie bekannt, auf alle Mienen und Zeichen um sie her achten, um sie zu deuten und vorkommendenfalls zu benützen, haben bemerkt, daß der Kaiser seinem Vetter besonders gewogen ist, wenn er denselben nach der Tafel auffordert, mit ihm eine Cigarre rauchen zu kommen; — die beiden Prinzen ziehen sich dann zurück und unterhalten sich lange unbelauscht mit einander. Auch entstand von jeher, so oft eine Vertraulichkeit zwischen den Verwandten sich kundgab, Niedergeschlagenheit unter den Vertretern der Kirchen-Interessen. Häufiger denn sonst sollen dergleichen Aufforderungen in der Zeit, welche dem Abschluß des Septembervertrages vorherging, vorgekommen sein.

In welchem Grade ein Widersacher der römischen

Herrschaft, welcher so scharf und entschieden auftritt wie der Prinz, von den Frommen gefürchtet, gehaßt und angefeindet wird, kann Jeder sich leicht vorstellen, der den Eifer und die Unerbittlichkeit der heiligen Schaar irgendwie kennt; auch viel Kühnheit, Kraft und Ausdauer in Angriff und Vertheidigung wird man ihr leicht zutrauen: daß sie es aber unternehmen sollte, den Prinzen Napoleon, den „Sohn der Hölle," den „Genossen des Antichrist", in ihre Reihen hinüberzuziehen, wird wohl kaum Jemand glauben. Und dennoch wurde der abenteuerliche Plan einer solchen Bekehrung gefaßt, dessen Ausführung mit Ernst und Bedacht betrieben.

Man wollte die Frömmigkeit der Prinzessin Clotilde für den hohen Zweck benützen. Es ist bekannt und konnte natürlich den wachsamen Vätern nicht entgehen, daß die Gemahlin des Prinzen den Geboten der katholischen Religion gewissenhaft mit unbefangener Gläubigkeit nachkommt. Und eine vornehme Frau des Faubourg St. Germain wurde durch die weit reichenden Einflüsse der Väter der Prinzessin nahe gebracht.

Gemeinschaftliche Wohlthätigkeits-Bestrebungen und sonst fromme Werke bewirkten bald eine engere Vereinigung der Prinzessin und der Marquise. Eines Tages empfing die Prinzessin ihre Freundin im Salon, und nachdem die beiden Frauen sich eine Zeitlang über die Unterstützung unterhalten hatten, welche einigen Nothleidenden zu bieten wäre, lenkte die Marquise das Gespräch auf die Kirche, und mit Thränen in den Augen klagte sie über Anfeindungen, welche dieselbe erfährt, über die schweren Kämpfe, welche sie zu bestehen hätte. Dann hob sie hervor, wie edel und lohnend es wäre,

der Bedrängten zu Hilfe zu kommen, und wie es jedem Christen obläge, ihr nach Maßgabe seiner Mittel zu dienen. Endlich sprach sie von den außerordentlichen Vortheilen, welche der Kirche daraus erwachsen würden, wenn sich die Feindseligkeit des Prinzen Napoleon in Ergebenheit verwandeln würde, und sie meinte, daß, diese Umkehr bewirken, die Erfüllung des höchsten Berufes wäre, der einem Menschen übertragen werden könne. Kaum aber hatte die Prinzessin diese vermessene Auslassung vernommen, als sie sich erhob, sich stumm verneigte und den Saal verließ, die zudringliche Dame bestürzt zurücklassend. Die Marquise wurde seither nie wieder im Palais Royal gesehen.

Der Herzog von Morny.

Beiweitem der begabteste, der interessanteste, aber auch der gefährlichste von den Anhängern und Würdenträgern des zweiten Kaiserreichs. Voll Geist, Gewandtheit und Energie, klar und weit sehend, zur That entschlossen und eben so kühn als kaltblütig bei der Ausführung. Durch und durch Franzose, dem leichten Blut, dem Temperament und dem Charakter nach, aller Pedanterie ledig, aber auch von Gewissenhaftigkeit nicht sehr belästigt, niemals gründlich, in dem ernstesten Augenblick das Witzwort, den Scherz auf den Lippen, mit einer Schnellkraft des Wesens ausgerüstet, durch die er rasch und ohne Anstrengung in die entgegengesetztesten Laufbahnen und Wir-

kungskreise umlenkt. Er erinnert an die hochadeligen Wüstlinge einer dahingeschwundenen Zeit in Frankreich, die aus dem Boudoir auf das Schlachtfeld, von den entnervendsten Ausschweifungen zur Heldenthat mit der größten Leichtigkeit übergingen. Er erinnert aber auch an die Offiziere des ersten Kaiserreichs, die, nachdem die Napoleon-Epopöe zu Ende gespielt war, Schwert und Lorbeer an den Nagel hingen, um sich mit Handels- und Industrie-Unternehmungen zu befassen. Herr v. Morny ist Soldat und Edelmann, was Muth, Umgangsweise und das Auftreten betrifft, dann ist er wieder Spekulant, nach Geld auf allen Wegen jagend und den niedrigsten Künsten der Börse hingegeben. Bald Don Cesar de Bazan, mit Gefahren, bald Mercadet, mit Grundsätzen spielend, aber Beiden überlegen an Witz, Verstand und praktischer Tauglichkeit. Ritterlichen Sinnes, aber auch glücksritterlich... So viel Liebenswürdiges und Gewinnendes findet sich an dieser politischen Figur, daß man sich versucht fühlt, derselben die ernsten Schatten nachzusehen. Nichts besticht das menschliche Urtheil mehr als Muth, ohne alles Pathos der Grazie des Benehmens und der Leichtfertigkeit beigesetzt.

Die Tapferkeit der Franzosen übertrifft durchaus nicht die anderer Nationen, sie nimmt mehr für sich ein, weil sie lustiger, minder gespreizt und daher liebenswürdiger ist.

Geboren ist Herr v. Morny zu Paris, vier Jahre vor dem endlichen Sturz des ersten Kaiserreiches, 1811. Er stammt aus berühmtem Geschlechte. Sein Vater ist der Graf Flahault de la Billarderie, einer von den getreuen Kriegsleuten des ersten Napoleon, und der jetzige Kaiser der Franzosen ist sein natürlicher Bruder. Das Kind

wurde der Obhut und der Pflege der Gräfin v. Souza anvertraut, die durch ihre hervorragende Stellung am Hofe Napoleon's I. und durch ihre literarische Wirksamkeit namhaft wurde. Zugleich mit Edgar Ney in die Lehranstalt Muron's gethan, betrieb er mit leidlichem Erfolg die Studien, erhielt er sogar einige Preise im Lyceum durch Bonaparte bei der großen Prüfung. Mehr aber als durch die Wissenschaft that er sich hervor durch ein rasches Fassungsvermögen, durch die Leichtigkeit der Rede und vor Allem durch eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes.

Talleyrand, der den aufgeweckten Jüngling zu sehen Gelegenheit hatte, sagte von ihm: „Ce petit bonhomme sera ministre un jour.“ (Dieses Männchen wird eines Tages Minister sein.)

Mit neunzehn Jahren trat Herr v. Morny in die Generalstabs-Schule, welche er zu 21 Jahren verließ, um als Unterlieutenant im ersten Uhlanen-Regiment Dienste zu nehmen.

In seiner neuen Stellung auf einige Zeit nach Fontainebleau verlegt, benützte er die vielen Mußestunden, welche ihm der Dienst übrig ließ, zu metaphysischen und theologischen Studien. Der Gräfin Souza, welche ihm ihre Verwunderung über die Seltsamkeit aussprach, daß ein junger Uhlanen-Offizier sich derart beschäftigte, gab er zur Antwort: „Je veux couler tout de suite cette question là à fond.“ (Ich will diese Frage doch sogleich in den Grund bohren.)

Seine Abstammung, die politische Richtung jener Zeit, welche den Bonapartismus zu einer Nationalsache herausputzte, und endlich die Beziehung des Grafen Flahault zum Palais Royal brachten den jungen Officier

der Familie Orleans nahe, und als die militärische Laufbahn denselben ganz natürlich nach Afrika führte, konnte er sich vor den Augen des Herzogs von Orleans auszeichnen, der ihm eine freundschaftliche Theilnahme zuwendete. Unter General Changarnier machte er den Feldzug von Mascara und den ersten Feldzug von Constantine mit, in welchem letzteren er verwundet wurde. Mehrere Tagesbefehle nannten seinen Namen, und mit der Ehrenlegion wurde er dafür belohnt, daß er durch seine Geistesgegenwart und Unerschrockenheit dem General Trezel das Leben gerettet.

Nachdem er auf diese Weise Proben seiner militärischen Tüchtigkeit gegeben und des Lagerns und Umherziehens, des Schießens, Fechtens und Verfolgens genug hatte, zog er 1838 die Uniform aus, und aus dem Soldaten wurde mit einem Ruck ein Mann der Industrie. Im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, kaufte er in der Umgebung von Clermont eine Zuckerfabrik, welche die Runkelrübe verwendete.

Noch in demselben Jahre veröffentlichte der verabschiedete Uhlanen-Offizier eine Broschüre über die „Zuckerfrage," welche ihm die Ernennung zum Präsidenten eines Ausschusses der Zucker-Industrie eintrug.

Durch den raschen glücklichen Wurf auf dem neuen Gebiete erlangte der siebenundzwanzigjährige Mann in dem Maße das Vertrauen von Kapitalisten, daß ihm dieselben ohne Bedenken die Leitung ausgedehnterer Unternehmungen übertrugen.

Schon 1842 gelangt er in die zweite Kammer als Abgeordneter des Departements Puis-de-Drôme, und bei mehreren Gelegenheiten beleuchtet er von der Tribüne

herab industrielle Fragen mit auffallendem Talent. Er empfahl öfters finanzielle Maßregeln, und er war es, von dem der Antrag auf Renten-Conversion ausging, wie sie nachmals in Ausführung gebracht wurde. Als Anhänger der Königsfamilie, welcher General Flahault seine Dienste widmete, saß er im Centrum und unterstützte das Ministerium Guizot. Nichtsdestoweniger zeigte der junge Abgeordnete Hinneigung zu den Grundsätzen, welche Herr Emil v. Girardin in La Presse verkündete und vertheidigte. Im Monat Januar des Jahres 1848, da unbefangene Augen schon den Sturm nahekommen sahen, welcher einen Monat später den Thron der jüngeren Linie zu Boden werfen sollte, veröffentlichte Herr v. Morny in der Revue des deux Mondes eine vielbemerkte Ausarbeitung unter dem Titel: „Betrachtungen über die gegenwärtige Politik" (Reflexions sur la politique actuelle), in welcher die sociale Frage, wie sie damals hinter all den Bewegungen zuckte, mit ihren Gefahren dargestellt wurde.

Nach der Umwälzung von 1848 hielt sich Herr v. Morny von dem öffentlichen Leben und von den Geschäften fern; aber schon im nächsten Jahre unternahm er mit dem Beistand des Comptoir national d'escompte gewinnbringende Finanz-Operationen; auch mischte er sich wieder, nachdem er eine zeitlang dem Gang der Ereignisse mit Unbefangenheit gefolgt war, in das politische Treiben. Seine Wahl war getroffen. Er schloß sich dem conservativen Wahlausschuß der Rue Poitiers an und wurde von seinen früheren Wählern in die gesetzgebende Versammlung geschickt. Verbunden und einverstanden mit dem Prinzen Ludwig Napoleon, stimmte er mit der monarchischen Mehrheit der Kammer bis zu dem Augenblick, als der Bruch

zwischen der Rechten und dem Elysée erfolgte. Ohne Rückhalt, wie ein Mann eben, der nach reiflicher Ueberlegung und Prüfung der Umstände einen festen Entschluß gefaßt hat, widmete Herr v. Morny seine Kraft, seinen Einfluß, sein Talent der Sache des Bonapartismus, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß Niemand bei Vorbereitung und Durchführung des Staatsstreichs so zweckmäßig gewirkt, so erhebliche Dienste geleistet hat, wie Herr v. Morny. Mit Rath und That stand er dem Prinzen zur Seite. Er setzte sein Leben so gut wie die Generale St. Arnaud und Magnan ein, er übertraf sie beiweitem an Kühnheit und Sicherheit des Blickes, an Richtigkeit des Urtheils, an Tact, an kluger Berechnung, und doch kam er an Muth den Kriegsleuten gleich. Die Rolle, welche er spielte, war auch die wichtigste. Er war eigentlich der Kopf des gefährlichen Unternehmens, die Anderen waren nur die Arme.

Er war Minister des Innern während der blutigen Decembertage, und außer St. Arnaud der einzige Minister. Die Herren, welche nun mit so trefflichem Appetit die gebratenen Kastanien verspeisen, hätten sich wohl gehütet, die lockenden Früchte aus dem Feuer zu holen. Während der ganzen Zeit des Kampfes hielten sie sich in gemessener Entfernung, und erst nach erfolgter Entscheidung stellten sich die Tapferen unter die Fahne des Siegers. Im Elysée dachte man wohl daran, mit dem Beistande eines vollständigen Ministeriums den Staatsstreich durchzuführen, allein man mußte den Gedanken aufgeben, weil sich in dem kritischen Momente für die Portefeuilles keine Abnehmer fanden.

Den Abend vor der folgenschweren Unternehmung

brachte Herr v. Morny in der komischen Oper zu. Er war unbefangen, gesprächig und guter Dinge. Eine Dame, die seine nahen Beziehungen zu dem Prinz-Präsidenten kannte, sagte zu ihm, daß man allenthalben versichert, es werde die Kammer weggefegt werden, und sie setzte die Frage hinzu: Was werden Sie in dem Falle thun?

„Ich werde trachten mich auf die Seite des Besenstiels zu stellen," gab Herr v. Morny lachend zur Antwort.

Einige seiner Freunde baten ihn am 1. December um Eintrittskarten zu den Sitzungen der gesetzgebenden Versammlung für den nächsten Tag, und immer zum Scherz geneigt, schickte er ihnen die verlangten Karten. Als der Zufall das Gespräch auf Herrn von Thorigny lenkte und einige Personen sich vortheilhaft über den Minister des Innern ausließen, warf Herr v. Morny leicht hin: „Ja, er war ein guter Minister." Man stutzte; da jedoch seine Züge unverändert blieben, hielt man die Verwechslung der Zeit für einen zufällig begangenen Irrthum.

Am verhängnißvollen Tage begab sich Herr v. Morny um 6 Uhr Morgens auf das Ministerium des Innern, um da die Leitung der Geschäfte zu übernehmen. Ihn begleiteten Graf Flahaut, Leopold Lehon, ein Secretär und ein einziger Diener. Herr v. Thorigny schlief noch; er wurde geweckt und empfing seinen Nachfolger.

Von da ab ist Herr v. Morny leitender Mittelpunkt aller Vorkehrungen. Da facht er an und dort mäßigt er den Eifer, da ermuthigt und dort beschwichtigt er.

Charakteristisch ist das telegraphische Zwiegespräch, welches er von seiner Kanzlei aus mit dem Polizeiprä-

fecten Herrn Maupas vom 2. bis 5. December hielt. Sein unerschütterlicher Gleichmuth, zu welchem sich ein ungekünstelter Humor gesellt, sticht glänzend ab gegen die sinnverwirrende Aufregung, die fieberhafte Unruhe und Aengstlichkeit des armen Vorstehers der Sicherheitsbehörde. Die Depeschen des Herrn Maupas sind nichts als Hilferufe und Zetergeschrei. Die Antworten des Herrn v. Morny sind kühle Besonnenheit, Spott oder vernünftiger Rath. Herr Maupas verliert den Kopf und läßt sich von jedem Gerücht erschrecken. Herr v. Morny läßt sich durch keinen Vorgang außer Fassung bringen; er macht eher den Eindruck eines Mannes, welcher einen Ball anordnet, als eines Mannes, welcher um seinen Kopf spielt. Er befiehlt strenge Auswahl bei den Verhaftungen und Freilassung von Personen, die ihm Unthätigkeit zugesagt haben. Er verordnet, daß die Herren Duron, Réné de Rovigo, Hetzel, Emile de Girardin 2c. unbehelligt bleiben, während der Polizei-Präfect Jeden festnehmen möchte, der sich nicht auf die Seite Napoleon's schlägt.

Am 4. December telegraphirt der Präfect an den Minister: Die Verhaftungen in Massen dauern fort. Ein einziger Commissär hat 200 Socialisten eingebracht.

Der Minister antwortet:

Nennen Sie mir die hervorragenderen Leute. Gehen wir nicht zu leichtfertig bei den Verhaftungen vor.

Am 4. December um 6 1/4 Uhr Morgens telegraphirt der Minister an den Polizei-Präfecten:

Die Vereine der legitimistischen Abgeordneten der Rue de Rivoli und der Rue de l'Université militärisch besetzen. In die Sitzungsräumlichkeiten Niemanden ein-

treten lassen — dieser Befehl werde mit viel Höflichkeit ausgeführt.

Ist es nicht merkwürdig und bezeichnend, daß es dem Minister in dem ernsten Augenblicke einfiel, Höflichkeit zu empfehlen?

Am selben Tage telegraphirt Herr v. Morny dem Präfecten: „Lassen Sie mit Schonung den Verein der Pyramiden sperren und geben Sie als Grund dafür an, daß die andern Vereine ebenfalls gesperrt sind.“

An demselben Donnerstag (4.) telegraphirte der Präfect an den Minister: „Man sagt, daß das 12. Dragoner-Regiment, den Grafen Chambord als gemeinen Soldaten in seinen Reihen, nach Paris kommt. Ich glaube nicht recht daran.“

Der Minister telegraphirte zurück: „Und ich glaube es gar nicht.“

Der Präfect telegraphirte:

„Zusammenrottung auf dem Pont Neuf. Flintenschüsse auf dem Quai aux Fleurs, dichtgedrängte Massen in der Umgebung der Polizei-Präfectur. Man schießt durch ein Gitter. Was thun?“ Der Minister erwidert: „Feuern Sie zurück durch Ihr Gitter.“

Der Präfect telegraphirte:

„Ich wünschte sehr Ihre Meinung zu wissen in Bezug auf eine Nachsuchung, welche bei dem Rath des Cassationshofes, Herrn Foucher, vorzunehmen wäre, wo Herr Victor Hugo verborgen zu sein scheint.“

Die Antwort des Ministers lautete:

„Thun Sie nichts.“

* * *

Auf den Trümmern der zweiten französischen Republik war der zweite französische Kaiserthron aufgerichtet. Und Herrn v. Morny konnte der Lohn für seine erfolgreiche Mitwirkung an diesem Umsturz wie an dem Aufbau nicht ausbleiben. Selbst wenn ihn nicht nahe Verwandtschaft mit dem Oberhaupt der emporgekommenen Herrscherfamilie verbunden hätte, man hätte bei Vertheilung des Gewinnes auf ihn Bedacht genommen, und wäre es auch nur aus Rücksicht auf fernere Leistungen, die von dem fähigen Manne zu erwarten standen. In Frankreich ist es weit schwerer, die Herrschaft zu behaupten, als an sich zu reißen. Außerdem ist Ludwig Napoleon, das läßt sich nicht leugnen, dankbar. Seitdem er regiert, hat er nicht einen Einzigen seiner bemerkten Anhänger aus dem Gnadenbuch gestrichen, trotz der Fehltritte, die sich so mancher von ihnen zu Schulden kommen ließ. Wie viel sah er dem General St. Arnaud durch die Finger! — Dem General Espinasse, der als Oberst am 2. Dezember die Sprengung der Kammer vollzog, verzieh er die militärische Ungeschicklichkeit, welche dessen Abberufung aus dem Orient zur Zeit des Krieges nothwendig gemacht hatte, und, um noch ein schlagendes Beispiel anzuführen, für General Montauban, der in den Proceß Doineau nicht eben sehr vortheilhaft für seinen Ruf verwickelt war und in Folge desselben sich aus der Armee zurückziehen mußte, wurde von den Kammern die Bewilligung eines Majorats verlangt, nachdem er das französische Corps in China befehligt und den Titel eines Grafen v. Palikao erhalten hatte. Nicht alle Fiesco's werfen, wie der Held

des deutschen Trauerspiels, die abgebrauchten Werkzeuge ihrer Herrschsucht verächtlich beiseite nach dem Grundsatz: der Mohr hat seinen Dienst gethan, der Mohr kann gehen. Häufig hört man gegen den Kaiser Napoleon selbst von Ergebenen den Vorwurf aussprechen, daß es dem Herrscher an Menschenkenntniß fehle und daß er sich auf die Wahl der rechten Leute nicht verstehe. Ich weiß nicht, ob man bei dieser Rüge nicht dem freien Urtheil zur Last legt, was die Nothwendigkeit verschuldet. Das Eine aber ist gewiß, daß Ludwig Napoleon die Fähigkeiten des Herrn v. Morny in ihrem vollen Umfange von vornherein erkannt und ihn noch vor dem 2. Dezember mit schwierigen, delikaten Aufgaben betraut habe. Im Jahre 1849 vertrat Herr v. Morny den Prinz-Präsidenten bei einer Berathung im Hause des Herrn Thiers, die zwischen ihm, dem Exminister, und dem Befehlshaber der Besatzung von Paris und der Nationalgarde, General Changarnier, gepflogen wurde. Es handelte sich um Abwendung einer Gefahr, von welcher die Herren das Land durch die Fortdauer der Republik bedroht zu sehen vorgaben. Das Triumvirat besprach im Namen der Parteien und Gewalten, die sie vertraten, einen Staatsstreich in Gemeinschaft im „conservativen Interesse". Sogar über die nöthigen Verhaftungen einflußreicher Persönlichkeiten wurden bei dieser Gelegenheit Erörterungen ausgetauscht. Kurz der General und der Redner gingen in die Falle, die ihnen der schlaue Anhänger des Präsidenten gelegt hatte. Sie verriethen ihre Absichten, die das Elisée in Erwägung zu ziehen und bei den Entwürfen von Eroberungsplänen zu berücksichtigen keineswegs unterließ.

Bis zum 23. Januar 1852, im Ganzen also sieben Wochen, blieb Herr v. Morny Minister der inneren Angelegenheiten. Die Einziehung der orleanistischen Güter veranlaßte ihn zugleich mit den Herren Fould, Rouher und Magne, aus dem Kabinet zu treten. Die Herren widerriethen die Maßregel aus Gründen der Klugheit, sie fürchteten, daß dieser gewaltsame Eingriff der neuen Regierung in ein allgemein anerkanntes Privateigenthumsrecht die kaum beschwichtigten Besorgnisse der Besitzenden aufs Neue erregen und der neuen Gewalt ernsten Schaden zufügen würde; als sie aber sahen, daß Frankreich die ganze Sache mit einem Witz abfertigte und die Beschlagnahme weniger Entrüstung hervorrief, als der Diebstahl eines Brodes, von einem Hungrigen begangen, nahmen sie es selbst mit der Sache weiter nicht genau. Am Ende billigten sie den Schritt, welcher die Macht der Dynastie vermehrte und von den Franzosen mit Gleichgiltigkeit, mit mehr Spott als Aerger hingenommen wurde. C'est le premier vol de l'aigle war das Wortspiel, welches um jene Zeit durch Frankreich zog zum Ergötzen der Lachlustigen.

Die genannten Tugendhelden, welche nebst Herrn v. Morny nach Erscheinen des Erlasses bezüglich der orleanistischen Güter ihre betreffenden Portefeuilles abgegeben, bewiesen Reue und bewarben sich aufs Neue um hohe Gunst, Aemter und Würden. Was aber den Sohn des Grafen Flahaut und der Königin Hortense anbelangt, so trug er nicht das geringste Verlangen nach der Leitung der inneren Geschäfte, die eine regelmäßige Thätigkeit in Anspruch nimmt und daher seinem Wesen und seinem Temperamente entgegen war. Mehreremal seitdem,

wenn Wichtiges zu thun war, hat ihm der Kaiser das Ministerium des Innern angeboten, er hat es aber mit dem Bemerken beharrlich ausgeschlagen, daß er für Kanzleiarbeiten keinen Beruf in sich fühle, daß die eingesperrte Luft, der alltägliche Geschäftsgang, die kleinen Sorgen um kleine Dinge seiner Natur widerstreben; der Mann war eben hoch genug gestellt in Folge der außerordentlichen Dienste, die er geleistet, verbunden mit seiner Abkunft, um Minister-Portefeuilles auszuschlagen. Ludwig Napoleon, wir wiederholen es, hat ein dankbares Gemüth.

Kurz nach seinem Rücktritt aus dem Ministerium erhielt Herr v. Morny das Großkreuz der Ehrenlegion als eine öffentliche Auszeichnung. Werthvoller in jeder Art als diese Verleihung war die überaus freundliche Beziehung, welche der Herrscher zu dem brauchbaren erprobten Exminister unterhielt. Im eigentlichsten Sinne des Wortes wurde Herr v. Morny dem Throne nahe gestellt; in schwierigen Fällen wurde sein Rath verlangt und meist beachtet. Die Thüren des Palastes standen für ihn zu jeder Zeit offen. Wozu ein Portefeuille!

Herr v. Morny war und blieb ein Mann des Vergnügens und der Zerstreuungen, ein Mann der Genüsse. Ein ächtes Kind der Pariser Gesellschaft, hat er immer Wein, Weiber und Gesang, Glanz, Reichthum, alle Herrlichkeiten und Seligkeiten der Erde geliebt. Er war Mitglied des Jockeyclubs, und was man so nennt, ein vollendeter Gentleman, d. h. ein Mann von Welt und guten Manieren, der Pferde rennen läßt, Paläste baut, Bilder kauft, für Künste und Künstler sich interessirt, Liebes-

abenteuer sucht und findet, eine Tänzerin der Großen Oper unterhält, die Berühmtheiten der Halbwelt näher kennt, in den Foyers der ersten Theater heimisch ist, der da ficht und jagt, reitet und fährt, der im Taumel des Lebens auch nicht einen Augenblick die Besinnung verliert, und der über die gewöhnliche Bürgermoral leichtfüßig wie sein Vollblut über ein Hinderniß hinwegsetzt.

Aeußerlich zeigte sich an Herrn v. Morny viel Aehnlichkeit mit dem Gebieter der Franzosen; nur war sein Gang fester und sicherer, seine Gestalt eleganter, sein Blick heller, sein Lächeln freier. Auf seiner Stirn war der tiefe Ernst Napoleons III. nicht zu finden.

Man denke sich nun auf der einen Seite die Pariser Gesellschaft, welche, seitdem der Bonapartismus ihre heiligsten Altäre zerstört, im verzweifelten Jubel um das goldene Kalb tanzt und keine andere Gottheit verehrt als den Erfolg. Man denke sich die Ungenügsamkeit und die Zügellosigkeit dieser Gesellschaft mit ihren brennenden Gelüsten nach den materiellen Vortheilen des Lebens.

Auf der andern Seite denke man sich einen Mann, der von einer solchen Sucht nach Gütern und Wohlleben besessen ist, daß er mit den Anschauungen seines Standes im Widerspruch, ohne irgend einen Zwang der Verhältnisse die militärische Laufbahn gegen die des industriellen Unternehmers eingetauscht, und diesen Mann mit dem einen Fuße auf den Stufen des Thrones, mit dem andern im Gewühle der Rennbahn, wo Habsucht mit Habsucht um die Wette rasen, und man wird sich leicht vorstellen, wie viel der Versuchungen an den Glücklichen herangekommen, wie wenig Widerstand der Unersättliche den gewagtesten Zumuthungen entgegengesetzt.

In Hunderte, sage: in Hunderte von Unternehmungen war Herr v. Morny verwickelt, von denen einige, mehr als zweideutiger Natur, übel von sich reden machten und den natürlichen Bruder auf dem französischen Throne in Verlegenheit versetzten. Viel wurde seiner Zeit gesprochen von einem geschäftlichen Abkommen zwischen Herrn v. Morny und einem Schweizer, Namens Jäcker, welcher zum Gläubiger der mexikanischen Republik sich zu machen gewußt hat, dessen überstürzte Nationalisirung in Frankreich großes Aufsehen erregt und zu einer freilich behutsamen Interpellation im gesetzgebenden Körper Anlaß gegeben hat. Nun gilt es als ausgemacht, daß Herr v. Morny durch seinen Einfluß zur Unternehmung des mexikanischen Feldzugs das Seinige beigetragen habe, weil es sein Interesse war, daß Herr Jäcker in den Besitz der Millionen gelangte, die er von Mexiko forderte und auf welche sein Anspruch mehr als zweifelhaft erscheint. Was der industrielle Würdenträger durch diese Verwendung dem Kaiserreich für einen schlimmen Dienst erwiesen, ist heute durch den Gang der Ereignisse zur Genüge dargethan.

Aber noch eine andere schwere Schuld, die ebenfalls den bonapartistischen Thron bloßstellt, hat Herr v. Morny auf sich geladen, indem er der Errichtung des Credit mobilier Vorschub geleistet und den Brüdern Pereire Gelegenheit verschafft, sich auf Kosten der Aktionäre zu bereichern. Eine Thatsache, die so hell die gewerblichen Bestrebungen unseres Helden beleuchtet, daß sie jede andere Enthüllung dieser Art überflüssig macht. Durch ihren eigenen Schaden belehrt, wissen es heute Tausende, was von der Anstalt der Herren Pereire zu halten ist, die

von jeher, Dank der Einwirkung des Herrn v. Morny, des Schutzes der Regierung sich erfreut hat.

Genaues über den Vermögenszustand des hochgestellten Mannes läßt sich auch jetzt nach dessen Tode nicht angeben; ja es dürften Jahre vergehen, bis man den Umfang der Hinterlassenschaft aus dem Gewirr der zahllosen Unternehmungen herausgerechnet hat. Hoch schlägt man übrigens das Eigenthum nicht an, trotz der fürstlichen Einnahmen des Dahingeschiedenen, so unermeßlich sind die Summen, welche derselbe verschwendet hat. Der tägliche Gebrauch des Hauses Morny soll sich auf nicht weniger als 30,000 Franken belaufen haben, was eine Ausgabe von 4,800,000 Franken jährlich macht.

Nach seiner Entlassung aus dem Ministerium trat Herr v. Morny als Regierungs-Candidat für den gesetzgebenden Körper auf und wurde in den beiden Wahlbezirken von Ambert und Clermont gewählt; er entschied sich für letzteren, den er in der zweiten Kammer vertrat. Im Jahre 1854 wurde er vom Kaiser zum Präsidenten dieser Kammer an die Stelle des Herrn Billault ernannt, dessen man bei dem vorhandenen Mangel an Fähigkeiten in der Verwaltung bedurfte, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Herr v. Morny auf dem neuen Gebiete seiner Thätigkeit eine außerordentliche Gewandtheit, viel Verstand, Raschheit des Erfassens, eine seltene Geschmeidigkeit des Geistes, besondere Feinheit des Verkehrs, ja eine allgewinnende Urbanität an den Tag gelegt hat. Fast wäre man versucht, ihn für gerecht zu halten, so schonend behandelte er bei jeder Gelegenheit die unglückseligen „Fünfe“ der Linken. Und auch nachher, da die Opposition in der Wahlkammer zu

einem beträchtlichen Häuflein angewachsen, tyrannisirte er sie mit einer gewissen Zartheit. Jedenfalls ließ er weit hinter sich an würdiger Haltung, an edelmännischer Angemessenheit den verfolgungssüchtigen Generalprokurator, der während der Juliherrschaft mehrere Jahre in den Kammern der Abgeordneten den Vorsitz geführt, und der die scharfgespitzten Pfeile seines Witzes, häufig sehr zur Unzeit, gegen den schwächern Theil des Hauses zu schnellen die Gewohnheit hatte. Selbst bei Mitgliedern der Linken war Herr v. Morny beliebt und kein Zweifel, daß die Bekehrung des Herrn Emile Ollivier zum Bonapartismus zum großen Theil das Werk des ebenso klugen als gewinnenden Präsidenten war.

Als nach dem morgenländischen Krieg die französisch-englische Allianz trotz des gemeinsam vergossenen Blutes, welches, nach dem Ausdruck der hiesigen Journalisten sie gekittet, bedeutend zu erschlaffen begann, und es dem Kaiser Napoleon wünschenswerth erschien, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland sich wieder freundlicher gestalten, wählte der Herrscher den Präsidenten des gesetzgebenden Körpers zum diplomatischen Vermittler zwischen den beiden Reichen. Herr v. Morny ging als französischer Gesandter nach Petersburg. Die äußere Veranlassung dieser Sendung war das Krönungsfest Alexanders II.

Bei Gelegenheit solcher Feierlichkeiten will es der Gebrauch, daß von den außerordentlichen Botschaftern derjenige den Vortritt erhält, welcher sich zuerst in dem bestimmten Raume einfindet. Herr v. Morny, um Frankreich während der ganzen Dauer der Feierlichkeit den Vortritt zu sichern, wußte seinen Fachgenossen zuvorzu-

kommen, und durch diesen Zug, wie geringfügig er erscheinen möchte und auch ist, hat der Botschafter in der Hofsphäre von Petersburg und in der diplomatischen Welt Aufsehen erregt. Sein Benehmen, die Pracht und Eleganz seines Auftretens thaten das Uebrige, um ihn zu empfehlen, und da ihn auch noch die politischen Verhältnisse unterstützten, bedurfte er keines Jahres, um die ihm übertragene Aufgabe vollkommen zu lösen. Nicht nur wußte er die Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich freundlich zu gestalten, sondern er brachte noch außerdem den Abschluß eines Handelsvertrages zwischen den beiden Ländern zu Stande, welcher der französischen Industrie erhebliche Vortheile für die Zukunft in Aussicht stellte. Aus Petersburg brachte Herr v. Morny eine Frau, eine geborne Fürstin Trubetzkoi, und russische Sympathien mit, die ihn seither von der Sache Polens sowohl, als der englischen Allianz abwendig gemacht haben.

Einen heftigen Widersacher hatte Herr v. Morny an dem Prinzen Napoleon, mit welchem er in dem Geheimrath saß und mit dem er offen zerfallen war. Der Prinz, streng und geordnet in Geldsachen, verachtete das industrielle Treiben, welchem Herr v. Morny sich hingab, um seinen übermäßigen Bedürfnissen Genüge zu leisten. Und als er vor dem Suez-Comité im Palais d'Industrie sprach, ließ er einen Seitenhieb auf den Präsidenten des gesetzgebenden Körpers fallen, der um so schmerzlicher treffen mußte, in je weiteren Kreisen die scharfe Anspielung verstanden wurde. Daß Herr v. Morny nicht der Mann war, den derben Schlag einzustecken und zu vergessen, wußte Jeder, der seinem Charakter nur einige Aufmerksamkeit zuwendete.

Sehr übel nahm es Herr v. Morny auf, daß der Prinz Napoleon vom Kaiser zum Präsidenten des Geheimrathes ernannt und dadurch für unvorhergesehene Fälle mit entscheidender Gewalt betraut wurde. Der Minister des Staatsstreichs erachtete gar nicht für nöthig, seinen Unmuth zu verbergen über die Erhebung seines Widersachers auf den wichtigen Posten. Unversöhnt durch den erhaltenen Herzogstitel für sich und seine Nachkommen sprach er nicht ohne Bitterkeit zum Kaiser selbst seine Meinung über die Auszeichnung des Prinzen aus, welche er übel angebracht erklärte. Ludwig Napoleon antwortete auf den Vorwurf mit Schweigen und es blieb bei der Ernennung. Seit dem Momente mißtraute der Herrscher aber dem natürlichen Bruder und ließ dessen Verkehr mit den Gliedern der Familie Orleans sorgfältiger als bisher überwachen. Denn daß Herr v. Morny fähig gewesen wäre, den Orleanisten seine hülfreiche Hand gegen den Bonapartismus ebenso zu reichen, wie er diesem gegen die Republik beigestanden, darüber konnte man sich in den Tuilerien am wenigsten täuschen, wo man das Gewissen des Spekulanten in nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte.

Dieselbe Ehre, welche allen Vertrauten des Staatsstreichs widerfährt, wenn sie das Zeitliche segnen, daß man im Auftrage des Kaisers der Papiere der selig Entschlafenen sich bemächtigt, wurde auch dem Herzog von Morny zu Theil; auch sollen sich unter den Schriften Briefe vorgefunden haben, aus welchen sich ergibt, daß der Präsident des gesetzgebenden Körpers in den letzten Tagen seines Lebens ein gewisses Einverständniß mit Claremont hergestellt habe.

Von den jüngeren Bonapartisten, hie und da von Liberalen sogar, wurde es der staatsmännischen Fähigkeit des Herzogs v. Morny sehr hoch angeschlagen, daß er dem November-Dekret zum Dasein verholfen, den Kammerdebatten die Oeffentlichkeit, den beiden Häusern die Befugniß, eine Adresse zu diskutiren, den so eifrigen als verblendeten Gegnern der Maßregel zum Trotze zu gewinnen gewußt habe. Unläugbar haben die vermittelst des November-Dekrets eingeführten Neuerungen dem Bonapartismus zum Vortheil gereicht. Ebenso unläugbar ist es jedoch, und es tritt bereits ganz klar hervor, daß diese Gewährung bei weitem nicht hinreicht, die Wünsche Frankreichs zu befriedigen.

Graf Walewski.

Alles Glück und alle Freiheit gehört den Allgewaltigen, die oben in glänzender Sphäre herrschen, über den Regeln und Gesetzen der gesellschaftlichen Verhältnisse. Was an gewöhnlichen Menschenkindern mißachtet oder gar verworfen wird, das sieht man den Hohen gerne nach oder läßt es gar als Auszeichnung gelten.

Selbst die Kirche, die unbeugsame, welche die Gleichheit vor dem Himmel als obersten Grundsatz verkündet, und die so unerbittlich gegen die Verletzung ihrer Gebote eifert, unterhandelt mit den Mächtigen. Und die Gesellschaft, der es auch nicht an Strenge fehlt, geht noch viel weiter als die Kirche in ihrer Duldung nach oben. Unterliegt ein Weib gewöhnlicher Abkunft einer

verbotenen Leidenschaft für einen Mann alltäglichen Schlages, dann werden Steine die Menge gegen sie aufgehoben, trotz der wunderbaren Aufforderung, durch welche Christus die Sündhaftigkeit aller menschlichen Natur und das Gesetz der Nachsicht kundgethan, und bis auf die Frucht des begangenen Fehltritts erstreckt sich grausam die Verfolgung. Der Bastard wie seine Mutter sind geächtet. Zählt aber der Buhle zu den Halbgöttern, dann wird dem gefallenen Weibe mehr als Vergebung. In tiefer Ehrfurcht beugt sich die unsinnige Menge vor ihm, und glückliche Beneidete entsprossen der sündhaften Umarmung. Der „Bastard von Orleans“ war nur ein Ehrentitel.

Herr v. Morny, der aus der unerlaubten Liebe einer Fürstin entsprang, war von den Gesuchtesten Einer in der Pariser Gesellschaft und stand der Familie des Bürgerkönigs nahe. Den Vertretern der französischen Nation kam es nicht in den Sinn, sich anders als geschmeichelt zu fühlen durch die Präsidentschaft, zu welcher Ludwig Napoleon den natürlichen Bruder berufen, und die Nation selbst billigte die Wahl. Es ist ein charakteristischer Zufall, daß auch der Nachfolger des Herrn v. Morny auf dem Präsidentenstuhl des gesetzgebenden Körpers, Graf Walewski, aus einer unehelichen Verbindung stammt. Er ist der Sohn des ersten Napoleon und der Gräfin Walewska, die bei Lebzeiten ihres Gatten den kriegerischen Kaiser liebte.

Wenig von dem patriotischen Gefühle seiner Mutter, nichts von der geistigen Begabung des Vaters sind auf den Grafen Walewski übergegangen, und ohne die Nachhilfe seiner Abkunft hätte er es im besten Falle zu der

Stelle eines eleganten Oberlieutenants in irgend einem Heere gebracht.

Nicht absichtslos sage ich: in irgend einem Heere, denn seine Laufbahn berechtigt zu dem Gedanken, daß er in jeder Reihe sich geschlagen hätte, wo das Glück zu erfechten war. Und elegant von guter Weise hat er von jeher sein wollen, ist er von jeher gewesen.

Der unmittelbare Nachfolger des Herrn v. Morny auf dem Präsidentenstuhl des gesetzgebenden Körpers, Ex-Minister Sr. Majestät Napoleon's III., Senator, ist zu Walewice im Mai 1810 geboren, zählt also nunmehr 57 Jahre. Er ist hochgewachsen, dabei gut und ebenmäßig gebaut. Sein Auftreten ist gezwungen, und daher ohne jene Anmuth, die nur von der Natürlichkeit verliehen wird und aus der gänzlichen Sorglosigkeit um die eigene Haltung entspringt. Die Züge seines Gesichtes erinnern lebhaft an den Kaiser, seinen Vater, ob ihnen gleich die plastische Gewalt fehlt, die den Schnitt des kaiserlichen Kopfes auszeichnet. Sein Auge verräth weder Geist noch ungewöhnliche Energie und hat nichts Gebieterisches an sich. Leute von weit geringerer Männlichkeit als die unseres Jupiter von Weimar können diesen Blick ruhig ertragen. Trotzdem ist es aber leicht erkennbar, daß der Graf ein schöner Mann gewesen, bevor die Zeit ihm die Haare gebleicht und die jugendliche Frische abgestreift hat. Aeußerlich gewinnend, von feinem, rücksichtsvollem, wenn auch ein wenig zu geziertem Benehmen, und obendrein abstammend von dem Manne, dessen Thaten die Welt erfüllten und die gewiß dazu gemacht sind, auf die Einbildung wunderartig zu wirken, konnten dem Grafen ganz natürlich große Erfolge bei dem schöneren erreg-

bareren Geschlechte nicht ausbleiben, und die ganze Anlage seines Charakters muß es begreiflich erscheinen lassen, daß er diesen Vortheil verwerthet und durch eine Heirath seinen herabgekommenen Vermögensverhältnissen emporholfen hat. Kaum 21 Jahre alt, schlug er sich für Polen unter Skrinezki bei Grochau, und da die Nationalsache eines Vertreters, Unterhändlers und Fürsprechers am englischen Hofe vonnöthen hatte, und da Lord Palmerston der Sendung des Grafen Wielopolski sich widersetzte, fiel die Wahl der Patrioten auf Walewski. Sie hatten hinreichend Vertrauen in die Gewandtheit des jungen Mannes, trotz seiner Jugend und der Mittelmäßigkeit seiner Geistesbegabung. Indessen lieferte der diplomatische Versuch zu Gunsten einer verlorenen Sache kein anderes Ergebniß, als daß er den Polengrafen den englischen Staatsmännern nahe brachte, mit denen er seither mehr oder weniger freundliche Beziehungen unterhalten. Unverrichteter Sache, wie es nicht anders sein konnte, verließ Graf Walewski London, um sich nach Paris zu begeben, den geeignetsten Schauplatz für das Talent, für ein großes Streben und vor Allem für Glücksucherei.

Bei dem um jene Zeit in Frankreich herrschenden Napoleon-Cultus, den eine ebenso verfehlte als unmoralische Taktik der Liberalen in Aufnahme gebracht und der bis in die amtlichen Regionen, bis in den Königspalast gedrungen war, konnte es dem jungen Grafen zu Paris nirgends an einer entgegenkommenden Aufnahme fehlen. Und in der That wurde der Abkömmling des sogenannten „Märtyrers von St. Helena“ von allen Classen, denen er sich näherte, über Gebühr ge-

feiert. Der Thronerbe schloß sich ihm an, und jede Laufbahn that sich bereitwillig dem Vielbegünstigten auf. Die unteren Stufen der militärischen Hierarchie mit der Leichtigkeit eines Schützlings der Hohen überspringend, trat er als Hauptmann in das vierte Husaren-Regiment. Doch behagte dem zum Wohlleben Geneigten der Soldatendienst nicht sehr; er trat aus dem Regiment, um nach der Mode des Tages den Weg der Politik und Literatur einzuschlagen, der glänzendere Ziele als jede andere Richtung versprach. Seine Mittelmäßigkeit versuchte sich auf der Bühne, im Journal, in der Flugschrift mit gleich geringem Erfolg. Die Broschüren, welche er unter dem Titel: „Ein Wort über die afrikanische Frage" (1837), „die englische Allianz" (1838) veröffentlichte, vermochten ebensowenig als die politischen Artikel, welche in dem von ihm mitgegründeten Messager erschienen, auch nur vorübergehend Aufmerksamkeit zu erregen. Mit dem Lustspiel in fünf Aufzügen: „Die Schule der Welt, oder: Die Kokette, ohne es zu wissen," das im Théâtre Français 1840 zur Aufführung kam, erging es ihm nicht besser, als mit den politischen Schriften, trotz aller Sympathie des Publikums für den Sprößling des gefallenen Kaisers. Mit mehr Glück als auf dem Gebiete der Politik, der Kunst und der Literatur bewegte sich Graf Walewski im Salon, wo man freilich mit kleinen Mitteln große Erfolge erzielen kann, wenn man Forderungen zu genügen hat, die das Wohlwollen freundlich herabstimmt, und wenn man durch schimmernde Zufälligkeit der Aufmerksamkeit und Theilnahme empfohlen wird.

Wenn ich nicht irre, fallen in diese Zeit die nahen

Beziehungen des Grafen zu der Schauspielerin Rachel, mit welcher er zwei Knaben gezeugt. Man rühmt von dem galanten Mann, daß er Alles aufgeboten, um von der Künstlerin manches Gemeine und Unanständige abzureiben, das an ihr von der Bänkelsängerin haften geblieben, und daß er auf die gesellschaftlichen Formen der berühmten Frau von wohlthätigem Einfluß gewesen. Alle Tactlosigkeit der auf der Straße erzogenen Tragödin konnte er freilich doch nicht verhüten. Einmal wurden die beiden Knaben der Rachel zu einem Kinderball mit Verkleidung geladen. Da verfiel die Schauspielerin auf den gewiß höchst sonderbaren Gedanken, sie in der Uniform des Generals Bonaparte erscheinen zu lassen, was natürlich das größte Aufsehen erregte. Graf Walewski war ganz außer sich über diese Unziemlichkeit des emporgekommenen Fräuleins. Im März des Jahres 1840 gelangte Herr Thiers, von jeher, wie bekannt, ein Bewunderer des großen Kriegers Napoleon, zur Präsidentschaft des Ministeriums und begünstigte auf jede mögliche Weise den Grafen; er kaufte den Messager und betraute den Redacteur v. Walewski mit einer diplomatischen Sendung nach Egypten. Von da ab bis zum Ausbruch der Februar-Bewegung blieb der Graf auf kleinen diplomatischen Posten, die er hinreichend ausfüllte. Im Jahre 1848, da der Juli-Thron gestürzt wurde, vertrat der Graf die französische Regierung zu Buenos-Ayres. Von dieser untergeordneten Verwendung, trotz aller Eingenommenheit für den Polen, läßt sich auf dessen staatsmännische Fähigkeit schließen.

Die Wahl des Prinzen Ludwig Napoleon zum Präsidenten der französischen Republik, die den fernen wie

den nahen Anhängern der Kaiserdynastie als Auferstehungsruf galt, konnte das Geschick unseres Helden nicht unberührt lassen. Die Verpflichtung der Dankbarkeit gegen die Familie und die Partei der Orleans verhinderte ebensowenig den Grafen Walewski, als sie den Grafen Morny und so viele Andere verhindert hat, mit mehr oder weniger Behutsamkeit dem Bonapartismus zu schmeicheln und zu dienen. Im Jahre 1849 wird Graf Walewski als französischer Bevollmächtigter an den toscanischen Hof und bald darauf in derselben Eigenschaft an den Hof von Neapel geschickt.

Der Staatsstreich war für ihn ein Glückswurf. In Berücksichtigung seiner Verbindungen mit englischen Staatsmännern sendet ihn der Kaiser Ludwig Napoleon 1854 als den Vertreter seiner Regierung nach London. Am 7. Mai 1855 übernimmt der Graf die Leitung der äußeren Angelegenheiten an Stelle des Herrn Drouin de Lhuys, der seine Entlassung genommen, weil die Zugeständnisse, die er zu Wien gemacht, nicht die Billigung des Kaisers erhalten haben.

Walewski hat den Vorsitz im Congreß, der zu Paris stattfindet und aus welchem der Pariser Frieden als Abschluß des orientalischen Krieges hervorgeht; allein so wenig Vertrauen setzt der Kaiser Napoleon in das geistige Vermögen seines Ministers, daß er einen Telegraphen errichten läßt, der die Tuilerien mit einem Seitengemach neben dem Congreßsaal verbindet und dem Präsidenten es zur Pflicht macht, bei Behandlung der Einzelheiten wichtiger Fragen vermittelst des elektrischen Drahtes Weisungen einzuholen. Und die Diplomaten haben sich nicht wenig lustig darüber gemacht, daß ihr

Vorsitzender bei jeder wichtigen Wendung die Verhandlungen unterbrach, sich in das Nebengemach begab, um anzufragen und die Antwort abzuwarten.

Was man in den politischen Anschauungen des Herrn v. Walewski am meisten vermißt, ist die Klarheit des Gedankens. Wiewohl dem Bonapartismus verbunden und gewiß auch ergeben, verräth Herr v. Walewski legitimistische Neigungen, und seiner Staatsweisheit begegnet es gar nicht selten, daß sie über diesen Widerspruch stolpert, zum Ergötzen der Zeugen des Unfalles. Der Diplomat läßt eine mit Brillanten besetzte goldene Dose, die er stets in der Hand hält, ultramontane Gefühle und Sympathieen für Oesterreich vor den Augen der sich ihm Nahenden glänzen. Diese drei Dinge sind seine Steckenpferde; auch steht er zu Rom und bei Juwelenliebhabern gut angeschrieben.

Als im Jahre 1860 Ludwig Napoleon einen entschiedenen Ton gegen den Vatican anzuschlagen sich entschlossen hatte, wurde Graf Walewski von der Leitung der äußeren Angelegenheiten entfernt und durch Herrn Thouvenel ersetzt. Er trat bald darauf an die Spitze des Staatsministeriums, dem er jedoch nicht lange vorstand. Dem Cabinete gänzlich entzogen, mußte er sich zu seinem großen Bedauern mit der Senatorswürde begnügen.

Von der letzten polnischen Bewegung, für die der Kaiser Napoleon unverholen eine lebhafte Theilnahme an den Tag legte, hoffte Walewski, dem man begreiflicherweise im Hinblicke auf seine Abstammung und auf seine Jugend Anhänglichkeit an die polnische Nation zumuthete, ein Emporkommen zur Leitung der Geschäfte.

Natürlich gab er sich als einen warmen Anhänger der verzweifelten Sache.

Er sprach im Senate nicht ohne ergreifende Rührung und mit mehr Entschiedenheit, als man erwarten mochte, für Polen. Einer Deputation der polnischen Emigration, die bei ihm anfragen gekommen war, ob er dafür halte, daß loszuschlagen sei, gab er den schwer ins Gewicht fallenden Bescheid: „Que tous marchent, femmes, enfants et vieillards.“ (Alles soll ausziehen, Weiber, Kinder und Greise.)

Wie wenig es aber dem Grafen Walewski mit seiner Liebe zu Polen Ernst, beweisen ein früher gethaner Ausspruch und ein später gethaner Schritt. Der Ausspruch welcher ihm einmal entfahren, als man ihn für das unglückliche Land zu gewinnen suchte, lautet: „J'aimerais mieux être bourgeois de St. Denis que roi de Pologne.“ (Ich wäre lieber Bürger von St. Denis, als König von Polen.) Und der Schritt mag wie kein anderer Zug den geeigneten Maßstab geben für die geistige und moralische Bedeutung unseres Helden:

Nachdem die polnische Bewegung trotz aller vorhergegangenen Aufmunterung von Frankreich im Stiche gelassen und von Rußland blutig überwunden war, sah sich der Kaiser Napoleon im Kreise seiner Getreuen um, den rechten Mann zu suchen, der auf dem Gesandtschaftsposten von St. Petersburg Rußland die üblen Absichten Frankreichs vergessen machen könnte. Und was geschieht zur Ueberraschung selbst der wandelbarsten Höflinge, zum Hohngelächter aller vernünftigen Leute, die darum wußten? Graf Walewski bot sich für die Sendung an. Wie die Hofchronik erzählt, blickte der Kaiser dem Senator, als

derselbe den Antrag vorbrachte, mit einem Ausdruck des Erstaunens ins Gesicht, als ob er seinen Sinnen nicht traute. Aber erst als der Fürst die Worte vernehmen ließ: „Sie glauben doch nicht, daß Sie, nach Ihren Aeußerungen im Senate, dem Petersburger Hofe eine angenehme Persönlichkeit sein können; die rasche Umkehr werden die Russen bezweifeln und die Polen verdammen" — erst dann begriff Walewski, wie unstatthaft seine Zumuthnng war.

Niemand am Hofe stand dem Grafen Walewski schroffer entgegen, als der Prinz Napoleon, den von vornherein die aufgeputzte Hohlheit, die mystisch geschmückte Geistes- und Charakterschwäche des Diplomaten widerstrebte. Von ihm kommt das giftige Wort, welches von Mund zu Mund ging und dem Rufe des Ex-Ministers erheblichen Schaden zugefügt. „Son nom," rief der Prinz, als von einer Note Walewski's in der italienischen Frage die Rede war, „a une syllabe de trop, Valew (valet) suffirait."

Doch glichen der Prinz und der Graf sich aus, als der polnische Aufstand sie Beide in eine und dieselbe Reihe stellte. So wie der Rückzug der französischen Politik in Ansehung Polens ein unwiderruflicher geworden war, schiffte sich der Prinz nach Egypten ein und Morny blieb Meister der Situation, nachdem er mit der Leichtigkeit einer weit überlegenen Kraft Walewski aus dem Felde geschlagen; er setzte eine Hinneigung Frankreichs zu Rußland durch. Um diesen Schlag abzuwehren, verfiel Walewski auf den glücklichen Gedanken, sich womöglich die Gesandtschaft am Czarenhofe übertragen zu lassen.

Wenn der hochgestellte Mann nichts weniger als dichterisches Talent besitzt, so muß man ihm doch wenigstens ein großes Stück Autor-Eitelkeit zuerkennen. Er liebt es sehr, seine dramatische Production loben zu hören. Und Jules Janin hatte Gelegenheit, zu erfahren, wie gefährlich es sei, der Autor-Eitelkeit des Grafen nahezutreten. Der Kritiker der Debats hatte sich beikommen lassen, über die oberwähnte „Schule der Welt" die Wahrheit zu sagen und das Verfehlte des Stückes darzulegen, in der irrigen Meinung, daß was dem Einen recht, auch dem Andern billig. Herr v. Walewski dachte jedoch nicht so und forderte von dem Kritiker ritterliche Genugthuung für den Tadel, mit dem er sein Stück überschüttet hätte. Auf diese unpassende Herausforderung gab Janin folgende Antwort: „Ich bin guter Laune, bei klarem Sinne und verdaue gut; wenn ich melancholisch, ein Narr und nervenleidend sein werde, will ich mich gerne schlagen."

Und dabei hatte es sein Bewenden.

Als Präsident des gesetzgebenden Körpers hat Graf Walewski sich selbst übertroffen, er hat nämlich so glänzende Proben von geistiger Unzulänglichkeit abgelegt, daß er noch während der Session den kaum eingenommenen Posten einem Nachfolger überlassen mußte. Der Kaiser, trotz seines Wohlwollens für den nahen Verwandten, trotz seines Widerstrebens gegen eine so verletzende, so beschämende Verfügung, sah sich gezwungen, den drängenden Vorstellungen des Staatsministers nachzugeben, und die Entlassung anzuordnen. Zwar kannte der Fürst das politische Zerwürfniß, welches zwischen den Herren Rouher und Walewski bestand und noch besteht; allein eben

so bekannt waren ihm die zahlreichen Ungeschicklichkeiten, welche der zum Ueberfluß harthörige Präsident bei Gelegenheit wichtiger Kammerverhandlungen begangen hat und die den Beschwerden des ersten Redners eine unwiderlegliche Begründung gaben. Selbst die vollendete Dressur der Mehrheit in der Kammer, die der Leitung der Versammlung alle Schwierigkeit benimmt, konnte den armen Grafen vor der Beschämung nicht bewahren. Er fiel, und wenn die vorherrschende Meinung recht behält, dürfte nie wieder eine große Aufgabe in seine Hand gelegt werden. —

Bekehrung des Herzogs von Persigny.

1865.

Beobachter und Forscher, welche sich weit und breit in Frankreich umgesehen, versichern, daß jeder Franzose, und stünde er noch so tief, den Wunsch lebhaft empfindet, Minister zu werden. Dieser Drang nach der hohen, einflußreichen Stellung kann als eine nationale Schwäche angesehen werden, oder gar als eine landesübliche Krankheit, an der wohl Niemand stirbt, aber Unzählige leiden.

Auch Herr v. Persigny, ob er gleich Senator, Herzog, Mitglied des Privatrathes, ein Freund des Kaisers ist, und schon zweimal das Glück hatte, Minister zu sein, scheint mit einemmale von der Portefeuillesucht befallen. Es ist die allgemeine Annahme, daß er sich wieder möglich zu machen sucht, nachdem der verunglückte Wahlfeldzug von 1864 ihm die Leitung der Staatsgeschäfte aus der Hand gerissen hat. Darüber kann man sich billig

wundern. Denn Herr v. Persigny ist der uneigennützigste unter den Anhängern der Dynastie; er ist kein Gelegenheits-Bonapartist, wie es die Anderen sind. Nicht die Verheißungen des beginnenden Glückes haben ihn wie den ganzen übrigen Troß an das Geschick des Kaiserhauses gekettet. Er wartete nicht bis die Gefahr des Kampfes vorüber war, um wie Fould, Baroche, Troplong und wie sie Alle heißen, aus seinem Versteck hervorzukriechen und dem Triumphator Cäsar Napoleon mit dem üblichen Zuruf des Haufens zu folgen. Jetzt der hochgehaltene Paladin, war Herr v. Persigny ehemals Apostel und Märtyrer, ja zu seiner Ehre sage ich es, der Don Quixote des Bonapartismus. Er führte die Lanze für eine geächtete aufgegebene Sache. Wie der ehrenwerthe Ritter aus der Mancha die Windmühlen, sahen er und sein Patron sich selbst irrthümlich oder wenigstens voreilig für Riesen an. Herr v. Persigny ist ein Mann der Ueberzeugungen und war es von jeher.

Als er im Alter von 20 Jahren aus der Cavallerieschule von Saumur in das vierte Husaren-Regiment trat (1828), war er gut königlich gesinnt, d. h. der Sache der Restauration zugethan. Bald aber wurde er von dem Hauptmann seiner Compagnie zu den liberalen Ideen jener Zeit bekehrt, und er nahm sehr thätig Theil an der Militär-Erhebung von Pontivy zu Gunsten der Juli-Revolution (1830), wodurch er sein Leben auf's Spiel gesetzt und, trotz des Sieges der Sache, für die er in die Schranken getreten, sich von seiner Laufbahn abgebracht hat. Er mußte den Militärdienst aufgeben, denn seine Vorgesetzten erklärten sein politisches Gebahren für ein Vergehen gegen die Subordination.

Noch vor Straßburg und Boulogne hatte sich Herr v. Persigny in gefährliche Unternehmungen eingelassen. War seine Bekehrung zum Liberalismus, zu Grundsätzen, welche der herrschenden, über Lebensgüter verfügenden Gewalt widerstrebten, eine ehrenvolle, weil eine nicht nur uninteressirte, sondern eine mit Entsagung verbundene, so gab seine Bekehrung zum Bonapartismus Zeugenschaft von geistiger Bewegung in dem jungen Kopfe, von Edelmuth in dem jungen Herzen. Niemand stand bei dieser Taufe zu Gevatter, nicht einmal ein Hauptmann. Nicht Gewohnheit, Erziehung, Tradition führten den Jünger dem neuen politischen Glauben zu. Er las das Mémorial de St. Helène, das ergreifende Vermächtniß des zu Boden geschmetterten Titanen, und ward Bonapartist, obgleich die Juli-Umwälzung die Aussichten auf Wiederaufrichtung des Kaiserthums in Frankreich bis zur Unscheinbarkeit abschwächte.

Von seiner Laufbahn gestoßen, ohne eine neue gefunden zu haben, ohne jedes Einkommen, ohne jeden Erwerb, ging Herr v. Persigny unmittelbar nach seiner Bekehrung daran, für den Sieg und die Verherrlichung des angenommenen Glaubens zu wirken; er gründete eine Monatschrift, welche unter dem Titel L'Occident Français ans Licht trat, und welche den versprengten Gliedern der Partei zum Sammel- und Anhaltspunkt dienen sollte. Es konnte aber nur das erste Heft erscheinen. Mangel an Geld und Abonnenten verhinderten die Fortsetzung. In diesem Einen Bändchen war aber so viel Begeisterung für die Sache des napoleonischen Stammes ausgesprochen, daß es nicht ganz unbemerkt blieb. Die Definition, welche von dem Bonapartismus

gegeben wird, beweist, wie überschwänglich der Neophyt die angenommene Lehre auffaßte. Diese Definition lautet also: „Die napoleonische Idee ist die im 18. Jahrhundert so viel gesuchte Tradition, das wahre gesellschaftliche Gesetz der modernen Welt, das Symbol der westlichen Nationalitäten."

Das Heft fiel dem Ex-König Joseph in die Hand — die Büchlein haben eben ihr Schicksal — und dieser beeilte sich, dem schwungreichen Bonapartisten viel Schmeichelhaftes und viel Aufmunterndes zu schreiben, und ihn dem Kronprätendenten Ludwig Napoleon, dem jetzigen Kaiser der Franzosen, zu empfehlen, der um jene Zeit zurückgezogen und vergessen zu Arenenberg in der Schweiz lebte. Herr v. Persigny unternahm die Wallfahrt zu dem Erben Napoleon's, und von da ab war er unzertrennlich an dessen Schicksal gebunden, steuerte er mit ihm durch Stürme und Brandungen an ein fernliegendes, unsicheres Ziel, in allen Wechselfällen treu und ergeben wie Hagen dem Burgunderkönig Günther in der Dichtung von Ofterdingen.

Herr v. Persigny ist kein bedeutender Staatsmann und ein schwacher Diplomat. Ihn treibt ein ungestümer Eifer über die Vorschriften einer klugen Berechnung hinweg und macht ihn irre in dem Gebrauch der Mittel, die zu Erreichung seines Zweckes dienen sollen. In seinem Kopfe arbeiten, drängen, überholen sich Gedanken; sie bringen aber kein Licht, sondern Verwirrung in sein Urtheil. Noch bis zum heutigen Tage hat Herr v. Persigny den Bonapartismus nicht verstehen gelernt, die unbestimmte mystische Erklärung der napoleonischen Idee, wie sie L'Occident Français enthalten, spukt noch immer

in seinem Kopfe. Herr v. Persigny wirbelt um die Wahrheit herum, ohne sie zu erfassen. Er muthet in der Aufrichtigkeit seines Herzens dem Bonapartismus zu, was derselbe unmöglich leisten, er knüpft an denselben Erwartungen, die derselbe nicht erfüllen kann. Herr v. Persigny hält den Bonapartismus für ein Princip, derselbe ist aber nichts weiter als der Widersacher, die Negation zweier Principien, welche die civilisirte Welt theilen, die mit einander in unversöhnlichem Kampfe liegen und die der Bonapartismus auseinanderzuhalten verurtheilt ist, damit es zu keiner Entscheidung komme, denn eine Entscheidung in dem einen oder andern Sinne ist sein unausbleiblicher Tod. Zwischen den Anschauungen der alten und der neuen Zeit in der Mitte, muß der Bonapartismus seiner Selbsterhaltung wegen nach beiden Richtungen hin Widerstand leisten, und zugleich nach beiden Richtungen hin Zugeständnisse machen. Es begreift sich wohl, daß diese Gleichgewichtsübungen auf die Länge unmöglich sind; es ist aber nicht denkbar, daß der Bonapartismus selbst sich seinen Untergang bereite, indem er nach der einen oder andern Seite hin den Sieg zu tragen beflissen wäre. Nur der Widersinn kann den Fall aufstellen, daß Ludwig Napoleon, von schwierigen Verhältnissen bedrängt, die Jacobinermütze aufsetzen, mit andern Worten, den modernen Bestrebungen behilflich sein werde, die alte Welt ganz in Trümmer zu schlagen. Ebenso könnte man einem vernünftigen Menschen die Narrheit zumuthen, daß er sich ins Wasser werfen würde, um den Qualen der Todesangst zu entrinnen. In den äußersten Nöthen dachte Napoleon I. nicht daran, konnte er nicht daran denken, das Bajonnet gegen die Pike, die

Uniform gegen die Blouse zu vertauschen. Er schauderte und zögerte, als die Pariser Arbeiter Waffen verlangten, um die Grenzen zu vertheidigen. Er fühlte ganz richtig. Der erste Napoleon setzte den alten Despotismus ab, um den neuen einzusetzen; damit war aber weder der alten Welt noch der neuen gedient. Zuletzt wurde er von der Erkenntniß preisgegeben und von der Tradition vernichtet.

Der dritte Napoleon ist vermöge seiner persönlichen Anlagen ebensowenig als vermöge der französischen und europäischen Verhältnisse in der Lage, erobernd aufzutreten; er kann nur diplomatisch den Bonapartismus oder den verjüngten Despotismus geltend machen, seine Unterstützung und seinen Widerstand in stetem Wechsel bald nach rechts und bald nach links hin wenden. Er müht sich ab friedlich mit der Feder zu vollziehen, was sein Onkel mit dem Schwert erzwingen zu können geglaubt hat; die Lostrennung gewisser Bestandtheile von den beiden Hauptprincipien, welche die Welt bewegen, und die Verschmelzung derselben zu einem unmöglichen Gebilde. Und ein Napoleon IV., wenn es einen solchen je geben sollte, wird dieselben Kreuz- und Querzüge machen müssen, für und gegen die Kirche, für und gegen die Freiheit, für und gegen die Aufklärung, für und gegen die Gesetzlichkeit. Mit Unrecht macht man Ludwig Napoleon seine schwankende, unsichere Politik zum Vorwurf. Der Widerspruch mit sich selbst ist die Eigenheit, die Lebensbedingung des Bonapartismus. Der Bonapartismus ist consequent, wenn er inconsequent ist.

Ist Herr v. Persigny für einen Diplomaten zu wenig maßhaltend, für den leitenden Staatsmann zu wenig besonnen, so taugt er am allerwenigsten zur Vertretung

dieser ewigen Halbheiten, zur Zurückhaltung nach jedem jähen Anlauf, zum Stehenbleiben oder Umkehren auf halbem Wege. Der Kaiser kann ihn nur verwenden, wo es Keulenschläge zu versetzen gilt; wo aber zarter, schonender Druck erfordert wird, ist eine schmiegsamere Natur an ihrem Platze.

Als Herr v. Persigny im Jahr 1850 von dem Prinz-Präsidenten mit einer politischen Sendung nach Berlin betraut wurde, überraschte und entfremdete er sich nicht wenig die diplomatisch geschulten Kreise der nüchternen Stadt an der Spree. Bei einem Essen traf er mit Herrn Viardot, dem bekannten Schriftsteller und Republikaner, zusammen, der um jene Zeit mit seiner Frau in Berlin sich aufhielt. Die Unterhaltung gerieth, wie der Moment dies leicht erklärt, auf die gefährlichen Zustände in dem damaligen Frankreich.

„Der Prinz-Präsident wird dem Wirrwar ein Ende machen," nahm Herr v. Persigny keinen Anstand zu versichern. „Der Prinz-Präsident? wie wird er das anfangen," frug ihn nicht ohne eine Beimischung fühlbarer Ironie Herr Viardot. Da fuhr Herr v. Persigny auf, und er schrie zum Staunen der Tischgenossen Herrn Viardot zu:

„Wie er das anfangen wird? Die Republik und den ganzen Trödel, der drum und dran hängt, wird er aus dem Wege räumen, ja aus dem Wege räumen. Wenn Sie wollen, können Sie davon Ihre Freunde benachrichtigen. Sie mögen es wissen, denn sie sind doch nicht im Stande, etwas zu verhindern."

Während Herr v. Persigny sich in dieser Weise mehr als laut und vor vielen Zeugen äußerte, versicherte der

Prinz-Präsident zu Paris und ließ er wiederholt durch seine Organe und Minister versichern, daß der Staatsstreich nichts weiter als ein Gespenst ohne alles Wesen sei, das in aufgeregter Phantasie seinen Ursprung hat und von der Angst gewisser Partheiführer genährt und erhalten wird.

Herr v. Persigny war offenbar sehr unvorsichtig bei dieser Gelegenheit.

Als er vor einigen Jahren die Leitung der inneren Geschäfte übernahm, hat sein heftiges Wesen so viele Persönlichkeiten abgestoßen, so viele Empfindlichkeiten verletzt, so viele Schwächen mißhandelt, hat er außerdem so glänzende Proben von zutäppischer Plumpheit gegeben, daß seine Stellung unhaltbar wurde.

In Frankreich lehnt sich der unterwürfigste Geist gegen eine zu derbe Belastung auf, selbst unterdrückt, niedergehalten will man mit Zartheit, mit Feinheit sein. Unbedacht, ohne Rücksicht auf die Verhältnisse, wie er ist, hat es Herr v. Persigny mit den drei Haupteinflüssen am Hofe verdorben, welche in der Kaiserin, dem Prinzen Napoleon und Herrn v. Morny sich verkörperten, indem er den clericalen Bestrebungen, der Nationalitäten-Politik und der Beibehaltung des November-Decretes entgegentrat. In dem heiligen Cirkel, der die Kaiserin umgibt, wurde Herr v. Persigny als der Antichrist dargestellt, welchen Gottes Strafe gewiß treffen muß. Gegen den Minister, welcher der Gesellschaft des heiligen Vincenz de Paula das Handwerk legte, wurde in den Zurückgezogenheiten dunkler Einwirkungen ein Kreuzzug gepredigt, der von den verschiedenen Organen der kirchlichen Interessen auch ausgeführt wurde.

Wie mag es zu erklären sein, daß Herr v. Persigny plötzlich die weltliche Gewalt des Papstes begünstigte, daß er, der ebenso heftig wie der Prinz Napoleon auf Abberufung der Truppen aus Rom gedrungen, mit einem Mal die Convention vom 15. September mißbilligte und den Schutz, welcher dem Papst gewährt wird, als die höchste Aufgabe des zweiten Kaiserreichs bezeichnete? So Mancher ist der Meinung, daß Herr v. Persigny durch ein Familienunglück fromm gemacht worden sei, auf welches näher einzugehen mir die Ehrfurcht vor der Unverletzlichkeit des Hauses verbietet. Allein, wo wäre dann der Grund einer anderen Umwandlung des ehemaligen Ministers zu suchen, der in einem vielbekannten Briefe ein Buch des Herrn Emil v. Girardin über die Presse lobte, ja bedingungsweise den in der Schrift ausgesprochenen Ansichten beitritt und zuletzt bekennt, „daß er sich heute wenig geneigt fühlen würde, die vorhandenen Preßverfügungen ohne wesentliche Abänderungen beizubehalten"? Ja noch mehr, der Herzog v. Persigny kämpfte für die Minister-Verantwortlichkeit und drang darauf, daß die amtlichen Räthe der Krone selbst ihre Maßnahmen und Verfügungen vor den Kammern vertreten, anstatt ihr Thun und Treiben von anderer Leute Beredtsamkeit vertheidigen zu lassen, kurz, Herr v. Persigny ist über Nacht der liberalste und zugleich der clericalste Mann am Hofe geworden. Die Kaiserin Eugenie hat noch jetzt ihre Freude an ihm, und dem Prinzen Napoleon sowohl, als Herrn v. Morny ging er mit seinen constitutionellen Auffassungen zu weit, er, der kurze Zeit vorher die Erörterungen der Kammern von der Oeffentlichkeit wieder ausgeschlossen haben wollte. Sollte es

mit dieser Metamorphose wirklich auf ein Portefeuille abgesehen sein?

Sehr rührend war Herr v. Persigny bei dem Feste, das er vor zwei Jahren auf seinem Schlosse von Chamarande zur Versöhnung mit seinen religiösen Gegnern gegeben hat, und zu welchem Herr v. Laguéronnière und noch einige Senatoren geladen waren, welche alles Heil aus dem Vatican geholt wissen wollen und jede Politik zurückweisen, der das hinreichende Quantum von Weihwasser fehlt. Herr v. Persigny umarmte den Vicomte, welcher die papistisch-bonapartistische France redigirt und der kurze Zeit vorher den Unglauben des Exministers bei verschiedenen Gelegenheiten so hart und schonungslos behandelt hatte, indem er mit dem Ausdruck der tiefsten Ueberzeugung rief: „Ich habe mich geirrt.“ Der Vicomte war zu sehr ergriffen, um Worte hervorbringen zu können, und die Zeugen der Scene wischten sich die Thränen aus den Augen oder wenigstens die Augen. Bei dem Mahle, welches diesem dramatischen Auftritt folgte, herrschte, obgleich der Schüssel und der Flasche alle Ehre widerfuhr, eine gewisse Salbung in den Reden und Geberden der Tischgenossen, die sogar den Dienern auffiel und sich mittheilte. Viele Toaste wurden ausgebracht, doch fehlte bei keinem eine Anspielung auf die weltliche Gewalt des Papstes, auf Rom, die heilige Stadt, und auf den Vatican, die feste Burg der christlichen Hoffnung und des christlichen Glaubens. Herr v. Persigny brachte folgenden Toast aus: „Ich trinke auf das Wohl des Kaisers und seiner Getreuen, die ihm rathend und helfend zur Seite stehen, wenn er, wie Karl der Große, für die höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit

das Schwert zieht, wenn er im Innern oder nach Außen hin die Gewissen der Katholiken von Druck und Angst befreit; ich trinke auf das Wohl des Fürsten, der die Religion in Frankreich wieder zu Ehren gebracht, der die ewige Stadt dem Nachfolger des heiligen Petrus zurückgegeben und der Frankreich die ihm vom Schicksal und der Geschichte übertragene Sendung erfüllen läßt." Die Gläser klirrten laut vom gewaltigen Anstoß. Seitdem sieht man im Schloß Chamarande Kutten aller Art aus- und eingehen. Dem begabten Bischof von Orleans, Monseigneur Dupanloup, hat Herr v. Persigny die Hand gereicht und den ebenso kampffähigen als kampflustigen Prälaten dem Kaiser vorgestellt. Allein Ludwig Napoleon empfing und behandelte den academischen Bischof mit frostiger Höflichkeit.

Als Herr v. Persigny bei einer anderen Gelegenheit dem Kaiser Vorstellungen zu Gunsten der päpstlichen Gewalt machte, versetzte dieser mit einem scharfen Lächeln: „Dich hat wohl plötzlich die Lust angewandelt, canonisirt zu werden."

Seither hat sich eine neue Umwandlung in den Ueberzeugungen des ehemaligen Gegners der römischen Gewalt vollzogen. Der Herzog eifert für den politischen, wie für den religiösen Despotismus. Selbst die kümmerlichen November-Zugeständnisse sind ihm zu viel und er drängt auf ihre Zurücknahme.

Ein Fest in den Tuilerien.

Karl der Große, hierzulande Charlemagne geheißen, war gewiß ein gewaltiger und siegreicher Fürst. Abgesehen von anderen frommen Werken, hat er 20,000 heidnische Sachsen niedermachen lassen, um, was von der Nation übrig blieb, zum Christenthum zu bekehren und eine beträchtliche Anzahl von Seelen zu retten. Das Mittel war wohl nicht sanft, aber wirksam. Von da ab sind die Sachsen dem Kreuze treu geblieben.

Die Methode des großen Kaisers, nachdem sie sich glänzend bewährt hatte, wurde vielfach nachgeahmt, unter Anderen von Isabella der Katholischen; allein die Ketzerverbrennungen der späteren Zeit sind nur winzige Abrisse der urwüchsigen Maßregel. Die spanische Königin mit ihrem Torquemada mußten Scham empfinden, wenn sie auf das große Vorbild zurückblickten.

Zu den größeren Diensten, welche der große Carolus dem Glauben geleistet, muß man es zählen, daß er durch seine Schenkungen den Grund zu der weltlichen Macht der Päpste gelegt, und daß er zu Rom sich in Demuth vor dem Statthalter Christi gebeugt und die Krone aus geweihten Händen empfing, wodurch er die Abhängigkeit der Throne von dem heiligen Stuhl eingeführt und die verzweifelten Kämpfe der Hohenstaufen und anderer Fürsten vorbereitet.

Für so viele Wohlthaten konnte die Kirche wohl nicht weniger thun, als den mächtigen Vorkämpfer für den Glauben heilig sprechen, und er wurde auch in die Reihe der Märtyrer und Helden gestellt, welche für den

christlichen Glauben geblutet oder Blut vergossen haben. Der Kalender bezeichnet einen Tag mit dem Namen des Seligen, und am Eingang der Peterskirche zu Rom sitzt der Kaiser hoch zu Roß mit gezücktem Schwerte, wie um Wache zu halten über das Heiligthum und den an dasselbe stoßenden Palast, den Vatican.

Wie sich um den Besitz des heidnischen Dichters Homer Städte gestritten haben, so streiten sich um den Besitz des christlichen Kaisers zwei der mächtigsten Reiche, Deutschland und Frankreich. Die Franzosen lassen es sich um keinen Preis nehmen, daß Kaiser Karl Franzose war, trotzdem er in der Culturgeschichte als Verfasser einer deutschen Grammatik angeführt wird. Nach dem Heidenbezwinger, der sich um Bildung und Unterricht verdient gemacht, wird eine der ältesten und berühmtesten Lehranstalten von Paris, das Lyceum, Charlemagne benannt. In allen Schulen von Frankreich wird der 28. Januar als der Tag des heiligen Carolus gefeiert. Die Zöglinge haben Ferien. Dieses Jahr (1865) gewann das Fest ein besonderes Interesse durch die Art und Weise, wie man den kaiserlichen Prinzen an demselben theilnehmen ließ.

Irgend Jemand am Hofe hat es nämlich ersonnen, daß der kleine Thronerbe, damit er bereits anfange, sich in der gebildeten Bürgerklasse der Zukunft bekannt und beliebt zu machen, am Tage des heiligen Karl alle diejenigen Zöglinge seiner Classe, welche einen ersten Preis erhalten haben, zu einer Unterhaltung und zu einem Schmaus in den Tuilerien um sich sammle. Wie sehr diese Idee dem Kaiser und der Kaiserin gefiel, kann Jeder sich leicht vorstellen, der bedenkt, daß es dem

Herrscherpaare um dauernde Gründung der Dynastie zu thun ist, und daß in Frankreich die öffentliche Meinung eine entscheidende Gewalt geworden ist, seitdem das allgemeine Stimmrecht an die Stelle der Legitimität getreten ist. Der Unterrichtsminister wurde angewiesen, das Erforderliche zu verfügen. Professoren und Aufseher (Reviseurs) erhielten gemessene Befehle.

Die Eltern der Kinder mußten natürlich um ihre Einwilligung in die Lustbarkeit angegangen werden, und es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß hie und da ein Cato Parisius der Gemeinschaft seines Stammes mit dem Cäsaren entgegen war. Indeß überwanden in den meisten Fällen die Thränen der Kinder und die Vorstellungen der Revisoren die republikanischen Scrupel.

Der Vereinigungsort für die jungen Gäste des jungen Prinzen war die Sorbonne, die Stunde der Zusammenkunft halb ein Uhr, aber schon um Mittag war sie vollzählig, die Versammlung der Notabeln der zweiten Schule (Septième) aus allen Lehranstalten von Paris.

Sie waren alle im Sonntagsputz, diese Honoratioren der zweiten Schule, die Kleider ausgebürstet, die Haare sorgfältig gekämmt, gesalbt, hie und da sogar künstlich gelockt, an den Händen Handschuhe, an den Füßen Stiefel, entweder blank gewichst oder gar von Glanzleder, in dem man sich wie in einem Spiegel hatte beschauen können. Mehrere von ihnen hatten Uhren an goldenen Ketten, die sie häufig aus der Westentasche zogen, um nach der Zeit zu sehen, die so langsam dahin zog. Die Meisten suchten eine ernste Haltung anzunehmen, um sich des feierlichen Momentes würdig zu zeigen, dem sie entgegengingen, und um ihre hervorragende Bedeutung geltend

zu machen; allein der frische Jugendsinn riß sie unaufhaltsam fort, und kaum waren etwas nähere Berührungen zwischen den Schülern der verschiedenen Anstalten erfolgt, als der Kinderschwarm, aus 120 Zöglingen bestehend, von denen wohl Keiner über zwölf Jahre zählte, fröhlich durcheinanderschwatzte, tobte, scherzte und lachte. Ab und zu wurde die Unterhaltung der kleinen Honoratioren so geräuschvoll, daß die Lehrer der feierlichen Gelegenheit zum Trotze ihre ermahnenden Stimmen erheben mußten.

Um 1 Uhr kam eine Reihe von Miethwagen, welche die Schüler und die Meister aufnahmen und nach den Tuilerien brachten. Die Wachen im Innern des Palastes salutirten, als der Zug an ihnen vorbeikam, was den Jungen keine geringe Befriedigung gewährte und sie von ihren außerordentlichen Verdiensten und ihrer Wichtigkeit noch mehr überzeugen mußte. Die Revisoren waren den Kindern vorausgegangen, um sie zu empfangen und vorzustellen.

Zweierlei Vergnügen waren auf dem Festprogramm verzeichnet, Taschenspielerkünste des Herrn Robin und ein Imbiß. Mehr braucht es nicht, um die Herzen zehnjähriger Bürger zu beglücken. Herr Robin hatte seine Schaubude im Saal „des ersten Consuls" aufgerichtet, und dahin führte man dann die Zöglinge; sie ließen sich auf den Stühlen nieder, welche der Bühne gegenüber für sie aufgestellt waren. Um zwei Uhr traten die Kaiserin Eugenie, die Prinzessinnen Clotilde und Mathilde, von ihren Ehrendamen begleitet, mit dem kaiserlichen Prinzen in den Saal. Die hohen Frauen mit ihrem Gefolge nahmen links Platz, dem Prinzen war

inmitten seiner Gäste ein Sitz aufbewahrt. Kaum hatte das kaiserliche Kind sich niedergelassen, als ein Zögling, welcher wie der Prinz der Lehranstalt von Vauves angehört, sich erhob und einige auswendig gelernte Worte der Begrüßung im Senatorenstyle an den Thronerben richtete. Hierauf sprachen zwei Zöglinge einen Gelegenheitsdialog, der sich in vielbekannten altehrwürdigen Schmeicheleien und Versicherungen erging, und der natürlich mit dem Rufe: Es lebe der kaiserliche Prinz! endigte. Nicht der Versicherung bedarf es, daß alle Gäste in den Ruf eingestimmt. Endlich erhob sich zum offenbaren Vergnügen der Zöglinge der Vorhang, und Herr Robin, der Tausendkünstler, entzückte durch die Wunder, welche er den gierigen Blicken vorführte, sein dankbares Publikum. Damit dem Zeitgeist genug gethan werde und der Darstellung die Localfarbe nicht fehle, verlangte der kleine Prinz im Zwischenacte den sogenannten „Regen von Banknoten,“ und der Zauberer schüttete aus dem leeren Hut eine Fülle von Papieren, welche den französischen Bankbilleten ähnlich sahen und die der junge Wirth unter seine Gäste mit freundlichem Lächeln vertheilte. Die beifällig aufgenommene Vorstellung endigte mit einer elektrischen Ausstrahlung, welche die Wörter in feurigen Lettern hervortreten ließ: à l'Empereur Napoléon III. Lehrer und Zöglinge klatschten rauschenden Beifall.

Die alten Römer riefen: „Panem et circenses,“ und hier ging man umgekehrt vom Spiel zum Schmaus. In bester Ordnung, zwei und zwei, begaben sich die Gäste in einen anderen Saal, wo eine Riesentafel gedeckt war, an die sich die Kinder setzten, und welche als-

bald mit verschiedenen kalten Speisen beschickt wurde. Die sprichwörtlich gewordene Frömmigkeit der Kaiserin verleugnete sich bei dieser Gelegenheit zum nicht geringen Erstaunen der Professoren und Revisoren, welche bei dem Feste sich befanden. Denn wiewohl es an einem Freitage war, wurden die Gäste doch ausschließlich mit Fleischgerichten bewirthet, mit Leberpastete, kaltem Huhn, und Galantine. Es mußte wohl am Hofe Niemandem in den Sinn gekommen sein, daß durch dieses Abweichen von der religiösen Vorschrift das eine oder das andere der jungen Gewissen sich beunruhigt und belästigt fühlen könnte. Werden doch in den Colleges den Zöglingen am Freitag ausschließlich Fastenspeisen geboten. Und was sich als besonders bezeichnend darstellt, ist, daß der Abbé Deguerry, der unabhängige Pfarrer der Madeleine, welcher den religiösen Unterricht des kaiserlichen Knaben leitet, zugegen war, und daß die Uebertretung ihm auch nicht eine Bemerkung entlockte und sichtlich auf seine Stimmung ohne Einfluß blieb. So bildet das „große Paris" seine Leute. So schleift der zersetzende Geist dieser Stadt alle Schroffheiten glatt. Ebensowenig als die Gastgeber dachten die Gäste an das Gebot der Kasteiung. Mit der Lust und dem Behagen der Helden Homer's genossen sie der Speise und des Tranks in Fülle, und nicht als der Letzte unter ihnen an Appetit zeigte sich der kaiserliche Prinz. Je zwei von den Zöglingen bediente ein Aufwärter in so reicher Livree, daß die Aermeren der Kinder den Glanz beneiden mochten. Die Kaiserin Eugenie trug ein blaues Kleid; ihr Schmuck bestand aus vielen Perlen im Haar und um den Hals. Sie nahm ebensowenig als ihre Begleiterinnen Theil an

dem Mahle, sie setzte sich nicht einmal an den Tisch, sondern machte umhergehend in gefälliger Weise den jungen Gästen die Honneurs. Mit jedem von den Kindern unterhielt sie sich eine Weile, an jedes richtete sie ein freundliches Wort. Einige von den Zöglingen wagten es kaum, der vornehmen Frau zu antworten, oder preßten mühsam einige kaum gehörte Worte aus der Kehle. Andere wagten es nicht, zu ihr aufzublicken, und antworteten mit niedergeschlagenen Blicken, wie Mädchen, wenn ihnen das erste Liebeswort zugeflüstert wird. Doch auch an Unbefangenen fehlte es nicht, die der Fürstin frei und offen ins Auge blickten und ohne alles Zagen ihr Rede standen.

„Worin waren Sie der Erste?" frug die hohe Frau einen aufgeweckten Jungen mit lebhaften schwarzen Augen.

„In der Uebersetzung aus dem Lateinischen (version)," gab der Kleine zur Antwort, ohne aufzublicken, und mit den Klappen seiner Jacke spielend.

„In der Kunst, zu übersetzen, stehen Sie also sehr voran?"

„Ja wohl, Madame," sagte der Junge mit Selbstbewußtsein, und dabei blickte er die Kaiserin herzhaft an.

„Auch mein Sohn hat sich in diesem Gegenstand hervorgethan," bemerkte die Fürstin, worauf sie sich zu einem anderen der Schüler wendete.

An eines der Kinder richtete die Kaiserin die Frage, ob er denn mehrere Geschwister habe.

„Ja freilich," meinte der Knabe, indem er empor sah', und den Rest eines Brockens, den er gerade im Munde hatte, zu Ende kaute und verschluckte, „ich habe zwei kleine Schwestern."

„Die lieben Sie wohl sehr?“

„Wenn Sie artig (sage) sind und nicht schreien, weil man ihnen keine Bonbons geben will.“

„Ihre Schwestern wollen also immer Bonbons haben?“

„Seit Neujahr nimmt es mit den Süßigkeiten kein Ende.“

Die Kaiserin lachte und ging weiter. Einem blonden Jungen, der bedächtig aussah, nicht viel sprach, aber desto mehr sich mit den Schüsseln zu schaffen machte, stellte sie die Frage, was er denn am liebsten sein möchte, wenn er groß geworden ist.

„Soldat!“ sagte der Junge, ohne sich zu bedenken, mit klangvoller Stimme.

„Sie haben also keine Furcht vor Flinten und Kanonen.“

„Ein Franzose darf ja doch keine Furcht haben,“ entgegnete der Junge.

„Sehr gut!“ sagte die Kaiserin und ging. Während dieses Rundganges der Fürstin unterhielten sich die Prinzessinnen Clotilde und Mathilde mit dem Unterrichtsminister, dem Abbé Deguerry und den Ehrendamen.

Mit dem Nachtisch kam Champagner auf den Tisch, und als die Gläser ringsumher gefüllt waren, erhob sich einer von den Zöglingen und brachte einen wohleinstudirten Toast auf den kaiserlichen Prinzen aus; darauf ergriff der also gefeierte Prinz das Glas und rief, indem er es erhob: à mes jeunes camarades, aux enfants de la France,“ und von Beifall erdröhnte der Saal. Damit war das Fest geschlossen. Die Tafel wurde aufgehoben und die Kinder entfernten sich, an der Kaiserin und dem Prinzen vorbeischreitend, um ihren

Eltern von den gemachten Erfahrungen, empfangenen Eindrücken und empfundenen Genüssen zu erzählen. Der Photograph Pierre Petit hat sich erboten, die Bilder der in den Tuilerien bewirtheten Schüler unentgeldlich zu fertigen, um sie dann dem kaiserlichen Prinzen zum Geschenke zu machen. Ein glücklicher Gedanke, der, wenn er zur Ausführung kommt, gewiß sehr lohnend für seinen Urheber sein wird.

In der Werkstatt.

Proudhon's Jugendjahre.

Es ist ein uralter Brauch, daß Helden, nachdem sie redlich gekämpft, gelitten und verblutet, unter die Sterne versetzt werden. Jupiter, ob er gleich, wie es seine olympische Hoheit mit sich brachte, die Feuerhascher und Himmelsstürmer aufs unbarmherzigste mißhandelte, hat sich vielfach mit dieser Erhebung der Sterblichen befaßt, welche ihm bei dem unangenehmen Geschäft der Erdensäuberung behilflich waren. An Proudhon vollzieht Herr Sainte Beuve diesen Akt nachträglicher Gerechtigkeit, und fast glaube ich, daß der christliche Senator besser als der Heidengott sich dieser Aufgabe entledigt.

Bewahre der Himmel, daß ich mich über das literarische Denkmal lustig mache, welches der ehemalige Kampfgenosse der Romantiker dem Verfasser der „volkswirthschaftlichen Widersprüche" (Système des contradictions économiques ou philosophie de la misère) jetzt eben errichtet; aber schwer muß es mir werden, mich einer ironischen Anwandlung zu erwehren, wenn ich die Wunderlichkeit der Fügung bedenke, daß es gerade ein Senator des

zweiten Kaiserreiches, ein Günstling des Hofes, daß es der und kein Anderer ist, welcher es übernahm, das Leben und Wirken Proudhon's zu schreiben. Die Sache ist übrigens erfreulich, es ist von Nutzen, daß ein Mann von einigem Vermögen und mit einem beträchtlichen Einkommen, ein Mann von einer bedeutenden Stellung in der Gesellschaft, also kein Lump — nach den Spießbürgerbegriffen aller Länder, dem hingeschiedenen Ritter vom Geiste die ehrfurchtsvolle Huldigung darbringt; denn wenn es auch der Zeitenumschwung möglich gemacht hat, daß man von und über Proudhon würdigend sprechen kann, ohne daß alsbald alle Geldbeutel der civilisirten Welt Sturm läuten; wenn es auch möglich geworden ist, daß ein Senator, der doch gewiß nicht zu viel wagt, über Proudhon sich ausläßt, ohne ihn mit Schmähungen zu überhäufen, so gibt es doch eine beträchtliche Zahl redlicher Leute, welche sich bei dem Namen des verstorbenen Schriftstellers bekreuzigen. Sie sehen noch immer den Antichrist in ihm, der nach ihrer eigentlichen Seele verlangte, es hallt ihnen noch immer in den Ohren das fürchterliche Wort, das der Verwegene in öffentlicher Kammersitzung den gesellschaftlichen Verhältnissen zugerufen. Auch diese, nunmehr ruhiger, werden die kritischen Auseinandersetzungen Proudhon's besonnen prüfend wägen, statt blind wüthend zu verwerfen.

Außerdem ist Niemand unter den Zeitgenossen besser oder auch nur so gut als Sainte Beuve im Stande, eine Gestalt von aller Entstellung, sei es durch Gunst, sei es durch Ungunst, zu befreien, um derselben ihre echte Farbe, ihre wirklichen Umrisse zu geben.

Offen gestehe ich, daß mich mancher Zug Proudhon's in meinem Urtheile über den mächtigen Geist irregeführt,

daß mich die derbe Gewaltsamkeit, mit welcher er einer eingewurzelten Annahme, einem vorherrschenden Glauben ins Gesicht schlug, mich zu dem Gedanken verleitete, daß es mit dieser nicht nur unnöthigen, sondern zweckwidrigen Schroffheit auf ein weitschallendes Geräusch, auf eine überraschende Wirkung abgesehen sei. Ein Mann von dem Verstande wie Proudhon, sagte ich mir, muß doch sehr wohl wissen, daß man einem menschlichen Kopfe den Irrthum nicht entreißen kann, sondern daß man im besten Falle dahin kommt, ihn sanft schonend abzulösen. Wenn er, seiner Ueberzeugung folgend, die vorhandenen Eigenthums-Verhältnisse angreifen und denselben andere Grundlagen gewinnen gewollt, wozu sollte es dienen, mit dem wilden Schlachtruf: La propriété c'est le vol! (Das Eigenthum ist Diebstahl!) hervorzubrechen, der von vornherein die größte Mehrheit seiner Mitbürger für die Erklärungen und Argumente unempfänglich, ja ein Mißverständniß bezüglich seiner Doctrin unausbleiblich machte? Wozu die bekannte Apostrophe an Gott, die so viele gläubige Seelen erschreckte und empörte und gewiß keinen einzigen Menschen bekehrt hat? Ich hoffe, daß mich Niemand mißverstehen und mir etwa zumuthen wird, daß ich einem diplomatisch hinterlistigen Vorgehen auf krummen Wegen vor einem offenen Auftreten den Vorzug gebe. Unter gar keiner Bedingung möchte ich dunkeln Winkelzügen eine Berechtigung zuerkennen. Darin stimme ich Herrn Emil v. Girardin bei, daß eine Fahne in der Tasche nichts weiter als ein Schnupftuch sei. Eine Farbe, die man nicht bekennt, ist ein Tintenklecks. Nur die Form, deren Proudhon sich manchmal bediente, hat in mir den Wahn erzeugt, daß der Mann bei aller Aufrichtigkeit der Ge-

sinnung, bei allem Wahrheitseifer die Marktschreierei nicht ganz verschmähe.

Seine Haltung in der letzten Zeit, der italienischen und polnischen Frage gegenüber, in der ich nichts Anderes als die Sucht, sich durch Absonderlichkeit hervorzuthun, erblicken konnte, war eben auch nicht geeignet, meine schlimme Meinung zu überwinden. Seitdem ich aber die Jugendjahre Proudhon's, die Verhältnisse genau kenne, unter denen seine geistige Bildung und Entwicklung begann; seitdem ich mit den Mächten vertraut geworden bin, gegen die der Knabe und der Jüngling, der junge Mann sich zu wehren hatten, scheint das herbe Ungestüm des geistigen Fechters, seine Vernichtungswuth dem gegenüber, was er für untauglich, für verwerflich hielt, ganz natürlich, wie der Knorren an gewissen Bäumen.

Der Vater des vielgefürchteten, vielangefeindeten Schriftstellers war ein Bierbrauergeselle zu Besançon, ein ehrlicher, aber geistig ganz gewöhnlicher Mann; seine Mutter war in derselben Brauerei, wie der Vater Proudhon's, als Magd für die schwersten Arbeiten angestellt. Ihr schreibt man einen hohen Grad von natürlichem Verstand und insbesondere von Charakterstärke zu, die sich gegebenenfalls bis zum Heldenmuth steigern konnte. Proudhon, der Schriftsteller, spricht bei jeder Gelegenheit mit Liebe und Achtung von seinem Vater, mit Begeisterung und Ehrfurcht von seiner Mutter Cathérine. Später gab er seiner ältesten Tochter diesen Namen und sagte über diesen Gegenstand: „Ich nannte sie Cathérine, mit dem Namen meiner Mutter, der ich Alles verdanke. Darüber wurde viel gelacht; der Name Cathérine ist nicht Mode. Ich wollte der Bäuerin Ehre erweisen, die unbekannt geblieben, die aber

mit jeder anderen Frau sich messen kann.“ Wie zart und innig die Liebe Proudhon's zu seiner Mutter war, beweist auf eine rührende Weise diese Thatsache: Eines Tages, er war schon ein berühmter Mann, wurde er von einem Freunde dabei betroffen, wie er den Schlummer seiner Mutter bewachte, die am Tage in einem Lehnstuhl eingeschlafen war.

Die Brauerei, in welcher der Vater Proudhon's arbeitete, wurde im Jahre 1811 aus Rücksicht für die Vertheidigung der belagerten Stadt Besançon zerstört, und der brotlos gewordene Mann nahm zu einem anderen Gewerbe seine Zuflucht, und zwar zur Böttcherei, die ihn und seine Familie nur äußerst spärlich nährte. Der kleine Pierre, da er das älteste von fünf Geschwistern war, mußte sich frühzeitig zu allerlei brauchen lassen, damit die Ausgabe für fremde Dienstleistung erspart wurde. Er half entweder im Hause aus oder trieb die Kühe auf die Weide. Mit zwölf Jahren wurde er im Keller verwendet, aber zugleich besuchte er ein Collegium als „externe“, das heißt als Zögling, welchem nur der Unterricht, aber nicht auch die Unterkunft in der Schule zu Theil wird. Wie leicht begreiflich, war sein Schulbesuch nicht regelmäßig; durch mancherlei Geschäfte im Hause zurückgehalten, versäumte er gar manche Schulstunden; allein er verwendete einen solchen Eifer auf die Studien, und seine Fähigkeiten waren so bedeutend, daß er trotz der vielen Abhaltungen, trotz der häuslichen Störungen, die von der Dürftigkeit unzertrennlich sind, erhebliche Fortschritte machte und sich sogar hervorthat. Seine Eltern konnten ihm nicht einmal die nöthigen Bücher kaufen, so daß dem Knaben nichts Anderes übrig blieb, als dieselben von seinen Schulgenossen zu bor-

gen oder gar die betreffenden Texte abzuschreiben. Auch dieses Hinderniß wurde von seiner unbeugsamen Ausdauer überwunden. Die Lehrer erkannten die seltene Begabung, den Ernst und den Fleiß des Zöglings, und ließen es demselben an Auszeichnungen aller Art nicht fehlen. Niemand trug so viele Preise davon, wie Pierre. Einmal, am Ende des zweiten Studien-Semesters, hatte der Knabe für alle Lehrgegenstände Preise davon getragen. Beladen mit Kränzen und vergnügt über die erhaltenen Belobungen eilte er nach Hause; allein in der Wohnung sah es sehr traurig aus. Mutter Cathérine hatte Thränen in den Augen, als sie das preisgekrönte Kind betrachtete, und es waren keine Thränen der Freude. Die arme Frau, es fehlte ihr an den erforderlichen Mitteln, um dem Knaben ein Mittagessen zu geben. Ob wohl die Erinnerung an diesen Tag nicht unverloschen blieb in dem Gedächtniß des nachmaligen Schriftstellers; ob die Erinnerungen an diese schweren harten Stunden nicht diesem mächtigen Geist Weg und Richtung für seine Forschungen gezeigt?

Kann man sich wundern, daß Pierre Proudhon ein düsterer, ein in sich gekehrter, ein barscher Schüler war? Seine Lernbegierde war ohne Ende. Kaum hatte er von dem Wissen gekostet, so begnügte er sich nicht mehr mit den Vorträgen der Professoren, sondern er benützte jede freie Stunde, um in der Bibliothek von Besançon das Angeregte weiter zu verfolgen. Es drängte ihn von Buch zu Buch, und nicht selten ließ er sich acht bis zehn Werke geben, um seiner Wißbegierde Genüge zu thun. Als er einmal so viele Bücher vor sich aufgehäuft hatte, näherte sich ihm der Bibliothekar, ein Herr M. Weiß, und sprach: „Was wollen Sie nur, mein kleiner Freund, mit all diesen Büchern

anfangen?" Verstimmt durch die ungelegene Unterbrechung, erhob der Knabe den Kopf, und den Bibliothekar mit zornigem Auge messend, versetzte er unwirsch: „Was kann Ihnen das verschlagen?" wendete sich und las weiter. Der gutmüthige Herr Weiß hat sich seitdem gehütet, den kleinen Jünger der Wissenschaft in dessen Forschungen zu stören.

Trotz der liebevollen Anstrengungen, die seine Eltern machten, um ihren Sohn die begonnene Laufbahn bis zu Ende verfolgen zu lassen, war es ihnen nicht möglich. Pierre mußte mit 19 Jahren das Studium aufgeben, um ein Gewerbe zu ergreifen, das rascher, das unverzüglich seinen Mann nährt. Er trat in die Druckerei der Herren Gauthier und Comp. in Besançon, und als Setzer durchreiste er Frankreich und einen Theil der Schweiz. Er hat sein Wanderbüchlein sorgsam aufbewahrt; dasselbe befindet sich im Besitz der Frau Proudhon, die mit freundlicher Zuvorkommenheit davon Einsicht nehmen läßt. Es enthält nichts als lobende Zeugnisse der Principale, bei denen er gearbeitet hat. Sein Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit werden hervorgehoben. Bald nach seiner Rückkehr von der Wanderung trat er mit einem Compagnon an die Spitze einer Druckerei, und neben der Brotarbeit findet er Zeit, auf dem Wege der Wissenschaft voranzudringen, um den Preis Volney mit einer linguistischen Ausarbeitung zu werben. Seine Bewerbung um die sogenannte „pension Suard", welche nach dem Vermächtniß der Wittwe Suard einem Kind des Doubs-Departements von der Akademie zu Besançon zu ertheilen ist, gehört mit zu dem Interessantesten in dem bewegten, wechselvollen Leben des berühmten Mannes. Wie es vorgeschrieben ist, überreicht er der Akademie eine Denkschrift, nachdem er, was eben-

falls zu den Bedingungen der Verleihung gehört, die Baccalaureus-Prüfung bestanden. Welche Denkschrift! wie voll stürmischer Gedanken, wie reich an pulsirendem Leben! Sie alle, die guten Akademiker, erkennen oder errathen wenigstens an den Krallen den Löwen.

... „Alles, was fromm ist," schreibt Proudhon unterm 20. August 1838 an seinen Freund Ackermann, „die gottesfürchtigen Häupter und die Geistlichen in der Akademie, sind meiner Wahl entgegen." — „In Wahrheit, der junge Mann hat Geist, er ist aber ein Hitzkopf!" — „Es ist ein sogenannter großer Geist," sagt ein Anderer. — Der alte C. sagt: „Mit diesem Unternehmenden muß es sehr schwer auszukommen sein." Und ich habe seine Stimme und die Stimme seines Sohnes Eduard verloren. Wäre ich des Republikanismus so verdächtig, wie der religiösen Unabhängigkeit, ich hätte nicht drei Stimmen für mich. Meine Mitbewerber versprechen sich ganz laut die Pension. Ich aber habe einen Vortheil, den man mir nicht entreißen kann. Wenn die Mehrheit mich verwirft, so werde ich ein Opfer meines politischen und religiösen Bekenntnisses und ein Märtyrer meines Glaubens; werde ich gewählt, so wird es schön sein, daß ich es geworden, ungeachtet dieses meines Glaubens. In dem einen wie dem andern Falle werde ich Ihrer würdig sein." Der Brief, den Proudhon an Ackermann schreibt, nachdem die Akademie ihm die Pension zuerkannt, ist das unwiderleglichste Zeugniß, wie Unrecht dem Schriftsteller Diejenigen thaten, welche an seiner Echtheit in Wort und That auch nur den leisesten Zweifel gehegt, und welche ihn fähig gehalten, sich auch nur einen Augenblick von kleinlichen Absichten leiten zu lassen.

„Mein theurer Ackermann,“ heißt es in dem Schreiben ... „Die Complimente von mehr als 200 Personen habe ich erhalten. Wozu, glauben Sie, wünscht man mir vor Allem Glück? Zu der fast vollkommenen Gewißheit, die ich jetzt habe, wenn ich nur will, mein Glück zu machen und mich in Besitz von Stellen und einem großen Einkommen zu setzen, zu Ehren und in eine glänzende Lage zu gelangen, den Geoffroys, den Pouillets u. s. w. zuvorzukommen. Niemand sagt mir: „Proudhon, es ist vor Allem deine Pflicht, dich der Sache der Armen, der Befreiung der Geringen, der Belehrung des Volkes zu widmen. Du wirst vielleicht ein Abscheu der Reichen und Mächtigen dadurch. Die, welche den Schlüssel der Wissenschaft und des Plutus in Händen haben, werden dir fluchen; verfolge dennoch deinen Weg des Reformators mitten durch die Verfolgungen, Verleumdungen, mitten durch Schmerz und sogar durch Tod. Glaube an das Glück, welches dir verheißen ist; ziehe aber ja nicht vor die Genüsse und goldenen Ketten der Sklaven dem glorreichen Märtyrerthum eines Apostels. Könntest du durch Schmeicheleien, durch die Verlockungen des Vergnügens und des Glücks dich überwinden lassen, du Kind des Volkes, filius fabri, wie man ehemals von Jesus Christus sagte? Du könntest deinem Gewissen untreu, deinem Glauben abtrünnig werden, um nach Art Dieser und Jener glücklich zu sein. Deine Brüder blicken auf dich. Voll Angst erwarten sie, ob sie bald den Fall und den Verrath desjenigen zu bedauern haben, der geschworen hat, ihr Vertheidiger zu sein. Sie werden niemals mit etwas Anderem als ihren Segnungen dich belohnen können; sie sind mehr werth, als die baren Thaler der Gewalt. Leide und stirb, wenn es sein muß; aber

sage die Wahrheit und nimm dich der Verwaisten an.“ — Ich fühle mich bedrückt durch die schnöden Ermahnungen all Derer, welche mich umgeben. Welche Wuth nach materiellem Wohlbefinden ꝛc. ꝛc.“

Nie hat Proudhon durch die Gewalt seiner Logik seine Gegner so hart getroffen, wie durch diesen Erguß einer heiligen Entrüstung in einem vertraulichen Schreiben an einen seiner nächsten Freunde.

Eine Stunde bei Michelet.

Am 13. Juni zurückkehrend, aus der Madeleinkirche, wo die Todtenfeier zu Ehren des Grafen Cavour stattgefunden hatte, begegnete ich auf dem Boulevard des Italiens vor dem Café Cardinal meinem Freund und Landsmann D., der langsam dahinschlendernd umherspähte, wie Jemand, der etwas sucht.

„Wohin des Weges?“ redete ich ihn an.

„Ich sehe mich nach einem Wagen um, der mich nach meiner „Erholung“ bringen soll.“

„Sie haben also ihr Sanssouci wie ein Fürst?“

„Warum nicht?“

„Darf man wissen, wo Ihr Lustschloß steht?“

„Rue de l’Ouest Nr. 44, hart an dem Luxembourg-Garten.“

„Sehr empfehlend fürwahr!“

„Wenn Sie mitkommen wollen, so steht es Ihnen frei, ich bürge dafür, daß auch Sie einige Befriedigung finden werden.“

„Ich nehme Ihre Bürgschaft an; wissen aber möchte ich doch, wohin Sie mich eigentlich bringen wollen.“

„Nun denn,“ entgegnete D., „zu Michelet, wo ich, wie nirgends, die drückenden Sorgen abthue, die mir meine verwickelten Geschäfte verursachen, wo ich meinen Geist in eine Sphäre tauche, die reinigend und erfrischend zugleich wirkt, wo ich die Unerquicklichkeiten und Gemeinheiten vergesse, mit denen ich mich herumzuschlagen habe. Sie bedürfen zwar nicht in dem Maße, wie ich, der Luftveränderung; denn Sie, nachdem Sie der Sturm, wie mich, hieher verschlagen, blieben, trotz der harten Kämpfe, die Sie zu bestehen hatten, bei Ihren Büchern und Schriften, während ich es mit Bankiers, mit Commissionären, mit Fabrikanten und Kaufleuten, mit der türkischen Finanzkrise und dergleichen zu thun habe; allein Michelet ist ein politisch-literarischer Charakter von besonderem Interesse, und es ist eigentlich Unrecht von Ihnen, daß Sie ihn nicht längst kennen zu lernen suchten. Sie haben vor einigen Jahren der verbreiteten „Gartenlaube“ Schilderungen französischer Berühmtheiten geliefert, und ich denke, daß in dieser Gallerie der berühmte Professor nicht hätte fehlen, daß er neben Béranger, Lamennais, George Sand, Thiers einen Platz hätte finden sollen.“

„Der Vorwurf ist vollkommen gegründet,“ versetzte ich, „doch ist der Fehler leicht gut zu machen. Ich folge Ihnen.“

Ein Wagen wurde genommen, und wir fuhren zu Herrn Michelet.

Der Mann, der so viele Kämpfe mit den „Schicksalsmächten“, mit Irrthum, Aberglauben und Unrecht be-

standen, der gearbeitet, geforscht und gelehrt hat, an dessen Lebenswandel der eifrigste Widersacher keine Makel finden kann, dessen Ueberzeugung stets ein Fels war, von dem keine Brandung etwas abzulösen vermochte, und der nie zur Unterhandlung mit der Lüge zu bewegen war, verdient in der That von Allen, die sich an der Lauterkeit und Würde eines Charakters erfreuen, gesucht und gekannt zu werden.

Der berühmte Geschichtschreiber und Professor Jules Michelet stammt aus der französischen Heroenzeit, in der ein gewaltiges Geschlecht viel Schwierigeres ausgeführt hat, als die Halbgötter, von denen die griechische Sage, als die Helden, von denen Homer erzählt. Er ist am 21. August 1798 zu Paris geboren.

Sein Vater hatte eine Druckerei, in welcher der Knabe von seinem zwölften Jahre an als Setzer verwendet wurde, da die drückenden Verhältnisse seiner Familie die Bezahlung eines Arbeiters schwer, wo nicht unmöglich machten. Erst zwei Jahre später gelang es mit den äußersten Anstrengungen, den jungen Menschen in einem Collège unterzubringen. Als Michelet seine Studien beendet hatte, verschmähte er es, von seiner Feder zu leben, und wollte einen wirklichen Beruf, er widmete sich dem Lehrfach. Drei Jahre lang gab er Lektionen theils in Privathäusern, theils in Privatlehranstalten, bis er 1821 in Folge einer Mitbewerbung Professor am Collège St. Barbe wurde.

Neben seinen Berufsgeschäften betrieb er unausgesetzt und mit unermüdlichem Eifer die Wissenschaften: Geschichte, Philosophie und klassische Literatur. In den Jahren 1825 und 1827 erschienen seine ersten geschicht-

lichen Werke, in welchen sich der unabhängige Geist, das Wissen und die Darstellungsfähigkeit des Verfassers kund gaben und die Aufmerksamkeit erregten. Man merkte bereits, daß er die Philosophie des großen deutschen Denkers Kant in sich aufgenommen. Von da ab steigert sich der Ruf des Geschichtschreibers und Lehrers immer mehr und mehr. Nach der Julirevolution wird Michelet zum Vorsteher der geschichtlichen Abtheilung des königlichen Archivs ernannt und in die Lage gebracht, wie die andern liberalen Schriftsteller zu jener Zeit, nach politischem Einfluß, nach den höchsten Aemtern zu langen. Allein Michelet verschmäht die Stellenjagd und die Intrigue. Bescheiden und stolz bleibt er bei seinen Büchern und Schülern.

Die Werke meist historischen Inhalts, die Michelet nun in verhältnißmäßig rascher Aufeinanderfolge an's Licht treten läßt, zeichnen sich vor Allem durch Originalität der Anschauungen aus, die manchmal gesucht erscheinen, die aber aus der allzu lebhaften Phantasie des Verfassers, aus dem Tumult der Gedanken, die sich in seinem Kopfe drängen, entspringen. Ferner ist an dem Geschichtschreiber zu rühmen, daß er viel geforscht und geprüft, daß er neue Quellen gefunden hat, aus denen er geschöpft; manches Dunkel hat er aufgehellt, Ereignisse, die falsch aufgefaßt und falsch beurtheilt wurden, hat er auf ihren wahren Grund zurückgeführt und ihnen ihren wahren Charakter zugewiesen.

Als Lehrer zeigt Michelet noch glänzendere Eigenschaften, denn als Schriftsteller. Er hat unter seinen Schülern Sympathien gewonnen, die an Fanatismus grenzen und die keine Zeit zu überwinden vermag. Er

unterrichtete nicht nur, er erhob, er begeisterte. Alles, was sich des Bessern vorfand in den jungen Herzen und Seelen, das belebte, das bewegte er. Alles, was hoch steht in der Welt, Alles, was unvergänglichen Werth hat, das brachte er der Jugend nahe, er lehrte seine jungen Zuhörer vor Allem denken, erkennen, Götzen stürzen und Götter erheben. Seine Vorträge waren ungeregelt, wie seine Bücher sind, die Wirkungen aber, die sie hervorbrachten, waren außerordentlich. Sie boten keine systematische Belehrung, allein sie regten zum Bessern an, sie bildeten Geist und Gemüth und traten den schädlichen Einflüssen des Pariser Lebens, denen die Jugend ausgesetzt ist, sie traten den Einflüssen eines nach der Herrschaft strebenden gemeinen Materialismus, dem Aberglauben und dem Vorurtheil siegreich entgegen.

Die Maßregeln, welche von zwei Regierungen gegen den Professor ergriffen wurden, sind leichter zu erklären, als zu entschuldigen, aber jedenfalls ein ehrendes Zeugniß für den unabhängigen Mann. Im Jahre 1834 ließ sich Herr Guizot, der die Schule gegen den politischen Tummelplatz vertauschte, auf dem Lehrstuhl der Facultät der schönen Wissenschaften von Michelet ersetzen. Ein Jahr darauf bekundete unser Professor durch die Herausausgabe der „Memoiren Luthers, geschrieben von ihm selbst" (Mémoires de Luther écrits par lui-même) seine Hinneigung zum Protestantismus. Dieses Werk ist aus Stellen, die sich in Briefen, Reden und Schriften des deutschen Reformators finden, zusammengesetzt.

Im Jahre 1838 gelangt Michelet auf den Lehrstuhl für Geschichte und Moral am Collège de France, der sich durch den Tod des Herrn Daunon erledigt fand. Kurz

darauf wird er als Nachfolger des dahingeschiedenen Grafen Reinhard in die Akademie aufgenommen.

Bezeichnend ist es, daß der König Ludwig Philipp seiner Tochter Clementine von Michelet Unterricht in der Geschichte ertheilen ließ, doch ging der Professor nicht in die Tuilerien, sondern die Prinzessin kam zu ihm. Oefters wartete sie geduldig, wenn ihr Lehrer, durch Geschäfte veranlaßt, aus dem Hause war und sich später als zur festgesetzten Stunde einfand. Michelet hätte durch diese nahe Beziehung zum Hofe die größten Vortheile erreichen können; allein er hat es verschmäht, sie auch nur im Geringsten zu benutzen; er sah in der Prinzessin nichts weiter als seine Schülerin, die er in seiner Weise zu belehren, aufzuklären suchte. Er hat sogar das Anerbieten, ihn dem König vorzustellen, zurückgewiesen.

Am Collège de France bekämpfte Michelet mit Edgar Quinet um die Wette die Jesuiten, welche in Frankreich neue Niederlassungen und Schulen gründen wollten. Der Streit wurde heftig. Die beiden Professoren schlagen und treffen fürchterlich. Die erschreckten Väter, denen es an das moralische Leben geht, greifen ihrerseits mit allem Ungestüm die Professoren an, in wüthenden Hirtenbriefen und anderen frommen Schriften, sie erregen Michelet Stürme im Lehrsaal, außerdem wissen sie durch ihren weit reichenden und weit verzweigten Einfluß die Sache vor die Pairskammer und vor die Versammlung der Abgeordneten zu bringen. Die Juli-Regierung, von allen Seiten durch diesen tausendköpfigen, tausendarmigen Einfluß bestürmt, sah sich bewogen, mit der Gesellschaft durch einen Abgesandten an den General derselben zu unterhandeln, und es wurde die Vereinbarung getroffen, daß

die Jesuiten ihr Vorhaben, in Frankreich neue Gemeinschaften zu gründen, aufgäben und den Feindseligkeiten des Collège de France gegen die Gesellschaft Jesu Zügel angelegt würden. Edgar Quinet verließ den Lehrstuhl am Collège de France, weil sich das Ministerium herausnahm, ihm ein Wort in dem vorgelegten Programm zu streichen. Und Michelet setzte allein, unerbittlich, unerschütterlich den Kampf fort, ohne sich um das getroffene Abkommen zu kümmern, das er verachtet, ohne die Stürme zu beachten, die gegen ihn von allen Seiten heraufbeschworen werden. Er läßt (1844) das Buch: „Von dem Geistlichen, der Frau und der Familie" erscheinen, welches heute eine bedeutende Rolle spielt und das ein besonderes Schicksal hat, wie weiter unten erwähnt wird.

Doch auch gegen die Regierung, die sich auf schlechtem Wege befand und den eben so dringenden als bescheidenen Forderungen der Nation einen starren Widerstand entgegensetzte, waren die Angriffe in den Vorträgen Michelet's gerichtet. Und die verblendeten Staatsmänner am Ruder erblickten in einer Propaganda, die bereits im ganzen Lande gemacht war, eine Gefahr, sie hatten Angst vor Worten, die nichts weiter als ein beredter Ausdruck der allgemein vorherrschenden Stimmung waren, und schlossen 1847, den Tag vor ihrem Fall und vor dem Fall des Thrones, den sie stützten, dem Professor den Mund.

Im lateinischen Viertel entsteht eine Aufregung, so wie die Maßregel bekannt wird, die zu einem Aufstand anzuwachsen droht. Zweitausend Studenten vereinigen sich und rücken vor die Kammer der Abgeordneten, um von dieser die Wiedereinsetzung ihres Meisters in sein Lehr-

amt zu verlangen. Die Schaar ward auf ihrem Zuge in allen Straßen von der Menge jubelnd begrüßt und durch Zuruf ermuthigt. Ein Blinder konnte sehen, daß Paris, und also Frankreich, zu den Studenten hielt. Die Kammer widersteht, wie die ausübende Gewalt, und überläßt es der Februarbewegung, Michelet seinen Lehrstuhl und der französischen Nation das verlangte Recht zurückzugeben.

Daß der Präsident Ludwig Napoleon einen öffentlichen Lehrer wie Michelet nicht dulden konnte, ist wohl nicht nöthig anzuführen, eben so wenig, als daß Michelet dem Kaiser Napoleon nicht den Schwur der Treue leisten wollte. Nach dem Staatsstreich gab er seine Stelle im Archiv auf. Seit jener Zeit lebt er zurückgezogen seiner Familie und seinen Arbeiten. —

Wir fuhren also, mein Freund und ich, zu Herrn Michelet. Wir traten in ein ganz gewöhnliches Haus, dem Luxembourggarten gegenüber, stiegen zwei Treppen hoch und klingelten. Eine Magd öffnete und wies uns, ohne uns anzumelden, in den Salon. Kannte sie meinen Freund, oder wird Jeder, der kommt, in dem Hause des Gelehrten gastlich aufgenommen, ich weiß es nicht.

Der Salon besteht aus einer geräumigen Stube in geviertelter Form, mit anständiger Einrichtung, ohne allen Aufwand, mit zwei gut gemalten Bildern, das Ehepaar, welches wir besuchten, darstellend. Kaum hatte ich Zeit, mich etwas umzusehen, um aus den Gegenständen den Charakter der Bewohner herauszulesen, als Madame Michelet eintrat. Sie ist eine Frau von etwa 28 bis 30 Jahren, eine anmuthige, gewinnende Erscheinung; sie begrüßte D., der kürzlich aus Constantinopel zurückgekehrt

ist, mit Herzlichkeit und empfing mich, den Vorgestellten, in ungezwungener, liebenswürdiger Weise.

Bald darauf kam Herr Michelet. — Er ist unter mittlerer Größe. Trotz der grauen Haare ist etwas jugendlich Belebtes in seinem Wesen. Die Züge seines Gesichts sind beweglich und einnehmend, sie folgen den Gesprächen, sie geben rasch die verschiedenen Eindrücke wieder, wie sie der „poetische Gelehrte" empfängt. Aus seinem grauen Auge spricht ein tiefer Ernst, Aufrichtigkeit, Wohlwollen und Schwärmerei. Er ist sehr angemessen, weder nachlässig, noch allzusorgsam gekleidet. Die ganze Weise, sein Auftreten und Benehmen, ist französisch, und es fiel mir auf, daß in dem Knopfloch seines Rockes das rothe Bändchen fehlte, das Abzeichen des Ehrenlegionordens, der ihm 1833 verliehen worden war.

D. stellte mich ihm als einen deutschen Schriftsteller vor, der ihn um Etwas zu bitten hätte.

„Ich bin zu Ihren Diensten," rief Michelet, und sein ganzes Wesen schien von dem Wunsche beseelt, mir gefällig und nützlich zu sein. Michelet ist nämlich der dienstfertigste Mensch, den man finden kann. Ganze Tage läuft er umher, klopft bei Freunden und Bekannten an, beutet all' seine Verbindungen aus, wenn es gilt irgend Jemandem, der ihm empfohlen ist oder sich ihm selbst empfohlen hat, behülflich zu sein, eine Anstellung oder sonst ein Unterkommen zu verschaffen. Und was er nie für sich gethan hat, das thut er für Andere. Und er genießt eines solchen Ansehens, selbst bei seinen politischen Gegnern, daß seine Empfehlung sogar in der amtlichen Welt einen Werth hat, besonders seitdem die Regierung mit der Klerisei zerfallen ist und man von

oben herab den abgesetzten Professor hat wissen lassen, daß er nun die zweite Auflage des Buches „Von dem Geistlichen, der Frau und der Familie,“ das seit dem Staatsstreich verpönt gewesen war, ungehindert erscheinen lassen könne.

Ich sprach die Bitte aus, von ihm selbst über sein Leben Etwas zu erfahren, um es dem deutschen Publikum mitzutheilen

„Unsereiner,“ versetzte Michelet mit natürlicher Offenheit, „hat kein Leben, was man eigentlich so nennt. Ich stehe des Morgens zeitig auf, frühstücke und gehe in die Bibliothek. Um zwei Uhr Nachmittags komme ich nach Hause und empfange meine Freunde, wie Sie sehen. Ich bin zweimal von meinem Lehrstuhl entfernt worden. Meine Werke sind mein Leben.“

„Also wie unsere deutschen Gelehrten,“ bemerkte ich.

„Ganz so. Nicht wahr, Kant ist aus Königsberg nie über sieben Meilen weit herausgekommen?“

Ich nickte bejahend. — „Wenn Sie kein äußeres Leben haben, so haben Sie doch ein inneres,“ bemerkte ich.

„Fragen Sie, und ich werde Ihnen antworten,“ sagte zuvorkommend Michelet.

„Ein solches Vornehmen ist zu zarter Natur, und ich kann mir es nicht erlauben. Ich weiß, daß es Dinge in dem inneren Leben eines Menschen gibt, von denen man nicht sprechen will.“

„Warum denn nicht? Ich bin bereit Alles zu sagen.“

Es war diese Versicherung so natürlich vorgebracht, daß sie einen tiefen Eindruck auf mich machte. Mir dünkte dieses eine Wort hinreichend, um einen bedeutenden

Menschen anzuzeigen. So fremd wie ich dem Gelehrten bei einer ersten Begegnung war, hätte ich es aber für unangemessen gehalten, von dem außerordentlichen Anerbieten Gebrauch zu machen.

„Uebrigens," erklärte Michelet, als er meine Zurückhaltung bemerkte, „findet sich in der Vorrede zu meinem Büchlein „Das Volk," welches 1846 erschien ein kurzer Abriß meines Lebens. Es ist diesen Angaben nur Weniges hinzuzufügen, etwa: daß ich mich wieder verheirathet habe, daß ich durch meine Frau zum Studium der Naturwissenschaften geführt wurde. Wir haben „die Insecten," „das Meer" und den „Vogel" mit einander geschrieben. Diese Werke haben mich neben meinen historischen Arbeiten beschäftigt."

Frau Michelet bemerkte, daß Biographien ihres Gatten von Hippolyte Castille und — sie lachte — von Herrn Mirecourt vorhanden seien.

„Von Herrn Mirecourt!" rief der Gelehrte. „Der gute Mann hat in seiner Freundlichkeit versichert, daß ich beichte und regelmäßig jeden Monat das Abendmahl genieße. Ich habe nie gebeichtet und nie das Abendmahl genossen; als ich zur Welt kam, waren die Kirchen in Frankreich geschlossen oder in Werkstätten umgewandelt, die Druckerei meines Vaters befand sich in einer Kirche, und ich habe gearbeitet, wo man sonst betet."

Michelet wandte sich, da der besprochene Gegenstand erschöpft war, an D. mit der Frage nach den Zuständen von der Türkei, „die wohl recht krank sei."

D. äußerte die Meinung, daß die Türkei mehr Lebensfähigkeit besitze, als man in Europa annehme.

„Wohl möglich," versetzte Michelet; „denn krank ist

dieses Reich so lange es besteht," und er erinnerte an das Factum, daß die Türken in ihrer Blüthezeit Knaben raubten, um sich durch äußere Anhäufung, wie die Steine zu vermehren.

„Es bringt wohl die social-politische Einrichtung, wie sie durch den Koran festgestellt ist," bemerkte ich, „diese Krankheit mit sich. Die Vielweiberei, durch welche die Bildung der Familie unmöglich gemacht wird, ist wohl an der chronischen Schwäche der Mohamedaner schuld', weil sie mit einer Herabwürdigung der Frau, mit der Herabwürdigung der Mütterlichkeit selbst zusammenhängt."

„Wunderlicherweise," bemerkte er, „sind die Türken wegen der Neugierde unserer Soldaten, die gar zu gern von den Gartenmauern aus die türkischen Frauen lustwandeln sehen, uns abgeneigter, als den Engländern, obgleich unser Benehmen viel angenehmer, als das der Engländer ist."

„O die Engländer sind hart," rief Frau Michelet, „man sehe nur, wie sie ihre Frauen behandeln."

Obgleich gewohnt, von Franzosen aller Bildungsstufen alles Englische mit Ungerechtigkeit behandelt zu sehen, konnte ich doch nicht unterlassen, dieser Ansicht mit einiger Lebhaftigkeit entgegen zu treten.

„Meines Wissens," versetzte ich, „behandeln die Engländer ihre Frauen mit einer Rücksicht, die der Franzose, seiner eigenen Ehehälfte gegenüber, nicht selten außer Acht läßt."

„Weiht der Engländer seine Frau doch nicht einmal in den Gang der Geschäfte, in den Stand des Vermögens, kurz in die wichtigsten Angelegenheiten der Familie ein," entgegnete Michelet.

„Er läßt sie aber dafür," versetzte ich, „im Hause unumschränkt gebieten, ja in vielen Stücken sich von ihr lenken, er liebt und ehrt sie mehr, als es der Schroffe zeigen mag. Daß er sie dem Drange und den Sorgen der Geschäfte fern hält, gereicht ihm vielleicht eher zum Lobe, als zum Vorwurf; es spricht sich darin vielleicht eher eine zarte Schonung als Geringschätzung aus. Wie es der angelsächsische Stamm mit den Frauen hält, zeigt sich in den Vereinigten Staaten, wo der Mann, wo es auch sein mag, den Frauen den Platz räumen muß."

„Im Grunde," gestand Michelet zu, „versteht der Engländer die Heiligkeit der Familie, und es gefällt mir an ihm, daß er sein Haus geschlossen hält. Bei uns Franzosen haben die Häuser gar keine Thüren. Man tritt ein und man ist da.

Noch viele andere ebenso interessante Fragen regte der Gelehrte an, und sprach über dieselben in eben so origineller, als anziehender und belehrender Weise. Sein Ausdruck ist kräftig, seine Stimme hell und wohltönend. Durch die Einfachheit, die Lebendigkeit, die höhere Anschauung des berühmten Mannes gewonnen, eine Gedankenbewegung im Kopfe, verließ ich das schlichte Haus.

Ernst Renan.

1863.

Es wäre mir ein Leichtes gewesen, mich durch einen gemeinschaftlichen Bekannten bei Herrn Renan, dem Verfasser des vielbesprochenen „Leben Jesu", einführen

zu lassen, ich zog es jedoch vor, mich selber dem Gelehrten vorzustellen, und in dem Empfange, welcher mir zu Theil wurde, gab sich der schlichte Hausgebrauch und dann der Mann von feiner Sitte und liebenswürdiger Einfachheit zu erkennen. Eine Magd, die ein blondes Kind an der Hand führte, hieß mich, ohne auch nur zu fragen, wer ich sei, in einen Salon treten, der kaum fünf bis sechs Personen zu fassen vermochte, und der sich durch die Glanzlosigkeit der Einrichtung hervorthat. Auf einem Stuhl lag ein Blatt; ich las ein wenig erstaunt: „Deutsche Blätter, Beigabe zur Gartenlaube ꝛc.“; nachher erfuhr ich, daß Auerbach das Exemplar dem Verfasser des „Leben Jesu“ zugeschickt.

„Wen soll ich anmelden?“ frug die Magd.

„Herr Renan kennt mich nicht, sagen Sie gefälligst daß ihn ein Fremder zu sprechen wünsche,“ versetzte ich.

Das Mädchen ging in die angrenzende Stube, und keine Minute war verflossen, als Herr Renan eintrat. Nach einer kurzen Auseinandersetzung meinerseits, den Zweck des Besuches anlangend, wurde durch die leichte gefällige Weise des Gelehrten ein behaglicher Verkehr, eine angenehme Berührung zwischen ihm und mir hergestellt. Er behandelte mich mit einer Freundlichkeit, die so wohl that, weil sie gleich entfernt von Steifheit, wie von Uebertreibung blieb, weil sie so absichtslos, so zwanglos auftrat.

Der Mann, welcher seit einiger Zeit die civilisirte Welt beschäftigt, ist von stämmiger, gedrungener Gestalt, sein kräftiger Körper verspricht lange den Mühen und Anstrengungen des Geistes Stand zu halten. Die Züge des Gesichts sind scharf ausgeprägt, aber durch den Aus-

druck von Gutmüthigkeit und durch ein sanftes gewinnendes Lächeln gemildert, das ab und zu um die hübschen Lippen spielt. Die Haare von blonder Schattirung haben bereits eine gewaltige Lichtung erlitten; es scheint, daß die Gedanken an dem Umfang der Stirn, ob er gleich beträchtlich ist, nicht genug haben und sich nach oben hin auszubreiten suchen. Auf den ersten Anblick macht Herr Renan den Eindruck eines behäbigen Bürgers, der sich redlich nährt. Spricht er aber, dann beleben sich die Züge, das dunkle Auge erglänzt und der vornehme Geist gibt sich zu erkennen, den Natur und Gewohnheit dem Niedrigen und Gemeinen fern hält, der, den höchsten Interessen des Lebens zugewendet, die alltäglichen Jämmerlichkeiten verachtet oder im besten Falle bemitleidet. Dann gewahrt man, daß man es nicht nur mit einem Gelehrten, sondern mit einem würdigen unabhängigen Denker zu thun habe.

Die Unterhaltung drehte sich um den Lebensweg des Orientalisten, um die Verhältnisse und Schwierigkeiten, durch die er geführt, um die Personen und Dinge, welche Einfluß auf die bereits reich ausgefüllte und noch vielverheißende Existenz geübt haben. Natürlich, daß ich es war, der diese Wendung des Gespräches herbeiführte. Herr Renan sprach sich mit einem Freimuth über die Angelegenheiten aus, denen er mit seiner Wirksamkeit und seinen Ueberzeugungen gegenübergestellt wurde, aus welchem sich die ganze Unabhängigkeit seines Charakters so wie die Echtheit seiner liberalen Ansichten ergab. Schade, daß mir eine leicht begreifliche Discretion verbietet, seine auf diesen Gegenstand bezüglichen Aeußerungen hier aufzuzeichnen.

Das eben erwähnte Blatt brachte einen Augenblick das Gespräch auf die deutsche Sprache und auch auf Berthold Auerbach. Der Gelehrte versicherte, daß er mit dem lebhaftesten Interesse den Roman „Spinoza" gelesen habe, auf den er einen außerordentlichen Werth lege, daß er des Deutschen hinreichend mächtig sei, um Bücher in germanischer Sprache mit Leichtigkeit zu lesen, nur wisse er sich auf Deutsch nicht auszudrücken, weil er allein für sich unsere Sprache gelernt habe, ohne Ohr und Zunge zu üben. Die Energie des wissenschaftlichen Strebens, welche aus diesem Zuge spricht, kennzeichnet die Laufbahn des Orientalisten.

Herr Ernst Renan ist am 23. Februar 1823 zu Treguier in der Bretagne geboren, und es hat etwas Pikantes, daß der Verfasser des Lebens Jesu ein Kind dieser altgläubigen fanatischen Provinz ist. Von seinen frommen Eltern für den priesterlichen Stand bestimmt, bezog er mit sechzehn Jahren das kleine Seminarium, welches der Abbé Dupanloup leitete, der, nunmehr Bischof von Orleans, einer der eifrigsten, jedenfalls der begabtesten von den Gegnern des Herrn Renan ist. Nachdem er später zwei Jahre lang in der Schule von Issy Philosophie studirt hatte, trat er in die Anstalt von St. Sulpice zu Paris. Daselbst lag er den theologischen Wissenschaften ob und trieb mit besonderer Vorliebe und mit Fleiß hebräisch. Allein je mehr sich sein Geist entwickelte und in die Tiefen der Geschichte eindrang, je mehr sein Forschen an Gründlichkeit, sein Urtheil an Kraft gewann, desto weiter entfernte sich sein Verstand von der blinden unbedingten Annahme überlieferter Wahrheiten, unfehlbarer Dogmen, desto klarer wurde ihm die

Unvereinbarkeit seines Gewissens mit der erwählten Laufbahn. Und als ein Mann, der entschlossen ist, seiner Würde nichts zu vergeben, entsagte er dem geistlichen Beruf (1845), aller Gegenvorstellungen seiner Meister ungeachtet, die in dem jungen Theologen eine kräftige Säule des Glaubens und der Kirche vorhersehen mochten. Im Vollgenuß der Unabhängigkeit und der freien Verfügung über seine Zeit und seine Fähigkeit, wirft er sich mit ganzer Kraft auf das Studium der Theologie, der Philologie, der Philosophie und der Geschichte, Wissenschaften, die ihm bei der religiösen Kritik, zu welcher er sich immer mehr und mehr hingezogen fühlt, behülflich sein sollten. Da er ohne Vermögen ist, ertheilt er Privatunterricht zu seinem Unterhalt. Einen Augenblick denkt er daran, sich für einen Lehrstuhl an der Universität vorzubereiten, doch kommt er bald von dem Gedanken zurück, sein Wirken durch ministerielle Vorschriften, durch allerlei Regeln beschränken zu lassen, und entscheidet sich für den freieren Weg der Belehrung durch die Druckschrift. Die von ihm verfaßten Abhandlungen „über die semitischen Sprachen" und „über das Studium des Griechischen im Abendlande während des Mittelalters," gewinnen ihm nach einander zwei Mal den Preis Volney. Schon in diesen Ausarbeitungen zeigt sich ein tüchtiges Wissen, Schärfe des Verstandes und eine außerordentliche Fähigkeit der Darstellung.

Der politische Umschwung von 1848 konnte einen Geist wie den des jungen Extheologen nicht unerfaßt lassen, und die Hoffnungen auf das Ende verjährter Mißbräuche, welche er in jungen und sogar alten Gemüthern erregt, beschwingte die Gedanken des strebsamen Gelehrten. Die Wochenschrift „La libertè de penser" veröffentlichte in

dem verhängnißvollen Jahre eine Anzahl von Artikeln, welche dem Glauben die Prüfung, der Ueberlieferung das Urtheil gegenüberstellten und die man als Vorläufer des Werkes betrachten kann, dessen eben so weit gehender als rascher Erfolg staunen macht. Von da ab war die Richtung klar gezeichnet, in welcher der junge Gelehrte voranzuschreiten berufen und entschlossen war.

Und weder Entmuthigungen auf der einen, noch Verlockungen auf der andern Seite, nicht der traurige Rückgang der politischen Ereignisse seit dem Jahre 1851, nicht der Druck, der auf dem Gedanken lastete und noch lastet, nicht der Pakt der neuen Gewalt mit den Vertretern der unbedingten Tradition vermochten den forschenden Mann aus dieser Richtung zu bringen. In seinem Kopfe und in seiner Studirstube blieb trotz des Staatsstreichs die Freiheit. Sein Streben begann, vorerst freilich nur in einem beschränkten Kreise von Gelehrten und Schriftstellern, hier zu gewinnen, dort zu entrücken, hier Hoffnungen, dort schlimme Vorahnungen zu erregen. Allmählich nahm die Zahl der Anhänger und Widersacher zu, bis sie zu zwei Heeren anwuchs, die in diesem Augenblick feindselig, nicht ohne Erbitterung einander gegenüber stehen. Die Artikel, welche das „Journal des Débats" und „La Revue des deux mondes" seit 1851 aus seiner Feder veröffentlichten, thaten es kund, daß der 2. December und die schlimme Zeit, die der unheilvolle Tag brachte, an dem Eifer des Forschers nichts geändert, wenigstens nichts geschwächt haben.

Im Jahre 1855 erschien seine allgemeine Geschichte der semitischen Sprachen, welche in der Gelehrtenwelt

Aufsehen machte. Ein Jahr darauf ernannte ihn die Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu ihrem Mitgliede und kurz nachher zum Mitglied der Commission der Literaturgeschichte von Frankreich, da die Stelle durch den Tod des großen Historikers August Thierry frei geworden war.

Nach seiner Rückkehr aus Italien, wohin ihn eine wissenschaftliche Sendung gerufen, hatte Herr Renan eine untergeordnete Anstellung in der kaiserlichen Bibliothek erhalten. Wer sich mit dem Gelehrten und seinem Wirken beschäftigte, dachte nicht daran, ihm diesen Anschluß an die Gewalt zum Vorwurf zu machen, da sein Wirken unverändert blieb und der bestehenden Ordnung der Dinge durch seinen freiheitlichen Charakter eher entgegentrat, als Vorschub leistete, und da seine Artikel in den Debats und der Revue des deux mondes, Organen der Opposition, statt im Constitutionnel oder einem anderen Regierungsblatte erschienen. Etwas Anderes war es jedoch, als Herr Renan im Jahre 1860 dem Kaiser Napoleon vorgestellt ward und von diesem eine wissenschaftliche Mission nach Syrien erhielt, um daselbst den Schauplatz des größten welthistorischen Ereignisses zu untersuchen, den Spuren der heiligen Geschichte zu folgen. Man wußte, immer nur in engeren Kreisen, daß der Gelehrte von dem Herrscher mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit empfangen wurde, und fürchtete — wenigstens wer den Gelehrten nicht genauer kannte — daß die glänzende Verlockung für die liberale Gesinnung des Strebenden zur Klippe werden könnte, an welcher sie zerschellen würde. Nichts war natürlicher als diese Furcht gegenüber dem Lager, das lediglich aus Ueberläufern

besteht, und bei der allgemeinen Herabgekommenheit der Charaktere.

Die Berichte des Herrn Renan aus dem gelobten Lande über die Ergebnisse seiner Nachforschungen, wie es Brauch und Regel an den Kaiser gerichtet und im Moniteur abgedruckt, zogen die Aufmerksamkeit des größeren Publicums auf sich, das erstaunt durch die Behandlung von Gegenständen sich angezogen fühlte, die seiner Theilnahme und seinem Interesse so fern lagen. Man bewunderte den Reiz, den der talentvolle Schriftsteller trockenen Fachgegenständen durch die Darstellung zu verleihen wußte. Andererseits frugen seine Bundesgenossen bestürzt, wem nun seine Ueberzeugung angehöre, von der sich in seinen officiellen Berichten keine Spur befand. Sein Name fing an, vielgenannt zu werden, man wußte aber nicht, welche Bedeutung ihm zu geben sei.

Diese Zweifel wurden noch lebhafter, als Herr Renan nach seiner Rückkehr aus Palästina zum Professor der hebräischen, syrischen und chaldäischen Sprache am College de France ernannt wurde. Die Frommen und die Liberalen, welche beide den Werth des Streiters erkannten, erschraken in gleichem Maße. Jene fürchteten den heiligen Eifer des Forschers, der sich nun einmal herausnahm, das freie Urtheil über das Dogma, die Natur dem Wunder entgegenzusetzen und die Ueberlieferung der Kritik zu unterwerfen. Da die intimen Beziehungen zwischen dem Kaiserreich und der Klerisei durch die Schlachten von Magenta und Solferino aufgehoben worden und Reibungen der leidenschaftlichsten Art zwischen den beiden Gewalten eingetreten waren, nahmen sie die

Ernennung des ungläubigen Professors für einen Trotz, welcher der Kirche geboten werde. Die Freisinnigen besorgten, daß Herr Renan, wie es so viele Andere gethan, die Gunst der Regierung durch den gänzlichen Abfall von seinen Ueberzeugungen erkauft, daß er sich mit seinem Wollen und Denken dem Bonapartismus verschrieben habe.

Erwartungsvoll, unruhig sahen die verschiedenen Parteien der ersten Vorlesung entgegen, in welcher, wie es angekündigt wurde, der Professor seine Anschauung der heiligen Geschichte, die mit seinem Lehrgegenstand eng zusammenhängt, als Glaubensbekenntniß darlegen würde.

Mehr als die anderen Theile von Paris mußte das lateinische Viertel von den schwankenden Voraussetzungen, von dem Getümmel der widersprechenden Gerüchte ergriffen werden.

Unter der studirenden Jugend zeigten sich um jene Zeit Spuren eines erwachenden politischen Lebens. Die Schüler hatten kurz vor der Ernennung des Herrn Renan zum Professor geräuschvolle Demonstrationen gegen Edmond About gemacht, von welchem ein Stück, „Gaitana" im Odeontheater zur Ausführung kam, und hatten verhindert, daß das Drama zu Ende gespielt wurde. Der Grund dieser Feindseligkeit war der Anschluß des Dichters an die kaiserliche Regierung, sein Auftreten in den bonapartistischen Blättern Opinion Nationale und Constitutionnel, nachdem er sich vorher zu liberalen Grundsätzen bekannt hatte.

Der religiöse Einfluß, welcher seine Anknüpfungspunkte eben so gut im lateinischen Viertel, wie ander-

wärts findet, suchte die gereizte Stimmung der Studenten zu benützen und gegen Renan zu wenden, der zum Schweigen gebracht werden sollte. Durch diese Umtriebe wurde eine wahre Verwirrung unter die jungen Leute gebracht, die nicht wußten, ob sie in Renan einen Bonapartisten verachten, oder einen Eiferer für Wahrheit und Licht hochschätzen sollten. Die Freunde About's vermehrten noch diese Unklarheit. Um den Dichter als einen Märtyrer klerikaler Umtriebe darzustellen, wiesen sie auf die Feindseligkeit der studirenden Jugend gegen den Professor hin, welche sie aus den nämlichen Umtrieben herleiteten. So standen die Dinge, als der mit Spannung erwartete Tag der Vorlesung herankam. Die Aufregung im lateinischen Viertel, welche sich der Bevölkerung von Paris in verschiedenen Graden mitgetheilt hatte, ließ keinen Zweifel an bevorstehenden Kundgebungen übrig, nur über den Sinn derselben herrschte Ungewißheit. Die Behörde ergriff Vorsichtsmaßregeln, um einer Bewegung Meister zu sein, wenn dieselbe, was bei dem vorherrschenden Geiste unter den Studenten zu befürchten stand, größere Umrisse anzunehmen drohte. Der Auflauf vor dem Hause des Herrn About, welcher die polizeilichen Vorkehrungen zu umgehen wußte, diente ihr zur Warnung.

Um mich von dem Charakter und der Bedeutung der Vorfälle zu überzeugen und nicht von den Gerüchten irre geführt zu werden, die im Fortströmen allerlei Falsches mitschwemmen, begab ich mich ungefähr eine Stunde vor Beginn der Vorlesung auf den Schauplatz der Bewegung. Der Hof, der Platz, das College de France und die nächsten Straßen waren mit Menschen vollgefüllt, von denen die eine Hälfte aus Zöglingen der Wissen-

schaft, die andere aus Bürgern und Arbeitern bestand, welche Neugierde oder Theilnahme herbeigezogen hatte. Einige Polizeicommissäre mit den Schärpen, den Abzeichen ihres Amtes, und ein kleines Heer von Sergents de ville, welche jeden Augenblick in den naheliegenden Casernen in Bereitschaft gehaltene Truppen zu Hülfe rufen konnten, vertraten die Gewalt, die entschlossen war, nicht nur ernste Kundgebungen, sondern selbst Scenen zu verhindern, wie sie im Odeontheater und vor dem Hause des Herrn About stattfanden.

Ein Umblick unter den Studenten und der Austausch einiger Worte mit Denjenigen von ihnen, welche die Leitung der Sache über sich zu haben schienen, ließen mich alsbald wahrnehmen, daß die Zöglinge der Wissenschaft geneigt waren, für Herrn Renan Partei zu nehmen, wenn derselbe nicht für die bestehende Ordnung der Dinge gegen das liberale Streben eintreten würde. Die jungen Leute scheinen es erfahren oder selbst gefühlt zu haben, daß sie im Begriffe standen, sich zu Werkzeugen frommen Hasses herzugeben. Mit Energie und Behutsamkeit zugleich wurde die Menge, welche den Hörsaal hundert Mal hätte füllen können, von den Polizeidienern immer weiter und weiter zurückgedrängt, bis sie sich in Nebengassen verlief, so daß der Professor mit seinen Zuhörern in dem vollgedrängten Saale abgeschnitten von der äußeren Strömung blieb.

Seine Einleitungsrede, durch Form und Inhalt gleich ausgezeichnet, riß die Schüler zur Begeisterung, zum Jubel hin, durch welchen alle Aeußerungen des Tadels erdrückt wurden, die einige gewonnene Stimmen allerdings versuchten. Das Talent und der männliche Geist des Pro-

fessors haben die Schlacht gewonnen. Am Abend rückten 2000 Studenten vor die Wohnung des Orientalisten, Rue de Madame, und erfüllten die Luft mit den Rufen: „Es lebe Renan,“ „es lebe die Freiheit,“ „nieder mit den Jesuiten“ ꝛc. Einige von ihnen wurden wohl verhaftet; aber erst nach der Demonstration. Zu spät.

Dieser Tag war ein heißer, aber auch ein schöner, siegreicher für Renan, ein kostbarer für die Liberalen, welche nun wußten, daß die kaiserliche Gunst an den Ueberzeugungen des Gelehrten nichts verrückt habe, daß der wackere Soldat der Wahrheit seiner Fahne, der Versuchung zum Trotze, treu geblieben war.

Allein je größer die Wirkung der Eröffnungsrede auf die Zuhörer war, je mehr sie die jugendlichen Gemüther zum Enthusiasmus fortriß, desto gefährlicher für die Seelen erschien sie den Frommen, desto heftiger war die Entrüstung der Fanatiker gegen den Professor, welcher sich in dieser ernsten Vorlesung über Christus folgendermaßen ausgelassen hat: „Ein unvergleichlicher Mensch, — so groß, daß ich, obwohl hier Alles vom Standpunkte der positiven Wissenschaft beurtheilt werden soll, denjenigen nicht widersprechen mochte, welche, ergriffen von dem ausnahmlichen Charakter seines Werkes, ihn Gott nannten.“

Diese „Lästerung,“ wie sie es hießen, setzte die kirchlichen Einflüsse, die offenen, wie die heimlichen, in Bewegung, von allen Seiten schrie man über Jugendverderbniß, über Schändung der Religion, über Verbreitung der Gottlosigkeit, über die absichtliche Demoralisation der nächsten Geschlechter. Außerdem benutzte man die Freiheitskundgebungen vor dem Hause des Herrn Renan, um

dessen Vorlesungen, als gleich gefährlich für Thron und Altar darzustellen, und die kaiserliche Regierung, so unendlich stark, wenn es gilt, einer Freiheit den Weg zu vertreten, ein Recht zu unterdrücken, gab dem Drängen nach und schloß die Lippen, welchen sie selbst das Wort verliehen hatte, sie untersagte dem Professor fernere Vorlesungen am College de France.

Und nun war der Name des Lehrers in Aller Munde. Herr Renan war in Paris ein populärer Mann. In einer an seine Mitprofessoren gerichteten Auseinandersetzung, welche unter dem Titel: Der Lehrstuhl des Hebräischen am College de France (la chaire d'hébreu au collége de France) erschien, legte Herr Renan die Gedanken und Anschauungen dar, die ihn bei seiner ersten Vorlesung geleitet. Er beweist, daß er an keinem Punkte die Grenzen des Rechtes überschritten, das einem Professor des College de France zusteht. Wir empfehlen die kurze Schrift, weil sie einen Einblick in das Wesen des Mannes gestattet, dessen Leben und Wirken wir hier flüchtig zu zeichnen unternahmen. Wir wollen nur ein Wort aus der kleinen Broschüre anführen, weil es das Gepräge der Wahrhaftigkeit an sich trägt und den gelehrten Mann charakterisirt. „Alle Vortheile dieser Welt," sagt er Seite 7, „scheinen mir nicht der Mühe werth zu sein, daß man auch nur im Geringsten von Dem abweicht, was man für das Gute hielt." — —

Kaum war der Lärm verschollen, den die Vorlesung und die mit derselben zusammenhängenden Vorgänge hervorgerufen, ja die Aufregung war noch nicht verschwunden, die der Kampf in dem Hörsaal des College de France und der Ausgang desselben erzeugt, als die Zeitungen und andere Stimmen das Erscheinen des „Leben Jesu" von dem

berühmt gewordenen Professor ankündigten und die Leidenschaften für und gegen den Meister, für und gegen das noch unbekannte Werk wachriefen. — Den Standpunkt anlangend, von welchem Herr Renan in seinem Buche den Erlöser der Menschheit und das Erlösungswerk ansehen würde, über den Geist des Buches im Allgemeinen konnte nach der Eröffnungsrede über hebräische Sprache kein Zweifel vorwalten. Selbst wenn die eingeweihteren Freunde des Gelehrten nicht die bestimmtesten Angaben in dieser Beziehung verbreitet hätten, würde doch alle Welt gewußt haben, was zu erwarten stand.

Ungewiß jedoch war es, ob die Veröffentlichung des Buches in Frankreich gestattet sein werde, ob nicht dieselben Einflüsse, welchen es gelungen war, die Entfernung des Professors von dem Lehrstuhl durchzusetzen, eine Gewaltmaßregel gegen das von vorn herein angepriesene und angefeindete Buch erwirken würden. Wahrscheinlich wäre dieses der Fall gewesen, wenn nicht gerade in demselben Augenblicke, als das „Leben Jesu" erscheinen sollte, das Unterrichtsministerium aus den Händen des Herrn Roulland in die Hände des Herrn Duruy übergegangen wäre, der von jeher liberale Neigungen gezeigt hat. Dieser nahm sich des Verfassers und des Werkes an.

Das Buch erschien also im Juni dieses Jahres, und der Erfolg desselben übersteigt die kühnsten Erwartungen der Freunde des Verfassers, die ärgsten Befürchtungen seiner Gegner. Der letzte Roman von Victor Hugo: „Les Misérables" fand in so kurzer Zeit keine so große Verbreitung, wie das ernste Werk. An 50,000 Exemplaren sind bereits abgesetzt. Nichts natürlicher, als daß dieses Glück der ketzerischen Schrift die Wuth der Frommen erregt

und daß ein Kreuzzug gegen dasselbe sowohl, als gegen den Verfasser gepredigt und, soweit es die durch weltliche Gesetze beschränkten Mittel der Klerisei gestatten, ausgeführt wurde. Die Verfolgung dauert noch. Wem von den Gläubigen eine Waffe zur Verfügung stand, der schwang sie gegen den Gelehrten und sein Buch. Geistliche und Laien wetteiferten im Haß und in der Anfeindung. Prälaten sprachen in Hirtenbriefen Verwünschungen gegen den Meister und sein Werk. Sie bedienten sich einer Form, welche an die finsteren Zeiten des Mittelalters erinnert, da ihre Worte bestimmt waren, Scheiterhaufen anzuzünden, um Ketzer zu verbrennen.

Der Bischof von Marseille z. B. erklärte in einem Hirtenbrief, daß Herr Renan „strafbarer sei, denn Robespierre, daß sein verabscheuungswürdiges Werk zu nichts weiter diene, als die Bevölkerung der Galeeren zu vermehren," und da jede Heiligenentweihung Büßungen erforderlich macht, schreibt der ehrwürdige Bischof Bußübungen, Almosengebete vor und verordnet besonders, daß man zur Genugthuung für allen Schimpf, der unserem Herrn Jesus Christus angethan wurde, jeden Freitag um drei Uhr Nachmittags in sämmtlichen Kirchen seines Sprengels während drei Minuten die Sterbeglocke läute. In diesem Moment werden Geistliche und Gläubige drei Mal dieses Gebet wiederholen: „Göttliches Herz Jesu, so unwürdig beschimpft, ich bitte Dich um Verzeihung, ich bete Dich an, ich liebe Dich." Vor zwei Jahrhunderten hätte es nicht so viel gebraucht, um Herrn Renan dem Scheiterhaufen zu überliefern, jetzt wird er blos dem Haß und dem Abscheu seiner Mitbürger empfohlen. Der zweite Band des „Leben Jesu" kann, wie mir der Verfasser mitgetheilt

hat, nicht vor zwei Jahren erscheinen. Die Vorbereitungsarbeiten nehmen so viel Zeit in Anspruch.

Victor Cousin.

März 1867.

Zu Königsberg in Preußen lebte und lehrte das vorige Jahrhundert ein deutscher Philosoph, Namens Immanuel Kant. Sein Lebenlang war er aus der Universitätsstadt nicht über sieben Meilen weit herausgekommen. Er hatte somit nur sehr wenig, so viel wie nichts, von der Welt gesehen, und ob er sich gleich mit den größten Fragen, die den Menschen interessiren, beschäftigte, blieb er allem gesellschaftlichen Treiben ferne. Weder dachte er an Vermehrung seiner materiellen Güter, noch an seinen Ruhm. So sehr war er in seine Studien und Speculationen vertieft, daß es ihm nicht einmal einfiel, sich einer Frau zu nähern, daß ihm wie Newton die Freuden der Liebe gänzlich unbekannt geblieben. Weiter kann man das Märtyrerthum der Wissenschaft wohl nicht treiben.

Während aber der Professor bescheiden in seine Studirstube sich einschloß, ging seine Lehre weit umher im Lande, da ein Dunkel aufhellend, dort die Macht eines Vorurtheils erschütternd, überall dem Forschen und Wissen weitere Kreise öffnend. Hätte die Weltweisheit der deutschen Polizei sich etwas von der Tragweite der ausgestreuten Betrachtungen träumen lassen, die sorg-

same Sicherheitswächterin hätte den Königsberger Lichtsucher ohne Zweifel auf irgend einem Hohenasperg dafür büßen lassen, daß er es freventlich unternahm, ohne amtliche Befugniß den menschlichen Gedanken dem Glück der vielgewohnten, alt überlieferten Geleise zu entreißen. In der That, der Philosoph Kant mit seinen verwegenen Abstractionen war weit gefährlicher als Schubart gewesen mit seinem Prophetenzorn. Und hätte der Königsberger nichts weiter verbrochen, als daß er dem Poeten Friedrich Schiller Umsturz-Ideen eingegeben, er hätte die ganze Strenge der damaligen Höfe und Schranzen verdient. Es ist doch gewiß nicht recht, daß man aus bloßer Liebe zu philosophischen Abhandlungen ehrliche Leute in dem ruhigen Genuß kostbarer Begünstigungen stört. Und unklug ist es auch, daß Einer zum Lamm gegen den Wolf hält. Kant hat sich eben so unklug als rücksichtslos benommen. Zum Glück haben die schwelgenden Herren den Sinn seiner Schriften nicht verstanden — und in dem Tumult ihrer Orgien haben sie die großen Verkündigungen überhört. Außerdem lebte der Philosoph in seinem Winkel so zurückgezogen, so unbemerkt. Wie er gelebt, so starb er, still, unbescholten, anspruchslos, ohne Furcht und ohne Tadel, ein Ritter Bayard auf dem Felde der Wissenschaft, selbst der Verläumdung unzugänglich.

Zu Paris in Frankreich lebte noch vor wenigen Wochen ein französischer Philosoph, er hieß Victor Cousin; er hat die höchsten Stellen bekleidet, die fürstliche Huld einem Günstling verleihen kann; er hat die klingendsten Titel besessen, die eine dankbare Gesellschaft dem Verdienste zuerkennen mag. Er war Akademiker, Officier

der Ehrenlegion, Staatsrath, seinerzeit Mitglied des königlichen Unterrichtsrathes, Professor an der Sorbonne, Director der Normalschule, Pair von Frankreich und — das Höchste, wonach zügelloser Ehrgeiz jagt: er war Minister.

Wie er frei gesteht, fühlte der Professor das Bedürfniß, sich geltend, viel von sich sprechen zu machen; er wußte sich mit Feinheit und Eleganz zu benehmen und in Gesellschaft zu bewegen, zählte zu den elegantesten Salon-Plauderern der glänzenden Weltstadt; er liebte schöne Frauen, das bunte Treiben der Welt und sogar die Freuden der Tafel. Den vielen Einladungen folgend, die ihm sein Ansehen einbrachte, saß er täglich an reich besetzten Tischen. Gekochte Pflaumen waren sein Lieblingsnachtisch, und er wurde mit dem Gericht überall bewirthet, denn man studirte den Geschmack seines Gaumens, um durch die rechten Schüsseln seinen Beifall zu erwerben.

Ein deutscher Gelehrter kann sich wohl kaum einen Begriff von dem Fleiß und der Sorgfalt machen, die der französische Philosoph auf Verbreitung seines Rufes, auf Verherrlichung seines Namens wendete. Ich glaube wahrhaftig, er hätte Timothée Trimm für ein Lob im Petit Journal umarmt, und Herr Trimm ist physisch fast eben so unappetitlich wie moralisch. Wenn Herrn Cousin Jemand von einem Artikel sprach, der über ihn erschien, war die erste, die angelegentlichste Frage des Philosophen nicht etwa, ob er mit Sachkenntniß, mit Geist, mit Talent geschrieben sei, sondern ob in demselben sein Name häufig vorkomme; mit naiver Offenheit pflegte er zu sagen, daß es ihm angenehm sei, in der

Welt Geräusch zu verursachen, die Menge zu überraschen und zu fesseln.

Niemand, selbst nicht der Böswilligste, wird Herrn Cousin glänzende Anlagen, eine leichte Fassungsgabe, Gedächtniß, einen hohen Grad von Verstand absprechen. Er zählte kaum 23 Jahre, als er bereits Philosophie öffentlich vortrug; er war aber ein ebenso ungründlicher Kopf, als ein unsicherer Charakter. Das Denken und Trachten, das Sprechen und Bekennen des Herrn Cousin waren stets von Umständen beherrscht. Er war ein Gelegenheits-Philosoph mit Gelegenheits-Grundsätzen, oder besser gesagt, gar kein Philosoph und ohne Grundsätze. Nicht sehr gewissenhaft, bediente er sich in seinen Vorträgen der Systeme und Hypothesen, die Kant, Fichte, Hegel und Schelling aufgestellt, und freute er sich der überraschenden Wirkung, die er auf das gebildete Frankreich durch die kühnen Sätze hervorbrachte, ohne daß es ihm auch nur eingefallen wäre, die Autorschaft der Lehre abzulehnen und zu gestehen, daß die prächtigen Federn nicht auf seinem Leibe gewachsen sind. Die Unwissenheit seiner Nation begünstigte den Diebstahl.

Zweimal ging der berühmte Professor nach Deutschland, um sich da Waare zu holen, die er als sein eigenes Fabrikat mit großem Nutzen an den Mann brachte. Man darf sich aber nicht etwa vorstellen, daß Victor Cousin die Philosophie eines Kant, eines Hegel, wie sie leibt und lebt, seinem Publikum vorzuführen sich vermaß. Der arme Pair von Frankreich, der sich wohl nie behaglich in Berührung mit den Ueberlieferungen und Satzungen fühlte, die er in der jeweiligen Gesellschaft vorfand, erschrak nicht wenig vor den äußersten Conse-

quenzen der schrankenlosen Titanenarbeit. Er wollte den Olymp um jeden Preis gesichert wissen; er hatte zur Noth einen Gendarm als Wache vor den Göttersitz gestellt. Wäre er sonst wohl werth gewesen, Minister zu sein? Zum Zeichen seiner Unschuld und Frömmigkeit, und um seine Landsleute nicht von sich abzuwenden, setzte er auf den Bau der deutschen Philosophen wie das päpstliche Rom in das Colosseum ein Kreuz, damit gute Christen sich an demselben erfreuen.

Die Religion im Allgemeinen und die christliche Religion insbesondere mit all ihren Satzungen und Vorstellungen haben von der Philosophie des Herrn Cousin nie etwas Unangenehmes erfahren. Im wildesten Anlauf begriffen, bleibt sie vor einer Zeile der Heiligen Schrift wie vor einer unübersetzbaren Barrière stehen. Nach der Ansicht des Herrn Cousin können Religion und Philosophie wie Wolf und Lamm in dem von Poeten gepriesenen Zeitalter sehr gut neben einander bestehen, sich mit einander vertragen, ja neben einander sich entwickeln, wachsen und gedeihen. Der würdige Lehrmann will eine von ihm in Ausführung gebrachte Regierungsmaßregel zum Princip erheben, um nicht in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen. Er will aus der Meinung des Unterrichtsministers, der er selber ist, eine ewige Wahrheit machen. Ein kindisches Beginnen, das von vornherein zur Erfolglosigkeit verurtheilt ist, und das zu den anderen Ausgeburten der praktischen Schlauheit gehört, die sich so siegreich anstellt und die am Ende keinen Hund aus dem Ofen lockt.

Nicht also, weil er gläubig, weil er ein Christ ist, will Cousin, daß die Religion materiell geschützt, unan-

getastet neben der Philosophie bestehe, sondern als Staatsmann hält er es für nothwendig, daß die Religion als ein treffliches Werkzeug der Herrschaft geschont werde. Und er tischt nach so Vielen vor ihm die alte Theorie von der politischen Nützlichkeit der Religion in einer ebenso flachen als drolligen Weise noch einmal auf, indem er sagt:

„Die Philosophie wäre unsinnig und verbrecherisch, wenn sie die Religion zerstören wollte, denn sie kann nicht hoffen, dieselbe bei den Massen zu ersetzen, welche den Vorträgen über Metaphysik eben nicht folgen können. Andererseits kann die Religion nicht die Philosophie zerstören, denn die Philosophie vertritt das heilige Recht und das unüberwindliche Bedürfniß der menschlichen Vernunft, sich von allen Dingen Rechenschaft zu geben."

Kaum ist es möglich, mehr Widersprüche, mehr Unhaltbares in so wenigen Sätzen vorzubringen, und wahrlich, diese Auseinandersetzung, welche sich so salbungsvoll breit macht, reicht vollkommen hin, die logische Unzulänglichkeit des Professors darzuthun.

Die Philosophie hat keine andere Aufgabe, als die Wahrheit zu suchen und zu schützen, sie überall zu suchen und zu schützen, wie der Ritter die Unschuld und die Schwäche. Bei Erfüllung ihres Berufes hat sie häufig mit allerhand Riesen und Ungeheuern, mit Irrthum, Lüge und Trug harten Strauß zu bestehen. Sie kann und darf aber keine Verschanzung als unangreifbar gelten lassen; es darf keine Umgrenzung geben, die den Feind vor ihrer Verfolgung sicherstellt, sonst verfehlt sie ihre Sendung. Indem Herr Cousin

der Philosophie eine Grenze steckt und ihr zuruft: Bis hieher und nicht weiter! bringt er sie um ihr Wesen, um ihre Seele: die Unabhängigkeit; indem er ihr seine Rücksicht aufzwingt, macht er aus der freien Herrin eine Dienerin und unterschreibt den mittelalterlichen Satz: Philosophia ancilla theologiae — die Philosophie ist nichts weiter als die Magd der Theologie, d. h. sie hat kein Recht zu sein.

Einerseits versichert Herr Cousin, daß die menschliche Vernunft das heilige Recht und das unüberwindliche Bedürfniß habe, sich von allen Dingen Rechenschaft zu geben, und andererseits will er, daß die menschliche Vernunft gerade dem Wichtigsten, dem Entscheidendsten gegenüber auf ihr „heilig Recht" verzichte. Ueberhaupt sehen Seine Excellenz der Herr Professor die Philosophie als einen gut dressirten Gaul an, den man nach Gutdünken zügelt und spornt, dahin führt und von dort zurückhält. Die hervorragenderen Zöglinge des Herrn Professors haben sich freilich also leiten lassen, allein die Philosophie ist ebensowenig die Schülerin als die Lehrerin des Herrn Cousin. Längst gerichtet ist die altdiplomatische Weisheit, die es will, daß man den Massen einen Popanz schaffe und erhalte, durch den man sie zähmt, daß aber die ausgezeichneten Leute des Privilegiums der Erkenntniß genießen. Oeffentlich beten sie an, doch unter sich lachen sie, die schlauen Herren, wie die römischen Auguren. O, im vertrauten Kreise sprach Herr Victor ganz anders über das Recht des Denkens, da machte er die Magd zur Gebieterin. Bezeichnenderes für die Anschauungen und den Werth des Mannes kann es wohl kaum geben, als diese Doppelreligion zum gewöhnlichen und

zum besonderen Gebrauch. Noch einen anderen Zug wollen wir bei dieser Gelegenheit anführen, der nicht weniger als die erwähnte Doppelzüngigkeit den berühmten Professor kennzeichnet. Als er von seiner zweiten Reise nach Deutschland zurückgekehrt war, zeigte er sich ganz ergriffen von der dort heimisch gewordenen Natur-Philosophie, die er auch seinen Landsleuten auseinandersetzte. Er fügte die Erklärung hinzu: „Dieses System ist das wahre!" (Ce système est le vrai!) Doch siehe da, bei den späteren Ausgaben ist der bestimmte Satz verschwunden; der Professor hat ihn weggestrichen.

Fehlt es dem Charakter unseres Philosophen an Stärke, seinem Herzen an Muth, seiner Seele an Größe, so fehlt es seinem Kopfe nicht minder an Schärfe des Denkens, an streng logischem Verstand. Ein einziges Beispiel wird wohl hinreichen, das harte Urtheil zu begründen. Herr Cousin folgert also: „Ich setze voraus," sagt er, „daß ein bewaffneter und starker Mann (der Socialismus unter der Republik) sich auf einen anderen stürzt, der schwach und entwaffnet ist (die Partei der Ordnung zur selben Zeit), daß er ihn mißhandelt und ihn tödtet, um ihm die Börse zu rauben. Diese Handlung betrifft euch in keiner Weise, dennoch erfüllt sie euch mit Unwillen und Entsetzen. Ihr urtheilt, daß sie schlecht ist und daß sie nicht hätte geschehen sollen, folglich haben wir die natürliche Idee vom Guten und Bösen."

„Und die zehn Gebote," möchte man dem Professor der Philosophie zurufen, „mit denen wir aufgewachsen sind; das Gesetzbuch, dem wir überall begegnen; dann das Bedürfniß der gesellschaftlichen Sicherheit, das Jeder

fühlt, und überhaupt unsere ganze Erziehung, durch die wir mit Abscheu vor dem Mord erfüllt werden — haben all diese Elemente keinen Einfluß auf unser Urtheil, auf unsere Gefühlsweise?“ Nein, der Fall beweist durchaus nicht, daß unser Unwillen ein angeborner sei.

Offenbar hat der französische Philosoph den Satz von Kant: „Im Menschen ist a priori oder vor aller Erfahrung das reine Sittengesetz oder der kategorische Imperativ“ falsch gedeutet, falsch angewendet, was ihm überhaupt bei Aufstellung der angebornen Unterscheidung begegnet ist.

Das Verdienst unseres Professors besteht darin, daß er philosophische Begriffe, die er allenthalben vorgefunden, dem schlichtesten Verstande klar, dem Laien zugänglich gemacht; die unbestimmte, undeutliche Form widerstrebt dem französischen Geiste, und Herr Cousin ist durch und durch Franzose. Wie er Plato aus dem Griechischen ins Französische übertragen, hat er auch die Lehrsätze und Beweisführungen der deutschen Philosophen, so weit sie ihm eben selber verständlich gewesen, aus dem wissenschaftlichen Dialekt in eine Allen faßliche Sprache übertragen. Er ist, was seine Landsleute einen „Vulgarisateur“ nennen, und zwar der ausgezeichnetsten Art. Und wenn Hegel sich rühmte, daß er von Niemandem verstanden worden, so darf Cousin, der freilich kein Hegel ist, von sich rühmen, daß ihn Jeder leicht begriffen hat und begreift, der sich nur die Mühe nahm, ihn zu lesen.

Selbst erforscht, selbst gefunden hat Victor nie eine Wahrheit! Er kannte seine Ohnmacht wie seine Fähigkeit. Mit einer wahrhaft rührenden Naivetät schrieb er

an den schwäbischen Philosophen zu Berlin: Mon cher Hegel, envoyez nous des idées, nous les ferons briller ici! und mit dieser kindlichen Bitte bezeichnet er den Platz, der ihm gebührt.

Unter der Restauration war Cousin ein leidenschaftlicher Anhänger der Charte, die er für das letzte Wort der Freiheit ausgab, und in den Hundert Tagen trat er in ein Freiwilligencorps, um gegen den Bonapartismus zu kämpfen. Folgend indessen dem Strome der öffentlichen Meinung, schloß er sich der Opposition an, wurde seines Lehramtes entsetzt, doch von dem Ministerium Martignac demselben wieder zurückgegeben. Um diese Zeit (1827) erlangten seine Vorträge an der Sorbonne, wie die der Herren Guizot und Villemain, beispiellose Erfolge, die aber noch mehr der entzündlichen Stimmung des Moments, als der großen Begabung der Professoren zugeschrieben werden müssen.

Die Bewegung von 1830 fand den Philosophen äußerst spröde. Trotz aller Aufforderungen von Seiten seiner politischen Freunde, hielt er sich dem Kampfe der drei Tage fern; doch verschmähte er die glänzenden Auszeichnungen nicht, mit denen ihn die Juli-Herrschaft überhäufte. Mit der Republik von 1848 vertrug sich Herr Cousin im Anfange ganz gut. Er schrieb eine denkwürdige Vorrede ganz im republikanischen Sinne zu den Schriften, welche die „Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften" auf Ansuchen Cavaignac's zur Befestigung der Gesellschaft und zur Veredlung des Volkes veröffentlichte.

Am Ende seines Lebens schloß er sich dem Bonapartismus an und machte Reclame für Pater Hyacinthe.

Ludwig Napoleon läßt ihm eine Statue in der Akademie setzen. Ein trauriger Grabstein!

Abbé Liszt als Mensch.

März 1866.

Vorige Woche, als ich Morgens um 10½ Uhr ungefähr die Straße Rue Jean Jaques Rousseau entlang ging, nach welcher meine laufenden Berufsgeschäfte mich täglich führen, stand der Abbé Liszt in dem Anzug seines geistlichen Ranges unversehens vor mir. Er trat aus dem Postgebäude, wo er sich Briefe geholt hatte. Obgleich wir seit dem Jahre 1850 einander nicht begegnet sind und, wie man sich leicht vorstellen kann, der Zeitraum von 16 Jahren, verstärkt durch die neue Tracht, die Erscheinung des Musikers bedeutend umgewandelt hat, erkannte ich ihn dennoch auf den ersten Blick. Grüßend hielt ich ihn an: er stutzte ein wenig, wir reichten einander die Hände. Erstaunt, wie im Kampfe mit einem wunderlichen Traum, blickte ich dem berühmten Manne ins Angesicht: ich habe ihn in so ganz anderen Verhältnissen, anders geartet, anders bestrebt, fast möchte ich sagen, unter einem anderen Stern gesehen und gekannt. Franz Liszt in dem Kleide der Weltentsagung, der dreifachen Verzichtleistung: auf den eigenen Willen, auf Liebe und Reichthum, die drei großen Impulse des gesellschaftlichen Lebens, die drei Hebel irdischen Glückes und irdischer Größe! Ich habe von dieser seltsamsten aller Metamorphosen in den Zeitungen gelesen,

überrascht hat mich die Erscheinung also nicht, und dennoch konnte ich des tiefsten, des schmerzlichsten Eindrucks mich nicht erwehren, als die Umwandlung leibhaftig greifbar sich mir darstellte. Karl V. in der Abgeschiedenheit von San Justo und das düstere Bild des Kaisers zu Pferde, von Tizian, in der Galerie zu Madrid, kamen mir in den Sinn. Liszt war auch ein Fürst, und in seinem Reiche auch ging die Sonne nicht unter. Die abgedroschenen Sätze von der Hinfälligkeit alles Menschlichen umschwirrten mich, und hätte ich nur die geringste Anlage zur Melancholie, ich glaube wahrlich, ich wäre von dieser moralischen Unverdaulichkeit heimgesucht worden und hätte selbst meine Seele in ein Kloster geschickt, wo man nur betet und büßt und nichts weiter treibt. Zum Glück aber bin ich nicht im Geringsten zur Schwarzseherei geneigt. Als ich, den Abbé verlassend, meines Weges weiter ging, begegnete ich einem jungen Mädchen, das Märzveilchen feilbot, und ich dachte an Frühling, Jugend und Liebe, die nie aufhören und nie aufhören werden, weltdurchwandernde Apostel, Wahrheit und echte Weisheit mit Erfolg zu predigen. Ich lächelte über meine Ergriffenheit, die ich mit einigen Toasten auf schöne Augen und rothe Lippen, auf Kraft und Selbstständigkeit des Geistes, auf das Leben und all die reichen Güter desselben, in einem Nu von mir schüttelte.

Zum erstenmal habe ich Liszt in der vormärzlichen „Concordia" zu Wien kennen gelernt — es mag wohl 1845 oder 1846 gewesen sein. Bauernfeld stellte mich, ohne daß ich ihn darum ersucht hätte, mit der ihm eigenen Einfachheit und Liebenswürdigkeit dem ersten aller Clavierspieler vor. Liszt stand damals im Vollglanze seines

Ruhmes. Alle Herrlichkeit dieser sündigen Erde lagen zu seinen Füßen, und er schien gar nicht übel Geschmack an diesen Gütern zu finden. Mehr als sieben Städte, Hunderte von Frauen stritten sich um seinen Besitz. Man erzählte, daß ehrbare Berliner Damen um die Kaffeereste, welche in der Untertasse des Künstlers zurückgeblieben waren, förmlich gerauft und verzückt diesen Abfluß verschlungen haben. Doch wer mag all die Huldigungen, welche dem glücklichsten aller Clavierspieler zu Theil geworden, wer all die Triumphe aufzählen, die der ewige Sieger gefeiert!

Er war eben mehr als ein Clavierspieler, mehr als ein Künstler; denn er blieb noch abseits von seinem Instrumente eine Persönlichkeit voll Anmuth und Selbstgefühl, voll Zartheit und Kraft, von feinem Tact und vielseitiger Bildung. Seine Lobredner haben vielfach auf die anziehende Liebenswürdigkeit des Mannes, auf den Schwung und die fortreißende Genialität des Künstlers hingewiesen, um dessen Erfolge zu erklären und zu begründen, aber das, was ihn recht eigentlich vor seinen Kunstgenossen ausgezeichnet, haben sie hervorzuheben vergessen. Der große Virtuose ist das Kind der Pariser Gesellschaft, wie sie sich aus den mannichfachen Stürmen und zuletzt aus dem Siege der Juli-Erhebung heraus entwickelt hat; er gehört ganz dem Geschlechte an, das unerschrocken, rastlos, aller Schranken spottend, auf geistigem Gebiete nach allen Richtungen hin voranstürmte und sich vermaß, das Undurchdringliche zu durchdringen, das Unerreichbare zu erreichen, das Unerforschliche zu erforschen. Er lebte inmitten dieser wilden geistigen Gährung, inmitten dieser rücksichtslosen Arbeit, die man, insoferne sie die Kunst an-

geht, etwas willkürlich mit dem Ausdruck „romantisch“ bezeichnet, die man richtiger „maßlos“ nennen könnte. Es hat sich um jene Zeit in dem glühenden Mittelpunkt des französischen Lebens eine Bürger-Aristokratie, eine Art geistiger Oligarchie gebildet, die nach dem Sturze der älteren Bourbonen regierte. Liszt gehörte zu dieser Aristokratie und nahm mehr oder weniger unmittelbar Theil an all den politischen, philosophischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Reibungen und Anstrengungen, die auf allen Gebieten menschlichen Strebens sich kundgaben. Derselbe Zusammenhang, wie in allen Aristokratien, bestand unter den tonangebenden Notabilitäten dieser Epoche, und Liszt kam in mehr oder weniger nahen Verkehr mit den hervorragendsten Persönlichkeiten aller Fächer, mit Thiers und Lamartine, mit George Sand und Crémieux, mit Delaroche, Odilon-Barrot, Lamennais &c.; er theilte die Begriffe und die Anschauungen, das Selbstbewußtsein und den Stolz, kurz die Vorzüge und Fehler dieser mächtigen Gesellschaft.

König Ludwig Philipp sollte eines Tages eine Clavierausstellung, welche Erard veranstaltete, besuchen, und der berühmte Fabrikant ersuchte den gefeierten Liszt, den Ton der Claviere vor dem Fürsten zu erproben. Der Künstler ließ sich zu dem Dienst bereit finden. Auf einer angebrachten Estrade saß er denn vor einem der aufgestellten Instrumente und schlug die verschiedenartigsten Accorde an, nachdem der König mit seinem Gefolge eingetroffen war. Auf die Estrade emporsteigend, näherte sich der Fürst dem Künstler, den er, als er noch Herzog von Orleans war und das Palais Royal bewohnte, als ganz jungen Mann öfters bei sich gesehen hatte, und als dieser

nach einigen Ton-Evolutionen ruhte, sagte ihm der Herrscher: „Sie haben sich verändert, seitdem ich Sie nicht gesehen habe. Sie waren früher so niedlich“ (gentil.) — „Sire, gar viele Dinge und Personen haben sich seither geändert,“ erwiderte Liszt. Der Bürgerkönig biß sich in die Lippen und kehrte dem Musiker den Rücken. Er hat ihm die kecke Antwort lange nicht verziehen und zu wiederholtenmalen nachher dessen Namen von der Liste der für den Orden der Ehrenlegion Vorgeschlagenen gestrichen. Zuletzt freilich wurde der milde Herrscher durch Verwendungen aller Art versöhnt und gewährte dem hochfahrenden Virtuosen die heißbegehrte, vielgesuchte Auszeichnung.

Nun darf nicht außer Acht gelassen werden, daß der Glanz der Halbgötter-Genossenschaft, wie sie auf dem Pariser Olymp um jene Zeit bestand, weithin drang durch die Welt, und selbst solchen Kreisen imponirte, welche die traditionswidrige Erhöhung als ein Verbrechen an heiligen Lehrsätzen, als ein Auflehnen gegen göttliche Einsetzungen zurückwiesen und unbarmherzig verwarfen.

Wie wüthend sie auch sein mochten, die Herren mit der überkommenen Größe, mit ihren mystischen Pergamenten, mit ihren Begriffen von der Rechtlosigkeit des Gedankens — sie konnten sich doch geheimer Bewunderung nicht erwehren für all' den Kraftaufwand, für all' die Schöpfungsfähigkeit, für all' die Unbändigkeit des Ringens nach ungekannter Vollendung, für all' diese kühnen Unternehmungen und durchgeführten Werke. Die Vertreter der europäischen Feudalität zogen nach Paris, der Stadt des Entsetzens, von der das Unheil des Jahr-

hunderts, alle Verwirrung altehrwürdiger Gedanken und Begriffe ausgegangen; sie wanderten nach Paris, wo Alles ihnen widerstreben mußte, um sich da an Staatseinrichtungen, wie an Rede, Ton und Bild, die alle das Gepräge des modernen Frevels an sich tragen, zu ergötzen. Sie fanden da Zerstreuungen und Aufregungen aller Art und konnten sich von der Langweiligkeit der Litaneien in ihren Kreisen erholen.

Die Gewohnheit der großen gebietenden Welt, der fortdauernde Zusammenhang mit derselben, die genaue Kenntniß ihrer Interessen, machten aus Liszt eine interessante Gestalt, die durch hervorragende Geistesgaben und durch sein unvergleichliches musikalisches Talent noch gewinnender, anziehender wurde. Im Vertrauen auf seinen Werth stellte er jedem Kreise die Gleichheit als Bedingung seines Umganges; er durfte diese Bedingung stellen, und sie wurde überall angenommen. Wohl keinen zweiten Künstler weist die Neuzeit auf, der sich so viel herausnahm wie der Glückliche, und dem aristokratischer Uebermuth und Selbstüberhebung so viel nachgesehen hätten wie ihm.

Die zurückweisende Antwort, welche er der Fürstin Metternich auf eine wegwerfende Frage zur Zeit ertheilte, als der Fürst in Oesterreich allmächtig war, zeigt besser als jede Auseinandersetzung die Erziehung und den Charakter des Virtuosen; aus den Folgen dieser Vermessenheit ist ersichtlich, wie viel dem Günstlinge des Schicksals von der unduldsamsten Classe zugestanden wurde. Liszt hatte Concerte in einigen Städten von Ober-Italien gegeben und kam nach Wien. Der Fürstin Metternich empfohlen, ging er, sich derselben vorzustellen, und

wurde empfangen, obgleich eine Dame zum Besuche im Salon sich befand. Auf eine Einladung nahm er Platz, und nachdem er eine Weile dagesessen und die Hausfrau sich mit der Dame unterhalten hatte, ohne auf ihn zu achten, wendete sie sich endlich an ihn mit den Worten: „Haben Sie gute Geschäfte in Italien gemacht?“

„Ich mache Musik und keine Geschäfte, Fürstin!“ entgegnete der Künstler trocken, und das Zwiegespräch hatte ein Ende. Die Fürstin setzte die Unterhaltung mit der Dame fort, ohne sich weiter um die Gegenwart des berühmten Virtuosen zu kümmern. Liszt blieb einige Minuten sitzen, dann erhob er sich, grüßte und ging. In seinem Concerte, welches wenige Tage darauf stattgefunden, fand der Minister Metternich sich ein, ging auf den Künstler zu, reichte ihm freundlich die Hand, drückte sein Bedauern darüber aus, daß er bei dessen Besuch von Geschäften in Anspruch genommen war, und bat mit einem feinen Lächeln, seiner Gemahlin eine Flüchtigkeit der Sprache zugute zu halten. „Sie wissen doch, wie Frauen sind,“ setzte er hinzu. Der Staatsmann und der Künstler schieden aufs einmüthigste.

Zu Wien bin ich Liszt nicht näher gekommen. Er war mit seinen Erfolgen und Triumphen und mit dem Schwarm beschäftigt, der um seine Herrlichkeit sich drängte, und ich — hatte Besseres zu thun, als mit dem Troß von Verehrern an der Thür des gefeierten Mannes Queue zu machen. Eine unheilvolle Fügung indeß sollte mich in eine engere Verbindung mit dem Künstler, mich in die Lage bringen, sein eigentliches Wesen kennen zu lernen. Landesflüchtig in Folge der Ereignisse von 1848,

wurde ich durch eine Verkettung von Umständen, die ich hier übergehe, nach Jena versprengt, und Professor O. L. B. Wolf, durch sein Improvisationstalent und durch den „poetischen Hausschatz" in weiteren Kreisen bekannt, führte mich bei Liszt ein, der, nachdem er dem Wanderleben des fahrenden Künstlers entsagt, in Weimar als Capellmeister am großherzoglichen Theater wirkte. Mehr als Professor Wolf empfahl mich dem hochsinnigen Musiker mein Mißgeschick. Mit Zuvorkommenheit und Wohlwollen nahm er mich auf, und es entstanden freundliche, mir höchst angenehme Beziehungen zwischen uns.

Als ich einige Monate darauf, mit Zwangspaß aus Leipzig gewiesen, mich nach einem Fleckchen in Deutschland umsah, wo ich unangefochten meinen Arbeiten und Erinnerungen leben und einen anregenden Verkehr finden könnte, mußte mir nothwendig Weimar einfallen. Dahin steuerte ich denn auch, anstatt, wie es mir mein Paß vorschrieb, in mein Verderben zu rennen. Durch acht Monate sah und hörte ich Liszt fast täglich; ich war so glücklich, auf der Altenburg empfangen zu werden, wo er und die hochgestellte Dame, die auf das Leben des Künstlers einen so entscheidenden Einfluß geübt, einen geistigen und künstlerischen Verkehr herstellten, der zart, anmuthig und voll Reiz, mir zum Troste und zur Befriedigung gereichte. Nichts vom Gemeinen „das uns Alle bändigt" drang in die poetische Atmosphäre dieses Wohnsitzes; nichts von den Erbärmlichkeiten, an denen die Verhältnisse der kleinen Residenzen so reich, ließ sich da wahrnehmen. Kein Buch von einiger Bedeutung erschien, das nicht auf der Altenburg gelesen und besprochen worden wäre; keine künstlerische Leistung kam zu Tage,

die nicht in diesem gebildeten Kreise ihre Würdigung gefunden hätte. Politische Fragen wurden mit aller Freiheit erörtert; jede Meinung erfuhr eine gefällige Duldsamkeit. Anders jedoch war es mit religiösen Angelegenheiten. Diese blieben durch die Vorsorge des Hausherrn von jeder Verhandlung ausgeschlossen, damit das fromme Gefühl der obengedachten Dame nicht verletzt werde, die offen, trotz ihrer philosophischen Bildung, zu streng kirchlichen Ueberzeugungen sich bekannte.

Ganz im Gegensatze zu der allgemeinen Regel mußte ich an Liszt die Zartheit des Herzens, die Schonung und Milde des Geistes, die sorgfältige Rücksicht für alle verzeihliche Schwäche, für alle Verwundbarkeit, die Geradheit des Charakters und seinen Hochsinn desto mehr bewundern, je vertrauter ich mit seiner eigentlichen Natur, mit seinem inneren Wesen wurde. Von Liszt möchte ich sagen, daß er eher seinem Kammerdiener als dem Fernstehenden bedeutend erscheint.

Als der umsichgreifende Sieg des politischen Unterdrückungssystems mich aus der letzten Zuflucht auf deutschem Boden hinaustrieb und ich mich zur Auswanderung nach Frankreich entschloß, war Liszt der Einzige, der mir mit Empfehlungsbriefen an wichtige Persönlichkeiten in Paris zu Hilfe kam. Auch noch später, da ich mit den schwierigen Verhältnissen der Fremde zu kämpfen hatte, leistete er mir einen Vorschub, von welchem keine Zeitung berichtete, und der also nicht, wie so vieles Andere an ihm, mißdeutet werden kann.

„Wenn Sie Liszt genau zu kennen glauben," fragt vielleicht der eine oder der andere Leser dieser flüchtigen Schilderung, „wie erklären Sie die Umwandlung des

denkenden, unabhängigen Mannes in einen Abbé, wie erklären Sie diesen Verfall einer Natur, die Sie bedeutend nennen?"

Offen gestehe ich, daß diese Frage mich in Verlegenheit bringt. Denn aus dieser Umwandlung weiß ich in der That nichts zu machen, ich weiß mit derselben nichts anzufangen. Da ich nicht Gelegenheit hatte, die Prozesse zu beobachten, die der Geist des Künstlers seit sechszehn Jahren durchgemacht — wie vermöchte ich anzugeben, durch welche Mittel, durch welche Unterstützung der Mysticismus über die Gedankenklarheit den Sieg davongetragen, auf welche Weise es geschah, daß sich Fledermäuse in dem hellen Kopfe eingenistet. Als entschiedene Ungerechtigkeit aber muß ich die vielfach ausgesprochene Behauptung bezeichnen, daß Liszt in den geistlichen Stand getreten, um seinem Bedürfniß, von sich reden zu machen, Genüge zu leisten.

Liszt ist im Besitz hinreichender Mittel, dieses Ziel auf eine viel einfachere Weise zu erreichen, und hätte nicht nöthig, sich noch hinter Alcibiades zurückzustellen. Wenn es Liszt gar so sehr um's Geräuscherregen zu thun wäre, hätte er sich wohl schwerlich inmitten der glänzendsten Laufbahn unterbrochen, um sich in einer kleinen Residenz von 10,000 Einwohnern zu begraben. Außerdem hat Liszt so viel Verstand, daß er im Voraus wissen konnte, wie wenig die Zeit, in welcher wir leben, seinem Unternehmen günstig sei. Und was ihm jetzt hier z. B. an Hohn und Bitterkeit aller Art, von allen Seiten, von großen und kleinen Journalen credenzt wird, deß mußte er sich wohl versehen. War es ihm lediglich um eine wirksame Reclame zu thun, er hätte sich eine solche wahrlich wohlfeiler verschaffen können, als um den Preis all seiner Popularität.

Niemand kann diesen Schritt Liszt's mehr als wir bedauern; allein wir möchten verhindern, daß man denselben durch verwerfliche Beweggründe, die ihm untergelegt werden, zu einer Nichtswürdigkeit erweitere, daß man aus einer Verirrung eine Versündigung mache. Wir plaidiren gegen erschwerende Umstände.

Rouvière.

November 1865.

Allerseelen, rührendes Fest der Todten, so weit die Christensage klingt; rührender aber als sonst wo in der üppigen Heidenstadt an der Seine, wo sinnliche Lust und sinnlicher Schmerz als die zwei gewaltigsten Mächte die Herrschaft über das Leben theilen. Paris entreißt sich seinen Bacchanalien, dem Taumel des Vergnügens, dem Fanatismus des Erwerbens und Erlangens, um eine stille andächtige Stunde bei den Gräbern zuzubringen. Die Pforten sind zu eng, die Räume der Friedhöfe zu beschränkt, um all die Schaaren durchzulassen und aufzunehmen,

„Die wallend strömen zu dem Todtenfeste."

Wie überall, wo es einen Liebesdienst zu leisten, Kränze zu flechten, Thränen zu weihen und Gebete zu verrichten gilt, sind auch bei diesen frommen Wallfahrten die Frauen als Priesterinnen obenan.

Meiner Gewohnheit gemäß besuchte ich dieses Jahr wieder die Gräber des Père Lachaise; ich folgte dem gewal-

tigen Menschenstrome, der, von Polizeidienern bald vorangelassen, bald zurückgehalten, mälig auf den Gottesacker gelangte. Es gewährt mir stets einige Genugthuung, in dieser verstorbenen Geschichte Frankreichs ein wenig zu lesen. Schon seit Jahren frage ich mich, wie es denn einem Franzosen zu Muthe sein muß, wenn er die steinernen Erinnerungen an eine hingeschwundene Herrlichkeit, und wenn er die Denkmäler sieht, die das Andenken an die Helden des Gedankens und des Wortes, an Casimir Perrier, Royer-Collard, Foy, Manuel 2c. 2c. verewigen? und ob es denn nicht weiser gehandelt wäre von Seite der kaiserlichen Regierung, wenn sie den einen Kirchhof, wo all die Ruhestörer begraben liegen, aus Staatsgründen schlösse, wie sie es seinerzeit mit einigen Salons gethan, wo doch keine so gefährliche Sprache geführt wurde, als dort von den aufrührerischen Steinen geschieht. Wahrhaft Steine des Anstoßes! Die Sache scheint mir einer reiflichen Ueberlegung, einer ernsten Ministerberathung werth. Man denke sich die Gefahr, wenn es wirklich eines Tages den Franzosen einfiele, das Ehemals mit dem Jetzt, Laffitte z. B. mit Herrn Fould zu vergleichen. Ein Schauder befällt mein für Ruhe und Ordnung schwärmendes Gemüth, wenn ich mir die Gefühle vergegenwärtige, die ein solcher Vergleich bei einem erregbaren Franken wachrufen könnte, wie leicht es da wäre, daß ihn an der Stätte des Todes Auferstehungs-Gedanken ergriffen.

Diesmal wie sonst fand ich die meisten Blumen und Kränze auf dem Grabe von Abälard und Heloise, wo glücklich und unglücklich Liebende die holde Opfergabe niederlegen, die Einen, um der „herzbezwingenden" Göttin

für die empfangene Huld zu danken, die Anderen, um die Zürnende, die so namenlos elend machen kann, zu versöhnen.

Wäre ich ein Statistiker von Fach, ich besuchte jeden Tag dieses Grab auf dem Père Lachaise, um nach der Zahl der vorhandenen Liebeszeichen den Gefühlsstand von Paris zu bestimmen.

Aus dem lebhaften Interesse, mit welchem die Wetterangaben der verschiedenen Gegenden von allen Gesellschaftsklassen hingenommen werden, ist wohl gestattet, auf einige Theilnahme für diese moralischen Thermometer-Berichte aus Paris zu schließen. Dieser besondere Zweig der Wissenschaft könnte dann weiter entwickelt, verallgemeint und auf die Ergebnisse dieser neuen Art von Forschung Berechnungen gebaut werden über die Wechselwirkung der Liebe und der politischen Ereignisse, so daß zuletzt die Zahl der Kränze auf dem Grabe von Abälard und Heloise von Bedeutung für die Speculation an den europäischen Börsen und zu telegraphischen Depeschen ausgebeutet würde.

Meine Wanderung führte mich an ein frisches Grab, auf welchem ein schlichtes Kreuz als Denkmal steht, und das sich bescheiden der Aufmerksamkeit der Menge entzieht. „Wem ward so ärmlich Mal gesetzt?“ Auf dem Kreuze ist zu lesen: „Hier ruht Rouvière.“

Vor wenigen Tagen ist er dahingeschieden, dieser unglücklich Strebende.

In seinem Zorn hat ihm die Lebensstunden
Ein finst'rer Gott vergiftet und verflucht;
Was er gesucht, das hat er nicht gefunden,
Was er gefunden, hat er nicht gesucht.

Sein Lebensgang war voll Beschwerde und Trübsal; er hat viel versucht, viel gerungen, viel geirrt und gelitten. Und als sie ihn hinausführten nach der letzten Ruhestätte auf dem schwarzen Wagen, von schwarzen Pferden gezogen, da gaben ihm nur wenige Literaten und Schauspieler das Geleite; an seinem Grabe blieb es stumm, kein Aufruf zur Bewunderung erscholl, kein Wort des Lobes, der Anerkennung gewissenhaft aufgezählter Verdienste ließ sich vernehmen. Unter Schweigen wurde er hinabgesenkt in die enge Klause. Kaum daß die letzte Scholle fiel, war er vergessen.

Rouvière wollte eine Muse umfassen; er wußte nicht, daß so ein Gottweib, wie Brunhilde, den verwegenen Freier zu Boden wirft, der sie nicht zu überwältigen vermag, und daß seine Kraft für so gefährlichen Kampf nicht ausreichte, oder er wußte es und er ging dennoch ins Verderben, weil er nicht anders konnte, und so verzehrte er in vergeblichen Anläufen, in endlosem Ringen seine Mannbarkeit. Nachdem er sich von der Rechtswissenschaft losgesagt, die er getrieben, ergab er sich der Malerei, und zuletzt dann der Schauspielkunst, mit welcher er bis ans Lebensende sich abgemüht, ohne zu einem schlagenden durchgreifenden Erfolg gelangen zu können. Zur Hauptaufgabe hat er sich die Darstellung Shakspearescher Charaktere gemacht; auch war er der Erste, welcher den Parisern „Hamlet" vorführte; allein trotz aller Anstrengungen gelang es ihm nicht, in den Geist des großen Briten einzudringen, noch weniger die Schranke umzubrechen, welche die französische Gefühls- und Denkweise von den unermeßlichen Dichtungen scheidet und zwischen ihnen nimmer aufrecht bleiben wird. Es war eine

wahrhafte Sisyphus-Arbeit, die Rouvière unternommen, und er war nicht einmal mächtig genug, den Stein bis nach dem Gipfel emporzuwälzen. Vor wenigen Jahren versuchte er sich als Othello im Theatre Historique, das Alexander Dumas erbauen lassen und zu Grunde gerichtet, und er machte aus der wunderbaren Gestaltung des Dichters ein Zerrbild, einen Wütherich, der nur Entsetzen, aber kein Mitleid, ja keine Theilnahme zu erregen vermochte; der empörte, statt zu rühren, und dem berüchtigten Ausspruch Voltaire's Recht gab; das Zusammenbrechen der gewaltigen Natur unter der Schlangenumwindung der Eifersucht, das Erkranken und Ermatten der glühenden Seele hat Rouvière nicht herausgefühlt und natürlich nicht wiedergegeben. Nach wenigen Vorstellungen mußte das Meisterwerk von der Bühne verschwinden, und man kann nicht leugnen, daß der Schauspieler zu diesem allgemeinen Widerstreben gegen die „Barbarei" des Mohren das Seinige beigetragen. Für die gewöhnliche Routine eines Dutzend-Comödianten war Rouvière zu ungenügsam, zu hochblickend, und um wie Frédéric Lemaître oder selbst Boccage für das Fremdartige seiner Weise, für Unregelmäßigkeiten einzunehmen, dazu fehlte ihm die überzeugende Begabung, die Vertraulichkeit mit der hohen Gönnerin Natur, welche am Ende Alles auf sich nimmt und Alles verantwortet.

So kam es, daß Rouvière in keiner Theatertruppe eingereiht blieb, und daß er von Bühne zu Bühne irrte, um eben gelegentlich eine passende Verwendung zu finden. Sein Haschen nach selbstständiger Gestaltung, die starrsinnige Liebe zu seinen Eigenheiten und die hingebende Pflege derselben machte ihn zu der laufenden Arbeit der Scene untauglich.

Nur einmal hat er im vollen Maße gezeigt, daß er, auf die rechte Fährte gebracht, Erhebliches, ja Ausgezeichnetes zu leisten vermag, und daß er, um es weit zu bringen, die nöthigen Eigenschaften besaß, wenn er den rechten Weg gefunden hätte. Diese lohnende, vielfach entschädigende, wenn auch kurze Periode seines Lebens verdankt er der Dichterin George Sand, die ihm die Hauptrolle in ihrem herrlichen Drama: „Maître Favilla“ übertrug. Die Meisterin erkannte hinter den mancherlei Uebertreibungen und Verkehrtheiten des dramatischen Darstellers eine ergiebige Fähigkeit, der sich Bedeutendes abgewinnen ließe. Sie hat sich nicht geirrt. Immer lebendig wird in mir der Eindruck bleiben, den die Aufführung des Meisterwerkes auf mich hervorgebracht. Wie wahr, wie ergreifend, wie schön hat Rouvière den Musiker dargestellt, der, seinen Träumen und Liedern, seinen Herzenswallungen aller Art hingegeben, es vergißt, daß er in einer Aufwallung von Schmerz und heiligem Stolz, als sein Freund und Gönner auf dem Todtenbette ihm das schriftliche Vermächtniß eines beträchtlichen Vermögens übergeben, die Urkunde ins Feuer geworfen. Im Besitze der Güter sich wähnend, ward er von Allen für wahnsinnig angesehen. Erst als ihm die finstere Voraussetzung von dem legalen Erben der Hinterlassenschaft entgegengeworfen wird, sammelt er gewaltsam seine Sinne, erinnert sich des Vorfalles und entkräftet die Annahme. Ach wie rührend ist das Alles. Welcher Styl, welche Entwicklung, welche Einheitlichkeit und Zusammengehörigkeit der Theile. Aber ganz folgerichtig: Wo leere Scenen-Sammlungen, wie in „Demi-monde,“ „Montjoie,“ „Démon du jeu,“ und wie sie alle heißen, die Ausgeburten der

dramatischen Speculation, Triumphe feiern, wo für „Les deux soeurs" Lanzen gebrochen werden, da muß „Maître Favilla" nothwendig in Vergessenheit sinken. Es ist bedauerlich, daß man das Stück auf deutschen Bühnen nicht spielt, wie ich glaube, gar nie gespielt hat, obgleich man daselbst doch sonst gegen französische Erzeugnisse nicht gar so spröde ist.

Mit „Maître Favilla" war auch der arme Rouvière sozusagen von der Bühne verschwunden. Nur hie und da tauchte ein vorübergehender Schimmer von ihm auf. Doch die Dichtung hat ihre Zukunft; wenn erst wieder ein besseres Kunststreben über das gemeine Treiben siegt, wenn all die Werke der Bühnengewandtheit, welche jetzt fast ausschließlich sich breitmachen, in Staub gesunken sind, wohin sie gehören, wird „Maître Favilla" aus der Abgeschiedenheit des Archivs zu neuem Leben und Wirken hervorgeholt werden, dann wird man auch den Namen Rouvière wieder nennen, denn man wird es in dem Büchlein verzeichnet finden, daß ihn George Sand vor Vielen ausgezeichnet, daß sie ihm das Meisterwerk gewidmet und in der Zueignung unter Anderm diese ehrenden Worte an ihn gerichtet: „Ihnen, mein Herr, widme ich das dramatische Werk, dessen Hauptdolmetsch zu sein Sie eingewilligt. Ihnen danke ich die warme und liebevolle Aufnahme, die das Publikum einer Gestalt zu Theil werden ließ, die scheinbar ganz ideal ist, die ich aber für real halte, besonders seitdem ich die Ehre habe, Sie zu kennen. Diese Gestalt hat in meinem Herzen und in meinen Gedanken gelebt. Ich habe sie einfach und gut, Sie haben Sie groß und poetisch gemacht. Sie liehen ihr die Laute mächtig gehobener Gefühle und einer köst-

lichen Milde, außerdem ein Aussehen, welches die Poeten und Maler mit Recht den ergreifenden und rührenden Typen in den Erzählungen von Hoffmann verglichen, und endlich eine Begeisterung, welche noch mehr vom Herzen als von der Kunst herrührt und sich allen edleren Seelen wie eine Flamme mittheilt."

So schöne und noch schönere Worte sagt die Dichterin dem Darsteller in der gedachten Zueignung. Sie sind hinreichend, Grabrede und Denkmal zu ersetzen.

Ueber die Beerdigung des Schauspielers will ich noch dies Eine sagen, daß die Kosten derselben von dem Vermögen des Künstlers nicht gedeckt werden konnten, daß er auch Heilmittel und ärztliche Hilfe nicht zu bezahlen vermochte. Mit dreihundert Francs, welche das Ministerium der schönen Künste zur Verwendung für Heilmittel bewilligte, wurden die Kosten des Begräbnisses bestritten.

Möge die Erde ihm leicht sein!

Lange blieb ich an dem unbeachteten Grabe stehen. Niemand kam, um es mit einem Kranze zu schmücken. Es begann zu dunkeln, und düster verließ die Menge den Aufenthalt der Todten, und ich folgte ihr ins bewegte brausende Leben zurück.

Auf dem Markte.

Marktschreier.

1861.

Gewöhnlich bezeichnet man Spanien und Italien als den classischen Boden der Charlatane und Charlatanerie, der Quacksalber, der Verkäufer von allerlei Wundertränken und allgemeinen Heilmitteln, kurz als die gelobten Länder ausgebeuteter Leichtgläubigkeit und irregeführter Unwissenheit. Gil Blas, Dulcamara und wie sie alle heißen mögen, die berühmt gewordenen Marktschreier der verschiedenen Länder, sie sind arglose Kinder im Vergleich zu dem ersten besten pariser Speculanten, Glücksritter, ja zu dem gewöhnlichsten pariser Geschäftsmanne.

Wer in Europa, sei es nun in dem alten oder modernen, kann sich mit Mengin, dem berühmten Bleistiftverkäufer messen, der als Ritter mit Helm und wallendem Federbusch, mit Musik und einem Wappen auf einem Wagen einherfährt, um auf öffentlichen Plätzen der gaffenden Menge seine Waare feil zu bieten, und der von sich rühmt und rühmen kann, daß er von der-

selben für mehr als eine Million Franken an den Mann gebracht habe.

Mit einer Offenheit, die Glück macht, erklärt es Mengin den Leuten, die sich, sobald er sichtbar wird, um ihn sammeln, warum er nicht wie gewöhnliche Menschenkinder, sondern in so abenteuerlicher Weise auftritt, wenn er sein Gewerbe treibt. „Sie werden mich einen Charlatan nennen," sagt er ihnen, „weil ich mich in einem solchen Anzug darstelle und mit Musik ankündige. Sie haben Recht; meine Verkleidung ist ein marktschreierischer Behelf; allein meine Bleistifte blieben trotz ihrer Vortrefflichkeit auf dem Lager, wenn statt des Helms eine gewöhnliche Mütze oder ein Hut mein Haupt und statt des weißen Mantels ein alltäglicher Paletot meinen Leib bedeckte." Und damit berührt der Philosoph der Straße den Kern des pariser Lebens und Treibens. Ohne Trompetenstöße, ohne Wind und Geräusch kein Gelingen, kein Erfolg. Für das stille Verdienst giebt es in diesem Meere von arbeitenden Kräften und arbeitenden Leidenschaften, das man Paris nennt, keinen Lohn.

Herr Merimé, der berühmte Novellendichter, hat eine Reise durch Spanien gemacht und natürlich ein Buch über das merkwürdige Land geschrieben, das von allen christlichen Ländern sich die meisten nationalen Eigenthümlichkeiten bewahrt und seine Sitten und Gebräuche am längsten der überwältigenden Einwirkung der Mode entzogen hat; allein der französische Reiseschriftsteller, weit entfernt, sich mit all dem Ungewöhnlichen und Seltsamen, das er vorfand, zu begnügen, tischte seinen Lesern die abenteuerlichsten Erfindungen auf, wie

z. B. das Märchen von dem Dolche, den die Frauen auf der pyrenäischen Halbinsel im Strumpfband tragen sollen, und dergleichen mehr. Bei einem Zusammentreffen mit dem Herzog von Rivas, dem angesehenen spanischen Poeten, von diesem befragt, warum er in seiner Reisebeschreibung Dinge, die nie waren und nicht sind, mitgetheilt habe, gab der Franzose die mehr offene als würdige Antwort:

„Sehen Sie, mein Freund, wenn ich die Dinge treu wiedergegeben hätte, wie sie sich vorfinden, so hätte mein Buch nicht angezogen und nur wenig Leser, noch weniger Käufer gefunden; aber etwas Unerhörtes, etwas Unmögliches, glücklich angebracht, ist eine Würze, die den Gaumen des Publikums reizt und den materiellen Erfolg einer Reisebeschreibung sichert."

Der Schriftsteller Merimé geht von derselben Maxime aus, wie der Bleistiftverkäufer Mengin. Herr Merimé hat es bis zum Senator gebracht; wer weiß, ob es Mengin, mit der Begabung des Herrn Merimé ausgerüstet, nicht noch höher gebracht hätte.

Mengin, ohne sich viel in Schulen umgethan, ohne orthographisch schreiben gelernt zu haben, besitzt eine Naturberedtsamkeit und einen Humor, von denen der Senator in dem Luxembourg-Palaste bis zur Stunde keine Beweise gegeben hat. Mengin erheitert seine Zuhörer, und man möchte sagen, daß sie ihm eher für die gebotene Unterhaltung, als für die Bleistifte die Zweisousstücke hinwerfen. Ein eben so vollendeter Zeichner als Redner, fängt Mengin damit an, sich aus der Schaar, die ihn umsteht, einen Kopf auszusuchen, den er mit Blitzesschnelle als Zerrbild aufs Papier wirft und alsbald der Menge

zeigt, um darzuthun, wie trefflich sich mit seinen Bleistiften sogar zeichnen läßt. Der Haufen lacht auf über das Bild, und alle Blicke wenden sich abwechselnd nach der Person, welche unwillkürlich dem indiscreten Zeichner gesessen, oder besser gesagt, gestanden, und nach dem komischen Portrait. Diese Person, obgleich auf diese Weise dem Gelächter preisgegeben, weit entfernt sich verletzt zu fühlen, stimmt in das Gelächter ein, und die Heiterkeit ist allgemein. Hie und da ruft einer von den Umstehenden dem Marktschreier einen Witz zu, der diesem zu einer drolligen Antwort oder auch nur Grimasse Anlaß giebt und zur Erhöhung der Heiterkeit beiträgt.

Dieses Alles geht vor, während der Knappe hinter dem Ritter auf dem Wagen auf einem Leierkasten die Ouverture zu der Komödie spielt, welche der neugierige Haufen mit Spannung erwartet. Man kann nicht trefflicher als Mengin einen Boden für eine erwünschte Ernte bearbeiten. Der letzte Ton des Leierkastens verklingt, und Mengin ergreift das Wort.*) Nachdem er sein Auftreten und seine Verkleidung, wie oben angedeutet wurde, erklärt hat, fährt er also fort:

„Sie erkennen wohl mit mir, daß eine Waare nichts durch die Geschicklichkeit von ihrem Werthe verliert, mit welcher ein Verkäufer sie anzubringen weiß. Die künstlichen Mittel, welche ich angewendet habe, um Sie anzuziehen und Sie in Verbindung mit mir zu bringen, fallen von dem Augenblicke weg, als es sich um das Geschäft selber handelt. Könnte eine gute Waare schon da-

*) Ich theile eine seiner Reden, die ich mir gemerkt und aufgezeichnet habe, fast wörtlich mit.

durch, daß sie gut und wohlfeil ist, angebracht werden, ich brauchte wahrlich dieser auffallenden Ankündigung nicht. Meine Bleistifte sind die ausgezeichnetsten, welche in Paris, der Hauptstadt nicht nur von Frankreich, sondern der civilisirten Welt, zu finden sind, und im Verhältniß zu ihrer Vortrefflichkeit spottwohlfeil, ich möchte sagen zu wohlfeil. Es steht zu befürchten, daß Leute, die Billigkeitssinn und Verständniß, ein edles Herz und einen edeln Geist besitzen, sich Vorwürfe darüber machen, daß sie für einen so brauchbaren, allen Anforderungen entsprechenden Gegenstand, wie ein Bleistift aus der Fabrik, welche ich vertrete, so geringes Geld, wie zwei Sous, bezahlt haben. Ich weiß wie weit der Edelmuth bei Franzosen, überhaupt bei Menschen gehen kann, welche vom Lichte der Civilisation erleuchtet sind; das, was ich hier sage, glauben Sie mir, ist tief gefühlte Wahrheit. Ich schneide nicht auf und will es Ihnen beweisen. Glauben Sie wohl, daß ich für mehr als eine Million Franken, also zehn Millionen Bleistifte zu verkaufen vermocht, daß ich einen so guten Ruf erlangt hätte, wenn gegen meine Waare etwas einzuwenden wäre? Nimmermehr! Denn wenn der Franzose sich anerkennend zeigt dem Verdienste gegenüber, ist er unerbittlich gegen die Unredlichkeit. Dies der moralische Beweis, dessen Gültigkeit Sie wohl nicht bestreiten können, nicht bestreiten werden. Einen materiellen Beweis habe ich durch die Zeichnung geliefert, an welcher Sie die Festigkeit und zugleich Weichheit des Striches bewundern konnten. Sehen Sie außerdem, was so ein kleines Ding wie die Spitze einer Bleifeder, wenn diese gewissenhaft fabricirt ist, aushalten kann.“ Und nun schlägt Mengin mit

einem gespitzten Bleistift so gewaltsam auf ein Bret, das vor ihm liegt, daß die Münzen, die sich auf demselben befinden, klirrend in die Höhe fahren. Wer zwei Sous hat, kauft, und Mengin hat seinen Zweck erreicht.

Mehr oder weniger — von Mengin findet sich fast in jedem Franzosen. In gesellschaftlicher, wie in geschäftlicher Beziehung liebt es der Franzose, sich bemerkbar zu machen, Aufsehen zu erregen. Es giebt viele Leute, die sich für den Salon, wie Schauspieler für die Bühne, wie Mengin vorbereiten, um irgend eine witzige Geschichte, einen komischen oder tragischen Vorfall anziehend, wirksam zu erzählen. Es giebt eine Menge Leute, welche von ihren Salonerfolgen leben, durch diese Salonerfolge ihr Glück machen, einflußreiche Personen, Akademiker, Generaleinnehmer, Präfecten, Staatsräthe, Senatoren, Deputirte, Minister werden. Die Gabe, angenehm zu plaudern, gilt dem Franzosen mehr, als ausgedehnte Kenntnisse und große Fähigkeiten, als ein edles Streben und Tadellosigkeit des Charakters; drum befleißt er sich auch dieser Kunst vor Allem. Wie in seinen Büchern, sucht der Franzose in seinen Gesprächen vor allem zu unterhalten, zu ergötzen. In Paris verzeiht man einem Menschen eher ein Verbrechen, als Langeweile, die er etwa verursacht. Die Marktschreierei wird zur Nothwendigkeit, sie ist die erforderliche Schwimmblase für das Verdienst, wie für die Mittelmäßigkeit, für die gänzliche Ohnmacht.

Herr . . . ist eine viel bekannte, vielgesuchte Erscheinung, der es zum Volksvertreter und Minister gebracht hatte und der, obgleich durch eingetretene Verhältnisse ohne Staatsamt, ein Mann von dem größten Einfluß ist, dessen Schutz und Empfehlung wie eine werth-

volle Kostbarkeit gesucht wird, der mit den höchstgestellten Personen aller politischen Farben in Verbindung steht und dessen Beziehungen zu Staatslenkern oder zu Candidaten künftiger Größe weit über die Grenzen des Landes hinausreichen. Der Minister dieses Staates ist sein Freund, der Führer einer mächtigen Partei jenes Staates ist sein Vertrauter. Mit diesem populären Vorfechter eines patriotischen Gedankens steht er im freundlichsten Verkehr, jenem anderen hat er Dienste geleistet, die Anerkennung finden und verdienen. Sein Salon wird von Berühmtheiten aller Zonen besucht. Verschlossene Thüren öffnen sich auf sein Wort. Feindselige Geschicke werden durch seine Fürbitte abgewendet, zürnende Erdengötter besänftigt. Handelsgesellschaften aller Art wählen ihn zum Unterhändler, wenn sie wichtige Geschäfte abzumachen haben, und betheiligen ihn am Gewinn; bei den größten industriellen Unternehmungen ist er betheiligt. Die Verwaltungscomités sind kaum zu zählen, denen er als Mitglied angehört; und doch ist er weder ein bedeutender Redner noch ein tiefer Denker, noch ein Gelehrter, noch ein Administrator, noch Schriftsteller, er steht nicht an der Spitze eines einflußreichen Blattes, dem er, wie ehemals Herr Bertin dem Journal des Debats, den außerordentlichen Einfluß verdankte, nicht einmal durch irgend eine Fachkenntniß thut er sich hervor, die man immer mehr oder weniger verwerthen kann.

Fragt man einen seiner Freunde, seiner Clienten und Lobredner, deren Zahl Legion ist, wodurch er zu der eben so vortheilhaften als angenehmen Stellung gelangt ist, so antwortet er mit Emphase, mit dem Ausdruck tief gefühlter Ueberzeugung: „O, Herr . . . ist ein ausgezeichneter Mann (un homme distingué)" — das sagt eben Alles und nichts.

Die Lösung des Räthsels liegt in dem pariser Leben, in dem Bedürfniß des geselligen Verkehrs, in der Empfänglichkeit des Franzosen für alle gesellschaftlichen Kunststückchen und seiner Dankbarkeit gegen Jeden, der ihn, wäre es auch nur eine Stunde lang, beschäftigt und unterhält, in der Leichtigkeit, mit welcher er sich gewinnen und ausbeuten läßt. Wenn der lateinische Spruch: „Mundus vult decipi“ (die Welt will betrogen sein) irgendwo zur Wahrheit wird, so ist es in Paris.

Herr . . . ist ein Mann von tadellosem Benehmen, alle Formen der großen Welt sind ihm geläufig, er verneigt sich wie man sich verneigen muß, er ißt, er kleidet sich, er besucht und empfängt nach der Vorschrift der Mode, ohne sich deshalb stutzerhaft zu geberden. Nicht um ein Königreich würde er bei Tische das Brod rechts legen und das Glas links stellen oder sich beim Fisch eines Messers bedienen.

Er ist immer höflich, nie kommt ein ungeschliffenes Wort, ein kräftiger Naturausdruck über seine Lippen; er ist voll Schonung und Nachsicht für die Schwächen und Fehler seiner Freunde und Bekannten und lobt über Gebühr ihre kleineren und kleinsten Vorzüge. Tritt er einer Meinung entgegen, so geschieht es in so zarter, rücksichtsvoller Weise, daß man die Einsprache eher für eine Zustimmung halten möchte und der Vertreter dieser Meinung sich eher geschmeichelt, als verletzt, eher erhoben, als gedemüthigt fühlen muß. Es ist kein Beispiel vorhanden, daß er gegen irgend Jemanden, wie nahe er ihm auch stehen mag, einen Tadel ausgesprochen, daß er ihn auf einen begangenen Irrthum, auf eine hervortretende Unvollkommenheit aufmerksam gemacht hätte. Die verun-

glücktesten künstlerischen oder schriftstellerischen Versuche finden an ihm einen milden Beurtheiler; aus einem Meer von schlechten Versen, von verkehrten Sätzen versteht er einen wohlklingenden Vers, einen vernünftigen Satz herauszufinden, um ihn zu loben. Frauen gegenüber läßt er an Galanterie die Troubadours und Minnesänger des Mittelalters und den Hof Ludwig's XIV. hinter sich; was man nur aufbieten kann, um dem schönen Geschlechte gefällig zu erscheinen, das bietet er auf; er erweist sich aufmerksam, ehrfurchtsvoll, huldigend. Was einem weiblichen Ohr nur angenehm zu klingen geeignet ist, das sagt er und zwar in dem angemessenen Tone, der die Grenze des Gesagten richtig bestimmt.

Den Grund zu seiner Größe hat er im Salon gelegt, da hat er anziehende Geschichten wirksam zu erzählen gewußt und Verbindungen angeknüpft, durch diese Verbindungen wurde er in vielerlei Familien- und Staatsgeheimnisse eingeweiht, in die Lage versetzt, Vielen zu nützen und zu schaden, Dienste zu leisten und sich Gegendienste leisten zu lassen, und so hat er mit Emsigkeit seinen Einfluß ausgedehnt, sich zu einem Mittelpunkt vielfacher politischer Bestrebungen und Intriguen gemacht und sich zum Volksvertreter und Minister emporgearbeitet.

Wenn er spät kommt, wird er im Salon mit Spannung erwartet, wie das Auftreten des Helden eines Stückes, der das Hauptinteresse in Anspruch nimmt, auf der Bühne. Die Unterhaltung stockt, den Gesprächen fehlt Leben und Bewegung. Nun tritt er ein; er kommt gewöhnlich spät, um sich erwarten zu lassen, ein Geräusch der Befriedigung läßt sich vernehmen. Die Gruppen lösen sich auf, man eilt ihm entgegen, um ihn zu begrüßen, kaum daß die

Frauen, dem Anstand gehorchend, auf ihren Plätzen bleiben. Wetteifernd sucht Jeder sich seiner zu bemächtigen, eine Unterredung mit ihm zu erhaschen, Fragen ohne Zahl werden an ihn gerichtet, über die Zustände im In- und Auslande, über finanzielle, theatralische, politische Verhältnisse, er beantwortet alle, er antwortet umständlicher, als man erwarten konnte, mit Anführung von Einzelnheiten, welche die Auskunft pikant machen. Diese Frau wünscht zu wissen, wen die Königin von Spanien in diesem Augenblick mit ihrer besondern Gunst beehrt; Herr ... kennt ihn persönlich, giebt dessen Alter, Stand und die Provinz an, aus welcher derselbe stammt, er beschreibt ihn vom Kopf bis zum Fuß zum Entzücken der weiblichen Gesellschaft, die mit Andacht zuhört. Eine andere Frau möchte erklärt haben, warum die Kaiserin Eugenie so plötzlich in der rauhen Jahreszeit eine Reise incognito nach Schottland unternommen habe. Herr ... erzählt verschiedene interessante Vorgänge in den Tuilerien, er schildert den Charakter der Fürstin, ihre Jugend, ihr Leben zu Madrid und Sevilla, bevor sie nach Frankreich kam und auf den Thron erhoben wurde, er tischt die Anekdoten auf, die man sich am Manzanares von der Mutter und Großmutter der Kaiserin erzählt, und erklärt das Räthsel, welches ganz Europa beschäftigt hat. Befragt, ob wohl der Papst in der italienischen Frage nachgeben werde, führt er eine Aeußerung an, die der Cardinal Antonelli zu einem seiner Freunde gethan, der denselben Gegenstand berührte. „Die Kirche kann niemals ihre eigenen Gesetze übertreten,“ hatte der erste Minister ausgerufen, „man fordre nicht, daß wir nachgeben, sondern daß wir uns selbst aufgeben.“ Dem

Schutzempfohlenen einer geistreichen Frau ertheilt er einen Rath, wie er es anfangen müßte, um eine Anstellung in der Bank 'zu erhalten, er bezeichnet ihm den Mitbewerber, welchen er zu besiegen hätte, und die geeigneten Mittel, die anzuwenden wären, um diesen Zweck zu erreichen; er entwirft einen vollständigen Feldzugsplan und schreibt einen Empfehlungsbrief an einen Mann, dessen Verwendung das Weitere thun werde. So beschäftigt er den ganzen Abend über die Gesellschaft und wird den ganzen Abend über von ihr beschäftigt.

Zu bemerken ist noch, daß Herr ... eine bestimmte politische Meinung bekennt, von welcher er bisher nicht wesentlich abgewichen; er ist ein gemäßigter Republikaner, der sich mit einer echt constitutionellen Monarchie abfinden läßt. Er ist mit einem Worte liberal, ob aus Ueberzeugung oder Berechnung, wer vermöchte das zu sagen? Genug, daß er den liberalen Bestrebungen nach Kräften Vorschub leistet und sich der kaiserlich napoleonischen Regierung ferne hielt, die ihm bereitwillig die Arme geöffnet hatte. Man sagt diesem Mengin des Salons, der mit Einfluß Handel treibt, eine glänzende politische Zukunft vorher. —

So oft ein neues Stück von Scribe gegeben wurde, sei es nun im Gymnase, oder in der komischen Oper, oder im Théatre Français, sah man während der Zwischenacte im Foyer einen Mann von stattlichem Aussehen in schwarzem Frack, in weißer Halsbinde und Glanzstiefeln, Namens Fournier. Wer ihn nicht kannte, hätte ihn zum Mindesten für einen Akademiker gehalten, so selbstbewußt trat er auf, so überlegen geberdete er sich, so bestimmt war sein Urtheil und jede seiner Behauptungen.

Herr Fournier war aber kein Akademiker, sondern bekleidete eine untergeordnete Stelle im Ministerium des öffentlichen Unterrichts und hatte einige unglückliche Bühnenversuche gemacht.

Die pariser Theater haben ein Foyer, eine Art Sprechsaal, wo die Zuschauer nach jedem Aufzug sich versammeln, sich von den erfahrenen Eindrücken erholen und über das Gesehene und Gehörte ihre Meinungen austauschen können. Es ist durch diese Einrichtung dem Bedürfniß der Franzosen, lebhaft Empfundenem sogleich Ausdruck zu geben und seinen Gefühlen in Worten Luft zu machen, in angenehmer Weise entsprochen. Bei ersten Vorstellungen bilden sich da Gruppen; Theaterliebhaber, Enthusiasten, Männer von Fach, Kritiker, Feuilletonisten erklären sich für und gegen das Gesehene und Gehörte. Handelte es sich um ein Erzeugniß von Scribe, so begab sich Herr Fournier von Gruppe zu Gruppe, bekämpfte mit heißer Beredtsamkeit den Tadel, bekehrte die Unentschiedenen zu Gunsten des Verfassers, entflammte die lauen Lobredner und unterstützte die Preisenden. Man kann nicht genug von den Ueberschwänglichkeiten erzählen, denen sich Herr Fournier bei diesen Gelegenheiten hingab.

Als das „Glas Wasser" im Théatre Français zur Aufführung kam, fand es Einer im Foyer unwürdig, daß drei Frauen und unter diesen eine Königin auf einen jungen Officier förmlich Jagd machen, der aller geistigen Vorzüge bar sei.

„Wie?" rief Fournier ihm entgegentretend, „Sie tadeln, was eben als ein großer Zug des Dichters zu betrachten ist, was des Verfassers tiefe Kenntniß der

menschlichen Natur, seine gereifte Erfahrung, seine Ehrfurcht vor der Wahrheit darthut? Je unbedeutender Masham erscheint, desto interessanter, desto anziehender, desto lehrreicher die Liebe der Königin, wie der kleinen Abigail, wie der Frau des berühmten General Marlborough, zu ihm. Nur Shakespeare und Scribe konnten so ein psychologisches Wunder entdecken, nur Shakespeare und Scribe besitzen die Meisterschaft, ein solches Wunder darzustellen. Nur wer das Höchste in der Kunst erreicht hat, kann es wagen, auf diese Weise mit den geheimen Fäden des menschlichen Herzens zu spielen." Ein großer Kreis hatte sich um die beiden Vertreter entgegengesetzter Meinungen gesammelt, und es war zu sehen, daß die meisten der Umstehenden, von diesen Worten hingerissen, Herrn Fournier beitraten.

„Das Bild selbst, wenn es wahr ist, bleibt unerquicklich und unmoralisch," versetzte der Tadelnde, der sich wenig darum zu kümmern schien, ob die Zeugen des Widerstreits ihm oder seinem Gegner beipflichteten. Da Herr Fournier nicht sogleich Argumente bei der Hand hatte, die wohl auch schwer zu finden sein mochten, um sie der neuen Anklage des unliebsamen Beurtheilers entgegen zu stellen, und doch dieselbe nicht gelten lassen wollte und konnte, so half er sich durch allerlei Gemeinplätze aus der Verlegenheit.

„In was für einer schlimmen Zeit leben wir," rief er im Tone eines zürnenden Propheten, „wo der Kranz auf dem geheiligten Haupte des Genie's nicht mehr unbeneidet, nicht unangetastet bleibt, wo Götterfunken für Irrlichter, hochgehende Gedanken für Lästerungen, reine Gesinnung für Mangel an Erkenntniß gehalten werden!"

Während er jedoch mit diesen hohlen Phrasen um sich schlug, fiel ihm eine Betrachtung ein, die er dem Tadler gegenüber mit Vortheil verwenden zu können hoffen durfte, und er fuhr fort:

„Die Liebe der drei Frauen zu Masham unmoralisch! Kommt er der Königin, kommt er der Frau des General Marlborough in unerlaubte Nähe? Wird das Princip der Ehe nicht in Ehren gehalten? Der Officier liebt die kleine Abigail, und die kleine Abigail liebt ihn, und sie heirathen sich. Was kann die strengste Moral mehr verlangen?"

Die Umstehenden nickten zustimmend. Sie zerstoben, da die Glocke den Beginn des folgenden Aktes ankündigte und dem Streit ein Ende machte. Durch die Worte des Herrn Fournier überzeugt, kehrten sie in das Schauspielhaus zurück und beklatschten jede wirksame Scene, jedes geistreiche oder witzige Wort, jede überraschende Wendung der Vorgänge.

Es war nicht etwa aus Freundschaft, daß sich Herr Fournier der Stücke des Herrn Scribe so warm, so heldenmüthig annahm, er erfüllte ein Amt, das ihm der dramatische Schriftsteller übertragen und welches ihm weit mehr eingebracht haben soll, als seine Anstellung im Unterrichtsministerium.

Herr Scribe war ein praktischer Mann, ein berechnender Kopf, der seine Nation zu genau kannte, um nicht zu wissen, wie nützlich und schädlich jedem Unternehmen in Frankreich eine kühne, geläufige Zunge, verbunden mit einer imposanten Körperlichkeit, sein kann. Vertraut mit den Intriguen und Kämpfen des Foyer

und überzeugt, daß ihre Einwirkungen die bestabgerichtete Claque nicht aufzuheben vermag, verfiel er auf den glücklichen Gedanken, sich einen Sprecher zu seinen Gunsten, einen Agenten im Foyer zu unterhalten, und in Herrn Fournier, der ihm bei seinen literarischen Arbeiten ein wenig behilflich war, glaubte er den Mann gefunden zu haben, der geeignet war, seine Interessen im Foyer zu vertreten.

Mit Eifer, Geschick und Erfolg erfüllte Herr Fournier die ihm gestellte Aufgabe; aber nicht immer wurde es ihm so leicht, wie bei der oben angedeuteten Gelegenheit, das letzte Wort zu behalten und seine Gegner durch einen Phrasenschwall zu erdrücken. Manchmal traf er auf einen geistreichen Widersacher, der ihn verspottete und dem Gelächter preisgab; ein ander Mal stand ein noch Reicherer an Worten, als er selber, ihm entgegen, so daß er durch die eigene Waffe geschlagen wurde; dann stieß er bisweilen auf einen Heftigen, der ihn hart anließ, der seine Zudringlichkeit zurückwies. Allen diesen Widerwärtigkeiten hielt Herr Fournier jedoch mit einem stoischen Gleichmuthe Stand, durch den er das Vertrauen des Herrn Scribe mehr als rechtfertigte.

Eines Abends sollte aber Herr Fournier gar arg aus der Fassung gebracht worden. „Une chaine à rompre“ vom Herrn Scribe wurde im Français gegeben, und ein älterer Mann mit grauem Schnurr- und Knebelbart eiferte im Foyer gegen das Stück, dem er einen verderblichen Einfluß auf die Sitten vorwarf, das er gemein und nichtswürdig schalt. Kaum hatte Herr Fournier dieses vernichtende Urtheil vernommen, als er erwiderte: „Ein Dichter, welcher die Gebrechen der Zeit

aufdeckt, kann nicht Jedem Willkommenes vorführen, kann unmöglich alle Empfindlichkeiten schonen, und was den Einen erheitert, kann den Anderen verletzen.“ Ein höhnisches Lächeln zeigte sich auf den Lippen der Umstehenden, und der Mann mit dem grauen Schnurr- und Knebelbart gerieth in eine förmliche Wuth.

„Unverschämter!“ rief er dem Vertheidiger des Stückes zu, zog hastig ein Portefeuille aus der Tasche und reichte dem betroffenen Anwalt des Herrn Scribe seine Karte hin. Und als Herr Fournier zauderte sie anzunehmen, versichernd, daß er auf keine bestimmte Persönlichkeit angespielt habe, rief der Andere: „Nehmen Sie, oder ich beschimpfe Sie auf's Gröblichste,“ so daß dem armen Fournier nichts Anderes übrig blieb, als die Karte anzunehmen und die seinige zu geben, wollte er sich nicht den Mißhandlungen jenes ungestümen Gegners und dem Gelächter der Anwesenden aussetzen.

Er entfernte sich und eilte in die Loge des Herrn Scribe, den er in bester Laune, sichtlich vergnügt über den Erfolg des Stückes fand.

„Was haben Sie? Sie sehen so verstört aus,“ frug den Ankommenden Herr Scribe; „es geht doch Alles gut.“

„Sehr gut!“ versetzte Herr Fournier. „Hören Sie nur, was sich zugetragen. Ein Wütherich nannte Ihr Stück unsittlich und gemein, ich entgegnete, und er gab mir seine Karte.“

„Das ist ja vortrefflich,“ sagte Herr Scribe.

„Er schickt mir morgen seine Zeugen.“

„Sie schlagen sich. Sie können mir und dem Stücke keinen bessern Dienst leisten.“

„Sie wollen, daß ich mich schlage?"

„Freilich, denken Sie nur, einem Stück, das ein Duell hervorgerufen, ist der glänzendste Erfolg gesichert, und wenn es das schlechteste von der Welt wäre."

„Wenn ich falle?"

„So erlebt das Stück dreihundert Vorstellungen nach einander."

„Das ist Ihr Ernst?" frug Herr Fournier mit verloschener Stimme den Bühnendichter und starrte ihn wie ein Wunder an.

„Es fällt nicht Jeder, der sich duellirt, mein Freund," entgegnete beruhigend der Dichter.

Herr Fournier stürzte aus der Loge. Er war von diesem Augenblick an der erbittertste Gegner des Herrn Scribe.

Den andern Tag that er dem Manne, der ihn herausgefordert hatte, in Gegenwart von vier Zeugen Abbitte, und es kam nicht zum Duell.

Mirés.

April 1861.

Der Gerichtspalast von Paris brachte in den ersten Tagen des Juli ein Drama zur Aufführung, welches ein grelles Licht auf die politisch-socialen Zustände des französischen Kaiserreichs wirft und einen Abgrund zeigt, der geeignet ist, nicht nur die zunächst betheiligte Gesellschaft, sondern die europäischen Völker sammt und sonders zu erschrecken und zu belehren.

Die Moral, welche aus diesem Drama schreit,

lautet: „Wehe, tausendfach wehe der Nation, die in einem Anfall von feiger Angst ihre Kraft hingiebt, einem Herrn, wie er auch geartet sei, die sich taub, blind und stumm machen läßt, damit sie nicht höre, was über ihr Schicksal berathen wird, nicht sehe, wie man die Fäden spinnt, an welchen sie gehalten und geführt wird, damit ihr kein Warnungs- und Schmerzensruf entfahre! Ohne Freiheit keine Sicherheit, ohne Freiheit der Presse keine Sicherheit der Person und des Eigenthums, keine Redlichkeit in der Verwaltung, keine Gesetzlichkeit, alle Interessen der Bürger der Willkür des Beamtenthums, den Uebervortheilungen jeder Art bloßgestellt. Die Entwürdigung und die Demoralisation werden allgemein, da Jeder sich gezwungen sieht, seine Ueberzeugung zu verbergen, zu verleugnen oder gar aufzugeben, wenn diese der Behörde, die Alles vermag, mißfällig sein könnte und ihm folglich nur zwischen Feigheit und Abtrünnigkeit die traurige Wahl bleibt.“ Das ist die Moral.

Das Drama, von dem hier gesprochen wird, ist nichts Anderes, als der gegen Herrn Jules Mirès geführte Proceß. Kaum läßt sich's entscheiden, wer in dem Schauspiel die kläglichste Rolle spielt, ob die Angeklagten, ob die Ankläger, oder die Richter. Fürchterlich erscheint jedenfalls, was in demselben als Fatum auftritt und Alles lenkt, Alles beherrscht, Alles erdrückt. Der vielbeneidete Speculant, der als „großes Muster“ „Nacheiferung“ weckte, dessen Erfolge die nach Gewinn lüsterne Generation reizten, den Arbeiter aus seiner Werkstatt, den Bauer von seinem Pfluge, den Concierge aus seiner Loge, den Beamten aus seiner Kanzlei, den Kaufmann aus seinem Laden, den Künstler von seiner Feder,

seinem Meißel oder Pinsel, das Weib aus dem Heiligthume ihres Hauses, von ihren Kindern zu dem gefährlichen Spiele zogen, in welchem sie die redlich im Schweiße des Angesichts erworbenen Groschen, ihr eigenes Heil, ihre eigene Zukunft, das Heil und die Zukunft der Ihrigen einsetzten und verloren, dieser Speculant, welchem Tausende wie einem glänzenden Stern bewundernd folgten, wurde am 11. Juli wegen Betrugs und Mißbrauchs des Vertrauens zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt.

In der Begründung des strengen Spruches wird ihm zur Last gelegt, daß er Aktien, welche in die von ihm geleitete Geldanstalt, die sogenannte „Allgemeine Eisenbahnkasse" als Unterpfand niedergelegt wurden, ohne Willen und Wissen der Besitzer zu hohen Preisen verkauft, daß er die Besitzer durch Ertheilung der von den Papieren entfallenden Interessen in dem Wahne erhalten hat, daß ihre Einlagen, die nicht mehr existirten, unangetastet geblieben, und sie erst dann von dem Verkauf in Kenntniß setzte, als die Aktien im Werthe bedeutend gesunken waren, und dadurch, daß er ihnen diesen niedern Preis anrechnete, einen bedeutenden Gewinn erreichte. Ferner wird ihm zur Last gelegt, daß er gegen einen bloßen Empfangsschein Aktien der Gesellschaft, deren Geschäfte er führte, aus der Casse nahm, sie verkaufte und wieder zurückkaufte und den durch diese Operation erzielten Gewinn, welcher der Gesellschaft gehörte, behielt, — daß er Einzahlungen auf Eisenbahnobligationen annahm, die nicht vorhanden waren, da die Unterzeichnungen zahlreicher, als die Obligationen waren, — daß er endlich in den Jahren 1858, 1859 und 1860 den Aktionären seiner „Caisse" falsche Dividende, d. h. einen Gewinnst ertheilte, der nicht

vorhanden, sondern vom Capital genommen war, wodurch die Aktionäre und das Publikum irre geführt wurden.

Herr Mirès hätte sich besser vertheidigen können, als er es gethan hat, und statt die Ungesetzlichkeiten, die er sich zu Schulden kommen ließ, juridisch rechtfertigen zu wollen, hätte er seinen Richtern folgende Fragen stellen sollen: Bin ich nicht das natürliche Produkt der bestehenden Verhältnisse? Folgte ich nicht der vorherrschenden Moral, die den Erfolg höher stellt, als das Gesetz, die dem Gelingen, dem glücklichen Resultat das Recht zu Füßen legt und dem Sieg, wie er auch erfochten sein mag, den Preis ertheilt? Kann ich dafür, daß die Gesellschaft, geistig gelähmt und entwürdigt, gezwungen, alle höheren Bestrebungen aufzugeben, das Gebot beobachtete: Du sollst keine andern Götter haben neben dem Golde, und daß der als ein Heiliger verehrt wurde, der sich im Dienste des Goldes vor Allen hervorthat? daß man die Größe eines Menschen, wie in einer dahingeschwundenen Zeit einzig nach der Zahl der erlegten Feinde und der eroberten Waffen, nach der Zahl der erbeuteten Millionen maß? Steht es nicht in meinen Büchern verzeichnet und weiß man es nicht auch ohnedies, wonach die mit den höchsten Staatsämtern bekleideten Personen jagen? Kann von mir mehr Tugend, als von den Männern gefordert werden, welche das allerhöchste Vertrauen genießen und die Interessen der Nation in Händen haben? Mußte ich nicht denken, daß ich recht handle, da ich mit den Vertretern der Gesetze Hand in Hand ging? Wenn meine Ausweise unrichtig waren, meine Inventarien Ziffern anführten, die nicht ganz an ihrer Stelle waren: ahmte ich darin nicht

dem officiellen Beispiele nach? Hat man nicht häufig an dem Staatsbudget das, was man das „Gleichgewicht" nennt, bewundert, das doch lediglich einer glücklichen, aber freilich etwas willkürlichen Anreihung von Ziffern zu verdanken ist? Wirft man dem Crédit mobilier, der von der Regierung beschützten und begünstigten Anstalt, nicht dasselbe vor wie mir? Hört man nicht auf der Börse, in den Rechenstuben, überhaupt in den Kreisen der Geldleute über Unrichtigkeit der Werthangaben schreien, so oft die Herren Pereire einen Ausweis über die Geschäfte der von ihnen vertretenen Anstalten liefern? Murrt man nicht überall und laut genug gegen die Geschäfte, die der Crédit mobilier zusammen mit dem Seinepräfekten, Herrn von Haußmann, macht? gegen die Arbeiten, die sie zusammen in Paris ausführen, und von denen der größte Nutzen, wie geklagt wird, eben nicht der Stadt zufällt? Sollte es Ihnen nicht bekannt geworden sein, daß Herr Louis Lazare in dem von ihm redigirten Municipalblatte, Revue municipale, einen Artikel veröffentlichen wollte, in welchem er nachwies, daß die Arbeiten, die der Crédit mobilier in Paris ausführen läßt, nach einem Plane vorgenommen werden, welcher sich auf dem Stadthause befindet und welcher nur widerrechtlicher Weise von einer so hochgestellten Person, wie der Seinepräfect, mitgetheilt werden konnte? Hat die Sache dadurch ihre Bedeutung verloren, daß man den Redacteur höflichst ersuchte, den Artikel dem Feuertod oder mindestens dem Gefängniß in dem Schreibepulte zu überliefern? Warum ist die Gerechtigkeit in Frankreich auf der einen Seite nicht nur blind, sondern auch taub und stumm, und auf der andern Seite scharfsichtig, von feinem Gehör und redselig? Warum wiegt sie auf ihrer

Wage mit ungleichem Gewicht? — Es wäre dem kaiserlichen Advokaten, der die Anklage zu unterstützen hatte, schwer geworden, auf diese Fragen zu antworten.

Herr Mirès (Jules) hat im Dezember des Jahres 1809 zu Bordeaux das Licht der Welt erblickt. Vermögenslos, ohne ein Handwerk erlernt zu haben, ohne alle Kenntnisse, schleppte er sich seit seinem zwölften Jahre von Anstellung zu Anstellung, bis er 1841 den Weg aller Unzufriedenen, aller Glücksucher in Frankreich einschlug, den Weg nach Paris. Aber auch in der großen Stadt versuchte er Mancherlei ohne Erfolg. Erst gegen Ende des Jahres 1844 fand er an der Börse den geeigneten Schauplatz für seine Thätigkeit. Im Jahre 1848 kaufte er mit Herrn Millaud zusammen die Eisenbahnzeitung, wodurch er den Grund zu seinem Emporkommen legte. Von da ab nahmen sein Ruf und sein Reichthum zu. Große, kühne finanzielle und industrielle Unternehmungen folgten eine auf die andere, bis gegen Ende des Jahres 1860 das Unheil in Form eines Processes über ihn hereinbrach. Sonnabend den 15. Dezember (1860) wurden die Bücher in den Rechenstuben der Allgemeinen Eisenbahnkasse gerichtlich versiegelt, und zwar in dem Augenblicke, als Herr Mirès im Namen der ganzen vertretenen Gesellschaft die Actien der abgeschlossenen türkischen Anleihe auszugeben im Begriffe stand.

Die gerichtliche Maßregel wurde durch einen Baron Pontalba herbeigeführt, welcher sich als Angeber im häßlichsten Sinne des Wortes darstellt. Es ist nicht zu berechnen, wie groß und heilig der Zweck einer Angeberei sein muß, um dieser den empörenden, widrigen Charakter zu benehmen. Die Angeberei des Herrn von

Pontalba ist von der niedrigsten Art; denn sie entsprang unbestreitbar aus dem gemeinsten persönlichen Interesse.

Der Baron Pontalba ist ein adeliger Börsenspieler. Seine Mutter befindet sich im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, das die kluge Frau aber durchaus nicht gesonnen ist, von ihrem Sohne verspielen und verprassen zu lassen, der bereits Millionen durchgebracht hat. Folgende Scene, von der man erzählt, ist am besten geeignet, den würdigen Baron Pontalba zu kennzeichnen.

Eines Abends vor Sonnenuntergang befindet er sich in dem Salon seiner Mutter. Mit einem Male verlangen Gerichtsdiener im Namen des Gesetzes Einlaß. Der Kommissär, welcher sie führt, zeigt einen Verhaftsbefehl vor, ausgestellt gegen Herrn von Pontalba, der Wechsel unterzeichnet hätte und die betreffenden Summen nicht bezahlen könne. Die Diener der Gerechtigkeit thun, was ihre Pflicht, und bemächtigen sich der Person des Schuldners. Dieser sinkt in Ohnmacht; Frau von Pontalba, wie sehr sie das Thun und Treiben ihres Sohnes mißbilligt, fühlt doch wie eine Mutter; geängstigt und ergriffen von dem Auftritt vor ihren Augen, bezahlt sie die Wechsel, die ihr Sohn ausgestellt hat. — Und darauf war es abgesehen. Herr von Pontalba brauchte Geld und setzte dieses erbauliche Drama mit Hülfe eines Freundes in Scene, dem er Wechsel ausstellte und von dem er sich verfolgen ließ, um seine Mutter zu prellen. Dieser einzige Zug offenbart die hohe edle Sinnesweise des Mannes, welcher Herrn Mirès in's Verderben gestürzt hat; die Art, wie er dieses Werk vollbringt, ergänzt auf's Vortheilhafteste das Bild dieser anziehenden Menschengestalt.

Die „Eisenbahnkasse" des Herrn Mirès hat, wie jede ähnliche Anstalt ihren „Ueberwachungsrath", der dazu bestimmt ist, die Verwaltung zu überwachen, d. h. die Verwaltung durch die Geranten zu kontrolliren und die Interessen der Actionäre (der Gesellschaft) zu vertreten und zu wahren, in gegebenen Fällen zu vertheidigen. Ein Mitglied des Ueberwachungsrathes bei der Eisenbahnkasse des Herrn Mirès war der Baron v. Pontalba.

Herr von Pontalba, welcher ein Grundeigenthum zu Mont-l'Evêque im Werth von zwei Millionen besaß und ein erhebliches Einkommen seiner Beziehung zur Eisenbahnkasse verdankte, spielte mit Unglück auf der Börse und wurde der Eisenbahnkasse 1,200,000 Franken schuldig, die auf den Grund von Mont-l'Evêque hypothekarisch vorgemerkt und der Gesellschaft gesichert wurden.

Im Jahre 1858 machte Herr von Pontalba im Interesse der Eisenbahnkasse eine Reise nach Marseille. Im Jahre 1859 wurde er von den Geranten nach Rom geschickt, und ihm die Aufhebung der auf seinem Grundeigenthum lastenden Hypothek von 1,200,000 Franken zugesagt, wenn es ihm gelingen würde, die Unterhandlungen zu Rom, mit welchen er betraut wurde, an ein glückliches Ende zu führen. Die Sendung des Herrn von Pontalba verunglückte aber gänzlich. Er hatte in zwanzig Monaten 259,000 Franken verbraucht, ohne etwas auszurichten. Diese Summe wurde ihm ausbezahlt. Nichtsdestoweniger erhob er nach seiner Rückkehr aus Rom Ansprüche auf die 1,200,000 Franken, d. h. auf die Entlastung seines Bodens von Mont-l'Evêque, die ihm ausdrücklich blos für den Fall eines Gelingens zugesagt worden war. Für seine Reise nach Marseille

verlangte er, die Kosten abgerechnet, nicht mehr und nicht weniger als 300,000 Franken. Natürlich weigerten die Geranten die unmäßigen unverdienten Beträge. Herr von Pontalba drohte eine gerichtliche Klage wegen Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung der Eisenbahnkasse einzureichen, wenn seinen Forderungen nicht Gehör gegeben würde. Da sein Drohen ohne Wirkung blieb, schritt er zur Ausführung, reichte im November 1860 persönlich eine Klage beim Justizminister ein und wendete sich außerdem mit seiner Forderung an das Civilgericht, nachdem er vorher den Buchhalter des Herrn Mirès, einen Herrn Devaux, durch Mittel, welche leicht zu errathen sind, zum Austritt aus dem Hause bewogen und für seine Zwecke gewonnen hatte. Der Minister, Herr Delangle, wies die Klage zurück, Herrn von Pontalba zu größerer Vorsicht einer Anstalt gegenüber rathend, an die so große und zahlreiche Privatinteressen geknüpft sind.

Am 4. Dezember 1860 reichte Herr von Pontalba die Klage beim kaiserlichen Prokurator ein, welche der Justizminister zurückgewiesen hatte und in welcher all die Unregelmäßigkeiten aufgezählt waren, die er der Verwaltung der Eisenbahnkasse vorwarf. Am 15. Dezember 1860 wurde Herr Mirès vor den Untersuchungsrichter geladen, und an demselben Tage noch wurden, wie schon oben angegeben, die Bücher der Eisenbahnkasse unter Siegel gethan. Also gedrängt, in all seinen Operationen gestört, gab Herr Mirès endlich nach, und der Notar, Herr Mocquart, brachte zwischen ihm und Herrn v. Pontalba eine Ausgleichung zu Stande, welcher zufolge Herr Mirès auf die 1,200,000 Franken, welche auf Mont-l'Evêque vorgemerkt waren, verzichtete und seinem Gegner

für die Reise nach Marseille 200,000 Franken (statt 300,000) baar ausbezahlte.

Und um darüber ja keinen Zweifel übrig zu lassen, daß es ihm bei der Angeberei durchaus nicht um das Interesse der Gesellschaft, sondern lediglich um Erpressung von Geldsummen, auf die er kein Recht hatte, zu thun war, stand Herr von Pontalba von der Klage ab, so wie er von Herrn Mirès den unrechtmäßigen Tribut erzwungen hatte. Am 18. Dezember fand die Auszahlung statt, am 19. fielen die Siegel von den Büchern des Herrn Mirès.

Die Aufregung im Publikum aber, durch die Begebenheiten vom 4. Dezember, die mehr oder weniger entstellt bekannt worden, erzeugt und erhalten, wollte sich nicht so leicht, wie die Gerechtigkeit, beschwichtigen lassen und überdauerte den Rückzug der Klage durch Herrn von Pontalba. Von allen Seiten erhob sich ein Geschrei gegen die „verwegene Spekulation", gegen den Mißbrauch, welchen finanzielle Gewandtheit mit der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Menge treibe. Und dieses Geschrei wurde so laut und drohend, daß man es selbst im Palaste nicht überhören konnte. Die Sache kam in einem Ministerrathe zur Sprache, und der Minister, welcher sich ohne Schuld wußte, Herr von Persigny nämlich, hob den ersten Stein auf. „Es bestehe," sagte er, „ein enger Zusammenhang zwischen der Regierung und Herrn v. Mirès, da dieser zwei Blätter verwaltet, welche im Interesse der Gewalt wirken: Le Constitutionnel und Le Pays, Journal de l'Empire. Dieser Zusammenhang, verbunden mit den Gerüchten, welche hochgestellte Personen zu Mirès gesellen, legen der Regierung die Pflicht auf, Herrn Mirès

gegenüber die ganze Strenge der Gesetze in Anwendung bringen zu lassen." Im Ministerrathe erhob sich keine nachdrückliche Einwendung, da Jeder sich verdächtig zu machen fürchtete. Der Kaiser stimmte Herrn von Persigny bei und das Schicksal des Herrn Mirès war entschieden. Es wurde beschlossen, daß der kaiserliche Advocat aufgefordert würde, die Klage aufrecht zu halten, die Herr von Pontalba, reichlich bezahlt, zurückzuziehen für gut befunden. Der kaiserliche Advokat vollzog den Befehl. Am 15. und 16. Februar 1861 wurden die Bücher und Schriften in den Bureaux der Eisenbahnkasse mit Beschlag belegt. Am 17. wurde Herr Mirès verhaftet und nach Mazas gebracht, wo er in strenger Abgeschlossenheit von jedem Verkehr fast bis zu seinem Processe gehalten wurde.

Trostlos erscheint die Abhängigkeit von der Regierung, welche die Gerichte auch bei dieser Gelegenheit wieder an den Tag legten, und der Gehorsam, mit welchem sie sich nach jedem Winke von oben herab richteten, statt mit verbundenen Augen unerbittlich ihren Weg zu gehen. Der Staatsanwalt hätte die Sache fallen lassen, obgleich die Anklage des Herrn von Pontalba eine fortwährende Beeinträchtigung der Gesellschaft durch die Geranten darlegte, wenn ihm nicht vom Ministerium die Weisung fortzufahren zugegangen wäre. So wie aber Herr Mirès von der Regierung dem Gerichte geliefert wurde, da zeigten sich die Vertreter des Gesetzes mit einem Male wie von einer Wuth gegen den Angeklagten ergriffen, so daß der Eifer, mit welchem sie dessen Vernichtung betrieben, sogar die Gegner, ja die Opfer der von Herrn Mirès gegründeten Anstalt empörte. Herr Massé, welcher

bei den Gerichtsverhandlungen, die Angelegenheit Mirès betreffend, den Vorsitz führte und dem es folglich oblag, mit Ruhe und Unbefangenheit, ohne jede Neigung nach der einen oder der anderen Seite hin die Debatten zu lenken, zeigte sich so leidenschaftlich gegen den Angeklagten eingenommen, daß man ihn eher für den Ankläger, als für den Präsidenten zu halten versucht war, und daß sich die öffentliche Meinung nicht ohne einige Lebhaftigkeit gegen ihn aussprach.

Am Abend des Tages, da Herr Mirès zu der größtmöglichsten Strafe verurtheilt wurde, welche von der Zuchtpolizei verhängt werden kann, befand ich mich in einer bürgerlichen Gesellschaft der rue du Sentier. Natürlich daß man kaum von etwas Anderem als von dem gerichtlichen Ereigniß sprechen hörte. Zu meinem Erstaunen hatte die Schadenfreude, mit welcher die arbeitsamen Kaufleute den Sturz des Herrn Mirès vorhersahen, einer milderen Stimmung, ja einer mitleidigen Theilnahme an dem Schicksal des gesunkenen, des verlornen Mannes Platz gemacht.

„Zu fünf Jahren Gefängniß!" sagte ein Hemdenfabrikant, „das ist zu viel, das hört auf Gerechtigkeit zu sein. Zwei Jahre wären mehr als genug gewesen."

„Was der arme Mann von so heftiger Gemüthsart und von so hochgehendem Ehrgeiz nur leiden muß!" sagte ein überaus reicher Modewaarenhändler. „Im Jahre 1858 war mein Sohn auf einem Balle, den Herr Mirès gab. Noch heute erzählt er von der orientalischen Pracht, die da herrschte, von den vornehmen Personen, die den Speculanten umflatterten. Ein Hof war in einen Saal umgebaut worden, der nur für die eine

Nacht zu dienen hatte und den nächsten Tag wieder eingerissen wurde. 100,000 Franken hat die Arbeit gekostet. Und im Jahre 1861 ist er ruinirt, vernichtet, zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt! Dieser Wechsel ist zu fürchterlich!"

„Der Aufwand, den er trieb, ist sein Unglück," meinte ein Bankier, „den verzeihen ihm die Herren vom Gesetze nicht, die sich in den Schulen und Gerichtsstuben jahrelang abmühen, ohne es so weit gebracht zu haben, wie der glückliche Speculant. Wenn auf einem Balle im Stadthause oder anderwärts Frau und Fräulein Mirès mit ihren kostbaren Gewändern, mit ihren Perlen und Diamanten all die Frauen und Töchter der Gerichtspräsidenten, der kaiserlichen Procuratoren, der gesammten Magistratur verdunkelten, so haben diese ihren Zorn den Gatten und Vätern mitgetheilt, der sich nun, da der arme Mirès in ihre Hände gefallen ist, Luft macht. Der Präsident, wie der Staatsanwalt, wie die Richter zeigten sich unerbittlich."

„Es kann talentvollen und thätigen Rechtsgelehrten," bemerkte ein Notar, „in der That nicht angenehm sein, von einem glücklichen Abenteurer ohne Kenntniß, ohne Verdienst überflügelt zu werden.

„Was hat aber diese Unannehmlichkeit mit der Gerechtigkeit zu schaffen?" wandte der Bankier ein.

„Freilich, freilich!" scholl es von allen Seiten, und der Notar hielt es für angemessen, auf diesen Einwurf nichts weiter zu antworten. — —

General Lamoricière.

In einem abgelegenen, von der Erdbeschreibung ungenannten Dörfchen der Picardie, zu Prouzel, starb in der Nacht vom 10. auf den 11. September 1855 ein Soldat, dessen Namen mit der französischen Geschichte der letzten drei Jahrzehnte vielfach verflochten ist, und dessen Ruf von dem einen Ende der civilisirten Welt bis zum andern reicht. Dieser Soldat war General de Lamoricière. Als der Tod unerwartet über ihn kam, erzählte der Bischof von Amiens, welcher zur Begehung der Todtenfeier nach Prouzel gekommen war, griff der Sterbende mit seiner letzten Anstrengung nach dem Crucifix an der Wand, das er im Verscheiden an Herz und Lippen gedrückt. Der päpstliche „Waffenminister" Msgr. Xavier de Merode stellt in seinem Tagesbefehl vom 16. September das Ende des französischen Generals noch malerischer dar. Christoph de Lamoricière, versichert Herr de Merode, wurde auf den Knieen, das Crucifix in den Händen, sterbend gefunden. Es kann füglich kein vernünftiger Mensch sich darüber wundern, daß die Nachricht auf der weiten Pilgerfahrt von Prouzel nach Rom ein wenig sich verändert hat.

Vom Aufgang bis zum Niedergang singen die Diener der katholischen Kirche dem hingeschiedenen Feldhauptmann Loblieder; ihre lautesten Stimmen erklingen zu seiner Ehre. Graf Montalembert hat den „Märtyrer" in einer Schrift verherrlicht; Msgr. Dupanloup will ihn von der Kanzel herab canonisiren. Ueber begabtere Stimmführer verfügt der Vatican nicht.

Wer hätte gedacht, daß es dem warmen Anhänger der orleanistischen Dynastie, dem Kriegsminister der Republik von 1848, so selig ergehen würde.

General Christoph Louis Leon Juchault de Lamoricière hat im Jahre 1806 zu Nantes das Licht der Welt erblickt. Er ist ein Sohn der Vendée, der Provinz, der es Ludwig Napoleon, als er sie besuchen ging, in der alten Krönungsstadt Rheims als Schmeichelei zugerufen, daß ihre Bewohner „Soldaten", „Katholiken" und „monarchisch" seien. Er stammt aus adeligem Geschlechte, dessen Name jedoch erst durch ihn weitgehenden Klang erhalten. Erzogen und gebildet wurde Lamoricière in der polytechnischen Schule, in der Militärschule von Metz und im Feldlager. Als Genie-Officier wurde er mit der ersten Expedition nach Algerien geschickt, und rasch, wie selten Einer, stieg er von Rang zu Rang empor auf der hierarchischen Leiter. Mit 29 Jahren war er Major, mit 30 Oberst, mit 34 was man damals in Frankreich Maréchal de camp nannte, mit 37 General, mit 39 zeitweiliger Gouverneur von Algerien.

Lamoricière zeichnete sich unter den Muthigen als der Muthigste aus; die Gefahr zog ihn an, er ging nicht, er flog ihr entgegen. Es schien, daß er sie in seinem Ungestüm umarmte und erdrückte. Er nahm kaum an einem Treffen Theil, ohne sich durch unerschrockenes Wesen hervorzuthun.

Nichts natürlicher, als daß er unter den Soldaten und bald in ganz Frankreich ein gefeierter, ein populärer Mann wurde. Die kräftige Natur Lamoricière's war wie eine glückliche Ergänzung seiner Tapferkeit. Ununterbrochen 24 Stunden konnte er zu Pferde bleiben

ohne Nahrung zu sich zu nehmen, woher es kam, daß nicht selten der von ihm befehligten Mannschaft übermäßige Anstrengungen zugemuthet, allzu schwere Lasten aufgelegt wurden. Allein die Truppen verziehen ihm die erklärliche Härte. Sie liebten ihn wegen seiner Unerschrockenheit. Ich habe den General im Jahre 1851 gesehen, damals, als er in der gesetzgebenden Kammer saß und die Republik gegen die geheimen und offenen Angriffe des Präsidenten der Republik vertheidigte. Sein Bild schwebt mir noch heute vor. Es war ein untersetzter Mann von mittlerer Größe mit breiten Schultern, auf die man mit allem Vertrauen eine erkleckliche Last hätte legen mögen; er trug einen schwarzen Frack und bewegte sich leichter als sonst an Uniform gewöhnte Officiere in dem bürgerlichen Anzug. Sein Gesicht war stark gebräunt und ließ es merken, daß es den Schlägen von Wind und Wetter getrotzt; die schwarzen Haare, verbunden mit dem feurigen Blick, gaben ihm ein südliches Gepräge. Aus der ganzen Erscheinung sprach Fülle des Lebens und der Kraft, Selbstvertrauen und Zuversicht. Während die Anderen seiner Partei in der schwül gewordenen Atmosphäre ein beklemmendes Mißbehagen zu erkennen gaben, war er guter Dinge, wie ein Mensch, der von dem Schicksal nichts als Gunst erfahren hatte und ferner zu erfahren hofft; es war dem General bis dahin eben Alles gelungen. Nachdem bei Erstürmung von Constantine eine platzende Mine ihn emporgeschleudert und seine Kampfgenossen ihn verloren gegeben, ward er unter einem Haufen verstümmelter, halb verbrannter Leichen der einzig Lebende gefunden; die unsanfte Luft- und Feuerfahrt hat ihm nichts weiter denn eine Beför-

derung zu einem höheren Grad, vom Major zum Obersten, eingetragen und einen Ruf, der immer lauter, immer weiter erklang. Das Bild von Horace Vernet, welches den jungen Major darstellt, wie er, an der Spitze der Zuaven, der Erste von Allen, in die geschossene Bresche von Constantine eindringt, hat vielleicht mehr als Tagsbefehle und Zeitungsberichte zur Popularisirung Lamoricière's beigetragen. Man sah ihn auf dem Gemälde so halb verschwunden im Qualm von Staub und Dampf und vergaß ihn nicht mehr. Lamoricière war kein gewöhnlicher Eisenfresser; er war auch nicht blos ein Murat, der, voranstürmend, eine Reiter-Division zum unwiderstehlichen Angriff fortzureißen vermochte, er war mehr; er dachte und handelte rasch, war erfindungsreich, wenn es sich um Mittel der Aushilfe handelte; mit Einem Blick übersah er die Dinge. Er erkannte ohne lange Prüfung Grund, Bedeutung und Zusammenhang der Verhältnisse, außerdem bediente er sich mit großer Leichtigkeit des Wortes. Kurz, er war stets schlagfertig mit dem Gedanken, mit dem Wort und dem Degen, und hätte seine Leidenschaft nicht häufig seinem Verstand den Vorsprung abgewonnen, er wäre ein Mann erster Größe gewesen.

Oberst Charras, dessen Urtheil in militärischen Dingen als maßgebend gelten mag, sagte im Jahre 1848, daß Lamoricière der einzige französische General der Gegenwart wäre, welcher 100,000 Mann und mehr anzuführen vermöchte; er sei überdieß der Einzige, welcher die Kraft und die Ausdauer hätte, achtzehn Stunden des Tages zu arbeiten.

Auch Cavaignac hatte eine große Meinung von

den Gaben seines Freundes, dem er in einer früheren Zeit untergeordnet gewesen, über den er aber durch den Wechsel der politischen Ereignisse emporgehoben wurde.

Ein Mitglied der Opposition benützte in der Sitzung der verfassunggebenden Versammlung vom 21. October 1848 eine Unregelmäßigkeit bei der Vorrückung Bosquet's vom Oberst zum General, um eine Anklage gegen den Kriegsminister, den General Lamoricière, zu erheben. Er warf demselben Parteilichkeit, ungeziemende Gönnerschaft vor, und scheute sich nicht, von den Launen des Schicksals zu sprechen, welche Unberechtigte an die Spitze des Heeres stellten. Nicht der Kriegsminister, sondern der Präsident der Republik bestieg die Tribüne, um diesen Angriff abzuwehren. „Mich wundert vor Allem," rief Cavaignac dem Ankläger zu, „daß Sie, mein Herr, der Sie dort waren, so gut wie wir, auf dem Boden von Afrika, keinen anderen Grund für die Erhebung dieses Mannes gefunden haben, als Zufall und Glück. Was mich betrifft, wenn ich eine Verwunderung aussprechen soll, so ist es die, ihn in zweiter Reihe zu sehen, während ich mich in der ersten befinde."

Im persönlichen Verkehr war Lamoricière angenehm, anregend, sympathisch. Die Offenheit und Geradheit seines Wesens, die Frische und Lebhaftigkeit seines Geistes, verbunden mit einer gewissen Unbefangenheit und Gutmüthigkeit, nahmen leicht für ihn ein. Alle, die in näheren Beziehungen zu ihm gestanden haben, sind von seiner Weise bestochen und gewonnen. Selbst sein Auffahren, seine Heftigkeit, seine derbe, unparlamentarische Sprache gefielen.

Als in den traurigen „Junitagen" eine Abtheilung

von Nationalgarden vor einer Barricade zurückschreckte, die von den Rebellen ebenso tapfer als hartnäckig vertheidigt wurde, rief ihr Lamoricière, der ihr Zaudern bemerkte, zu: „Nur voran, Cameraden! zeigt doch, daß ihr Männlichkeit besitzt“ — der Anstand verbietet mir, den Ausdruck getreu wiederzugeben — und die Bürgerwehr nahm die Barricade. Trotz des häufigen Gebrauches der mörderischen Waffe, trotz der Gewohnheit, Tod und Verderben nach Kräften zu verbreiten, war Lamoricière nicht nur hochherziger, sondern auch milder menschlicher Regungen fähig. Zur Zeit, als die Erbitterung der Franzosen in Algerien gegen die Araber den höchsten Grad erreicht hatte, weil diese die gefangenen Soldaten unbarmherzig tödteten, verfolgte Lamoricière an der Spitze seines Regiments eine der Tribus, welche sich gegen die französische Herrschaft, trotz geleisteten Eides der Unterwürfigkeit, erhoben hatte. Schon war der Stamm bis ans Meer gedrängt, als der Führer plötzlich seiner Schaar und ihrer Rache Halt gebot. Auf die Frage nach dem Grunde dieser Zurückhaltung erwiderte er später dem Oberbefehlshaber: „Bei der Verfassung, in welcher unsere Soldaten waren, wäre die Rache vielleicht zu streng gewesen.“

Ein Beispiel derselben Sinnesweise gab Lamoricière in dem verhängnißvollen Junikampfe, an welchem er sehr thätig theilnahm. Von einigen Nationalgarden, welche an Wuth gegen die Aufständischen es den Soldaten beiweitem zuvorthaten, wurde, nachdem die Erhebung überwunden war, ein zerlumpter Mann ergriffen, welcher auf die Vertheidiger der Ordnung geschossen hatte. Sie schickten sich eben an, den Rebellen ohne weiteres vermittelst

bleierner Kugeln in die Ewigkeit zu schicken, als der General herbeikam.

„Was soll aus dem Manne werden?“ fragte er, auf den Festgehaltenen zeigend.

„Was er verdient hat,“ entgegnete der Anführer der Nationalgarden, „eine Leiche.“

„Ein elender Strolch wie dieser,“ rief der General sehr lebhaft, wie im Zorne, „ist den Ehrentod von der Hand tapferer Männer nicht werth. Das ist für solches Gesindel!“

Und indem er diesen letzten Satz hinzufügte, entriß er mit den ihm eigenen Ungestüm dem verdutzten Garden das Opfer, und mit einem gewaltigen Fußstoß an die rechte Stelle schnellte er es weit weg aus dem Kreise der Bewaffneten. Der Schelm war gerettet.

Zu den vorzüglichsten militärischen Verdiensten Lamoricière's zählt man, daß er bei der Bildung der Zuaven-Regimenter mitgewirkt; daß er bei den Gefechten von Taydemet und Mascara und nachmals auch bei der Schlacht von Isly dem General Bugeaud von diesem lobend anerkannte Dienste leistete; daß er es war, welcher die militärische Expedition anordnete und anführte, durch welche Abd-el-Kader gezwungen wurde, sich dem Herzog von Aumale zu ergeben. Dieser glänzende Erfolg krönte seine kriegerischen Thaten im Jahre 1847. Zu Anfang des Jahres 1848 kehrte er nach Frankreich zurück, um auf den Bänken der Abgeordnetenkammer Platz zu nehmen, in die ihn die Wähler von St. Calais (Sarthe) geschickt.

Die Schmeichler, welche sich Lamoricière seit seinem unglücklichen Römerzuge erworben, rühmen nun von ihm,

daß er auf der Tribüne so fest, wie auf seinem Streitroß im Sattel saß, und daß er den ersten Rednern seiner Zeit und seines Landes, einem Thiers, einem Guizot, einem Michel de Bourges, einem Ledru-Rollin ꝛc. im Parlament Stand zu halten vermochte. Das Lob ist in hohem Grade übertrieben, obgleich nicht zu leugnen ist, daß er das Wort in seiner Macht hatte und gern gehört wurde, wenn er sprach. Er hatte unstreitig etwas Originelles in Gedanken und Ausdruck, dessen sich allerdings Manche von den besseren Rednern nicht rühmen können. In der Kammer hielt er zu der Partei, welche damals die „dynastische Opposition" genannt wurde, und die Herrn Thiers, natürlich wenn er nicht Minister war, zu ihrem Mitgliede zählte.

Die Bewegung des 24. Februar fand den General Lamoricière auf Seite des Thrones. Als der Volksstrom drohend anzuschwellen begann, wurde Lamoricière von dem dürftigen Rest des fürstlichen Ansehens zum Kriegsminister ernannt. Mit der Kühnheit, die an keine Gefahr denkt, trat er zu Pferde und in der Uniform eines Obersten der Nationalgarde ganz allein vor die aufgeregte Menge, um die Abdankung des Königs und die Einsetzung einer Regentschaft anzukündigen; allein der Bote wurde wie die Botschaft von dem republikanischen Volke mit Ingrimm aufgenommen. Sein Pferd wurde getödtet, und er selbst verdankte sein Leben einigen Arbeitern, welche, sich seiner Heldenthaten in Afrika erinnernd, ihn den Händen ihrer wüthenden Cameraden entrissen. Er zeigte bei dieser Gelegenheit eine Ruhe und einen Gleichmuth, die man dem Ungestümen gar nicht zugemuthet hätte und die den heftigsten Gegnern des Soldatenthums imponirte.

Mit der provisorischen Regierung, welche aus der Februar-Bewegung hervorgegangen, weigerte Lamoricière jede Gemeinschaft; er wies ebenso jede militärische Befehlshaberstelle, wie das ihm angebotene Kriegsportefeuille aufs entschiedenste zurück. Erst als der Juni-Aufstand ausbrach, stellte er sich und seinen Degen dem General Cavaignac zur Verfügung, der diese trefflichen Hülfsmittel natürlich nicht verschmähte und aus dessen Händen der Vendéer das Portefeuille des Krieges annahm (am 28. Juni). Lamoricière hatte, da die Schrecken der fürchterlichen Straßenschlacht, die je geschlagen wurde, nachzitterten, viel mit der Pariser Municipalität und namentlich mit Herrn Edmond Adam, dem Beigeordneten des Maire (maire-adjoint), zu thun, der sich während der gefährlichen Tage durch Muth und Eifer derart ausgezeichnet hatte, daß er in den Regierungskreisen, wo man sein Verdienst um die Sache der Ordnung kannte, der „bürgerliche Held (hérois civil) der Junitage“ genannt wurde. Da General Ray, der mit Bewachung des Stadthauses betraut worden, nach der Ansicht des Herrn Adam seine Pflicht nicht genügend erfüllte, indem er das Andringen der Aufständischen ohne Abwehr geschehen ließ, befahl der Beigeordnete des Maire ohneweiters die Verhaftung des Generals. Und dieser, ohne Rücksicht auf den amtlichen Charakter der Maßregel, hatte, sobald er in Freiheit gesetzt worden war, nichts Eiligeres zu thun, als Herrn Adam zum Zweikampf zu fordern. Vergebens drangen die Freunde in den Maire-Adjoint, eine persönliche Genugthuung für eine Amtshandlung zu verweigern; Herr Adam nahm die Herausforderung an. Das Zusammentreffen fand am Nach-

mittag im Boulogner Gehölz statt und endete mit einer unbedenklichen Hüftenverwundung des Geforderten. Direct vom Kampfplatz begab sich Herr Adam zu Lamoricière, um mit demselben, wie es verabredet war, zu arbeiten. Er holte den General in dem Palais Bourbon ab, wo die Kammersitzungen stattfanden. Als er an dem Arm des Generals dahingeht, begegnet ihnen einer der Volksvertreter, der, als er des Herrn Adam gewahr wird, den Ausruf thut: „Sie hier, es ist glücklich vorüber?"

„Ich bin mit einer leichten Verletzung davongekommen," erwidert Herr Adam.

„Sie sind verwundet?" fragt nun überrascht der General, „warum haben Sie mir denn nichts davon gesagt?"

„Ach, es ist nichts," versetzt verlegen der Maire-Adjoint.

„Sie kommen soeben von dem Terrain?" fragt der General weiter.

„Soeben."

„Wie ist es Einem beim Duell zu Muthe?"

Lamoricière hat sich nie im Zweikampf geschlagen.

Nicht weniger als achtzehn mehr oder weniger bedeutende Feldzüge hat Lamoricière in Afrika mitgemacht, und fast jeder derselben bot ihm Gelegenheit, sich durch persönlichen Muth, durch irgend eine glänzende Waffenthat auszuzeichnen, ja Staunen zu erregen. Nicht als ob er die algerischen Krieger, wie Cavaignac, Changarnier, Bedeau an Tapferkeit und militärischen Vorzügen übertroffen hätte; allein in seinem Auftreten, in seinem Voranstürmen war etwas jugendlich Unbekümmertes, etwas unbesonnen Herausforderndes, das zum Glauben verleitete, daß er nicht

einmal das Bewußtsein der Gefahr habe, welcher er sich entgegenstürzte.

Als General Canrobert, der französische Cunctator (Zauderer), vor Sebastopol lag und die Kampflust der Soldaten im Warten sich abnützen ließ, besprachen zu Brüssel Lamoricière und Bedeau, die erprobten Heerführer von Afrika, den Krimfeldzug. Letzterer entwickelte mit tiefer Sachkenntniß die Vortheile des Systems, welches von Canrobert befolgt worden. „Ich erkenne Sie als meinen Meister an,“ versetzte Lamoricière, „und Sie mögen Recht haben. Ich aber hätte nach dem Sieg an der Alma einen Kopfsprung nach Sebastopol gemacht (j'aurais piqué une tête à Sébastopol) und wäre an der Spitze von einigen Bataillonen zugleich mit den Russen in die Festung eingerückt.“

Die Kriegsthaten Lamoricière's wirkten derart auf die Einbildung der Franzosen, daß sie ihn wie einen Ritter der Sage betrachteten, der, gefeit, mit Drachen und Riesen und anderen Ungeheuern den Kampf bestand. Am besten zeigt die Art, wie Lamoricière zu einer Frau kam, die Wirkung seines Rufes auf die Gemüther. Während seines Aufenthaltes in Paris erhielt er eines Tages den Besuch eines Geistlichen von einem der bedeutenderen Sprengel der Hauptstadt, und der Mann der Kirche machte dem staunenden General die zarte Enthüllung, daß ein Fräulein aus adeliger Familie, ebenso schön als fromm und reiner, makelloser Sitten, für ihn in Liebe entbrannt sei; sie habe ihm vertrauensvoll ihr kindlich Herz eröffnet, und er habe es für wohlgethan erachtet, den gegenwärtigen Schritt zu thun, damit nicht getrennt bleibe, was vereint sein soll, und ein

edles Wesen sich nicht verzehre in ungetheilter Leidenschaft. Auf die Frage des Kriegsmannes, ob das Fräulein ihn denn gesehen habe, antwortete der Geistliche verneinend; zugleich bot er dem General Mittel und Wege, mit dem Fräulein in einem der Pariser Salons zusammenzutreffen, um zu sehen, ob er Sympathie für die junge Dame empfinde. Endlich forderte er dem General das Ehrenwort ab, über den Vorfall ein strenges Geheimniß zu bewahren, wenn es zwischen ihm und dem Fräulein zu keiner Vereinigung kommen sollte. So ward Fräulein d'Auberville, die Tochter eines Edelmannes aus der Picardie, die Frau Lamoricière's.

Von den Eigenschaften Cavaignac's, den er unter den verschiedensten Umständen zu beobachten Gelegenheit gehabt, hegte Lamoricière eine höhere Meinung, als sie sonst vorherrschend war; als Jemand, der dem Besieger der Juni-Bewegung nahe kam, sich einmal mit einiger Wegwerfung über denselben ausließ, entgegnete ihm Lamoricière in der ihm eigenen Weise: „Il est comme un cheval de race, dans l'écurie, il paraît ordinaire, mais sortez-le.“ (Er gleicht einem Vollblutpferd, im Stalle scheint er gewöhnlich, aber lassen Sie ihn hinaus.)

Zu den Seltsamkeiten gehört es, daß Lamoricière sich, wie die anderen militärischen Anhänger der durch die Februar-Erhebung geschaffenen Ordnung der Dinge, als Cavaignac, Bedeau, Charras, Bosquet, einer friedlichen Politik entschieden zuneigte, während die Bürgerlichen des „National“ wie die Jacobiner, mit Ausnahme Robespierre's, im Jahre 1792 zu einem Propaganda-Krieg drängten. Die Soldaten trauten sich die Kraft zu, nach dem Manifest des Herrn v. Lamartine zu regieren und die

Republik ohne Kampf mit der europäischen Reaction zu erhalten.

Die Beförderung Bosquet's, von welcher wir oben gesprochen haben, war, bevor sie General Lebreton zum Gegenstand einer Interpellation in der Kammer gemacht, Gegenstand einer lebhaften Erörterung zwischen dem Haupt der ausübenden Gewalt und dem Kriegsminister. Graf Volabelle erzählte in folgender Weise den Hergang, aus welchem die Verschiedenheit der beiden Charaktere scharf hervortritt: „Schon im Vorsaal, der zum Cabinet des Regierungs-Vorstehers führt, hörte ich einen lebhaften Wortwechsel zwischen den Generalen Cavaignac und Lamoricière. Ich trat ein. „Sie kommen erwünscht," rief mir Ersterer entgegen. „Sie sollen zwischen uns entscheiden. Ich bin der Vorrückung Bosquet's entgegen, weil ich in unserer Lage die strengste Gesetzlichkeit für unumgänglich nothwendig halte." — „Was scheere ich mich um Gesetzlichkeit," fiel der andere ein, „wenn es sich um die wichtigsten Interessen handelt, welche wir zu vertreten haben. Wir können jeden Augenblick an irgend einer Straßenecke ums Leben kommen; es ist nöthig, daß Leute in der Nähe seien, die gleich an unsere Stellen rücken, und Bosquet ist begabter als wir Alle." — Wie wir bereits gesehen haben, hat Lamoricière Recht behalten.

Die Erwählung des Prinzen Ludwig Napoleon zum Präsidenten der Republik mit Uebergehung Cavaignac's, der doch die Juni-Bewegung bezwungen, hat kaum Jemanden in dem Maß überrascht und entrüstet, als den General Lamoricière. Es erschien ihm dieser Act als ein beklagenswerther Fehler und ein Unrecht des Landes; auch ließ er seinen Unmuth überall laut werden, wo er über

politische Angelegenheiten sich auszusprechen gewohnt war. Welch ein Aufsehen mußte es daher machen, welches Erstaunen hervorrufen, als es bekannt wurde, daß der General von dem Präsidenten Ludwig Napoleon mit einer außerordentlichen Sendung nach Petersburg sich betrauen ließ. Die politischen Freunde des republikanischen Ex-Ministers konnten sich kaum enthalten, ihm diese Annahme mit größter Bitterkeit vorzuwerfen. Herr Edmond Adam, zu dem Lamoricière freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten fortfuhr, nachdem die Ereignisse sie Beide von den amtlichen Stellungen entfernt, die sie einander nahe gebracht hatten, nahm sich die Freiheit, eine Erklärung dieses räthselhaften Benehmens zu verlangen. Und Lamoricière gab ihm die feierlichste Versicherung, daß er bei Annahme der Sendung von nichts Anderem als dem Wunsche geleitet wurde, durch genaue Besichtigung des russischen Heeres seinem Lande vielleicht einen erheblichen Dienst zu leisten. Nach dem Sturze des Ministeriums Odilon-Barrot, das ihm eine Bürgschaft der fortdauernden Gesetzlichkeit war, drang der General auf seine unmittelbare Abberufung aus der Hauptstadt Rußlands.

Da er die Hinreise über Berlin gemacht und den Rückweg über Wien genommen, war es dem General möglich geworden, sich ein Urtheil über die Armee der drei Nordmächte zu bilden, und als man ihn nach dem Ergebniß seiner Beobachtungen in dieser Beziehung befragte, that er diesen Ausspruch: „Die Bedeutung des russischen Heeres wird von den Gerüchten weit übertrieben, es steht dem preußischen nach. Nach der französischen Armee ist die österreichische die erste.“

Bis zum Augenblick, als die verwegenen Beschlüsse

Napoleon's deutlich wurden, hielt sich Lamoricière zu der conservativen Majorität, nur die italienische Politik des Präsidenten anlangend, stimmte der General mit der widerstrebenden Minderheit; diese Thatsache verdient mit besonderem Nachdruck hervorgehoben zu werden, weil sie dem Eifer entgegentritt, mit welchem die Anhänger des Vaticans sogar die Vergangenheit des Generals mit Beschlag belegen, und weil sie die frommen Erläuterungen, welche über das spätere Benehmen des Generals gegeben werden, auf ihr rechtes Maß zurückführt. Lamoricière verwarf das kriegerische Unternehmen gegen die römische Republik, er stimmte für Garibaldi's Freiwillige gegen die französischen Truppen, ebensowie er bei jeder Gelegenheit für die republikanischen Einrichtungen auftrat, seine Stimme abgab gegen die Revision der Verfassung und für Uebertragung der höchsten Kriegsgewalt an die Kammer.

Zum Ruhme des Generals sei es gesagt, daß man ihn im Elysée von allen Persönlichkeiten für die gefährlichste und am meisten geeignet hielt, der Durchführung des Staatsstreichs mit Erfolg entgegenzutreten. Man fürchtete sein stürmisches, unbezähmbares Wesen, die verführerische Gewalt, welche er auf die Truppen ausübte. Wie leicht hätte sein Aufruf den gewohnten Gehorsam finden können. Natürlich war er der Erste auf der Liste der Männer, welche in der Nacht vom 1. auf den 2. December 1852 festgenommen und über die Grenze gebracht wurden, damit sie die Gesetze des Landes nicht vertheidigten. Der Staatsstreich wurde vollzogen. Mit weittönendem Geräusch verweigerte der General den Eid der Treue, der ihm von der neuen Gewalt abgefordert wurde, und in jahrelangem Exil seiner ruhmreichen Laufbahn entrückt, bald vergessen von seinem

Vaterlande und der Welt, vertrauerte er, der Thatendurstige, ein thatenloses Leben. Erst im Jahre 1857 wurde ihm vom Kaiser Napoleon die Erlaubniß ertheilt, nach Frankreich zu kommen, um ein Kind, das plötzlich der Tod daselbst ereilt, zu begraben. Von da ab blieb der General wohl in der Heimath, doch lebte er zurückgezogen von dem öffentlichen Treiben, unversöhnt mit der neuen Ordnung der Dinge. Dem Orleanismus war er ergeben gewesen, der Republik hatte er sich angeschlossen und nachher für das Princip der Legitimität sich erklärt und gefochten; zu einer Einigung mit dem Bonapartismus war er jedoch nicht zu bewegen, wie groß auch die Vortheile waren, die sie ihm in Aussicht stellte, wie theuer das Zerwürfniß ihm auch zu stehen kam.

Im Jahre 1859 zog plötzlich ein Gerücht durch die civilisirte Welt, welches hier Schrecken, dort Genugthuung, bei den Einen Unmuth und Bedauern, bei den Anderen Zweifel, überall Verwunderung erregte und den verschollenen Namen des Generals tausendstimmig wiedertönen ließ. Lamoricière, besagte das Gerücht, hat vom Heiligen Stuhl die Aufforderung erhalten und angenommen, an die Spitze der päpstlichen Armee zu treten und den Kirchenstaat gegen den Andrang der italienischen Revolution zu vertheidigen. Was so Viele für unglaublich hielten, geschah wirklich.

Lamoricière, nachdem er hierzu von der kaiserlich französischen Regierung die Erlaubniß erhalten, begab sich im April 1860 nach Rom, um den Oberbefehl über die päpstlichen Truppen zu übernehmen. Seine erste Kundgebung auf dem neuen Posten war ein Aufruf an das Heer, in welchem er die Revolution mit dem Mahome-

danismus verglich, die er zu bekämpfen gekommen sei. Man glaubte nicht anders, als der Tagesbefehl sei ein unterschobener und habe den General eines anderen Landes zum Verfasser, so fremdartig klang diese Sprache aus dem Munde Lamoricière's. Der Tagesbefehl war aber echt.

Niemandem kam diese Herausforderung gelegener als der Regierung von Piemont, die nun einen passenden Vorwand gefunden, einen längst gehegten Plan auszuführen. Sie ließ ihre Truppen unter den Generalen Cialdini und Fanti in das Kirchengebiet einrücken (September), Perugia einnehmen, und bei Castelfidardo ward das zusammengeraffte Heer unter Lamoricière fast gänzlich aufgerieben. Der französisch-römische General warf sich nach Ancona; allein er wurde nach einer kurzen Belagerung zur Uebergabe der Stadt gezwungen. Das war das Ende von dem Liede, das so pomphaft angestimmt worden.

Nach dieser Niederlage veröffentlichte Lamoricière eine Denkschrift, durch die er nachzuweisen suchte, daß sein Unternehmen zum größten Theil an den Verwaltungs-Uebelständen zu Rom gescheitert und folglich keineswegs so abenteuerlich war, als man allgemein glaubt.

Bisher hat es Niemand mit einiger Bestimmtheit anzugeben vermocht, was den General Lamoricière zu dem Unternehmen veranlaßte. Bald soll ihn der jähe Tod seines Sohnes zur Frömmigkeit gestimmt, bald seine Frau als niedliche Omphale diesen Herkules bezwungen und in die eingeschlagene Richtung geschoben haben. Dann soll es die angeborne Lust am Kriegshandwerk, dem er so lange entrückt geblieben, gewesen sein, welche den Ge-

neral nach Rom geführt. Endlich hätte ihn der Haß gegen Napoleon III. geleitet, den er zugleich mit der italienischen Revolution zu bekämpfen geeilt. Dem sei wie ihm wolle; es war entweder Schwäche des Verstandes oder der Ueberzeugung, welche zu dem Schritte geführt. Die Geschichte wird das Lob nicht unterzeichnen, welches dem dahingeschiedenen General von vielen Seiten zu Theil wird. Muth macht den Soldaten, den Mann und den Bürger macht der feste Grundsatz. Die Lanzenknechte der Condottieri schlagen sich vortrefflich für und gegen was immer; allein sie haben kein Recht auf höhere Werthschätzung. Was die Gefühle eines jungen Mädchens besticht und die National-Eitelkeit eines militärischen Volkes kitzelt, besteht noch lange nicht vor dem ernsten unbeugsamen Urtheil. Nicht wie er sich schlägt, sondern wofür er sich schlägt, unterscheidet den Helden vom Eisenfresser, den Halbgott vom Ungethüm. Was sind Cäsar und Napoleon I., die Länderverwüster, im Vergleich zu Hannibal und Washington. Lamoricière hat durch seinen letzten Feldzug bewiesen, daß er zu der Höhe bei weitem nicht hinanlangt, wo die Zierden des Menschenthums stehen. Ich weiß sehr wohl, daß Viele nur deshalb den verstorbenen General zum Himmel erheben, um den Bonapartismus zu Boden zu drücken; werthlose Schlauheit, eine pure Entstellung der Wahrheit. Auf dem geistigen Gebiete bleibt die Aufrichtigkeit die beste Kriegslist. Wo war die Fahne Lamoricière's? fragen wir. Hier und da und da und dort, wie Figaro, zuerst der St.-Simonistischen Lehre zugethan, später Orleanist und in der dynastischen Opposition, dann im republikanischen Lager und zuletzt mit den Cardinälen An-

tonelli und Merode im Bunde, hat Lamoricière fast alle Farben bekannt. Viele rechnen es ihm zum Lobe an, daß er treu zu denjenigen hielt, mit denen er sich vereinigte, und daß er unfähig war, eine Sache zu verrathen, für die er sich erklärte. Geringes Verdienst unseres Erachtens, welches nur in einer Zeit moralischer Erschlaffung irgendwie hervorgehoben werden mag. Wie dem Bonapartismus, hätte er müssen sei es nun der Republik oder den römischen Bestrebungen entgegentreten. Die Gefälligkeit gegen beide beweist Unechtheit der Gesinnung oder wenigstens Flüchtigkeit und Unreife des Gedankens. Entweder rechts oder links! Mitten durchschlüpfen nur die Speculanten, die Glücksritter mit elastischem Gewissen, die an allen reichbesetzten Tafeln schmarotzen und um alle goldenen Erfolge tanzen. Wer zwischen beiden hin und wider schwankt, den regieren, wenn nicht wechselnde Interessen, Wallungen der Leidenschaft.

Louis Veuillot.

December 1866.

Nie wohl hat es einen rasenderen Fechter gegeben, als den Publicisten Louis Veuillot. Seine Feder ist ein Schwert, das stets gezückt zum Einhauen bereit ist. Doch gleicht er nicht dem Ritter, welcher würdevoll für eine ihm heilige Sache einsteht, der den Schwachen schont und dem Starken trotzt, sondern dem Raufbold, der mit allen Leuten anbindet, die ihm in den Wurf kommen, der in Schänken Händel

sucht, auf zu Boden Geworfene barbarisch tritt, zur Genugthuung und Freude des Haufens, dem es immer wohlgefällt, wenn Jemand im Leben oder auf der Bühne einen tüchtigen Hieb abkriegt. Nicht einmal den armen Boniface hat Louis Veuillot in der Raufschrift: Les odeurs de Paris anzufallen verschmäht; den armen Boniface, dem beim Constitutionnel die harmlose Aufgabe zufällt, Artikel zu unterzeichnen, die Jemand geschrieben, der verborgen bleiben will, und gelegentlich über Kaiserreisen immer dasselbe von dem Enthusiasmus der Bevölkerung dem Blatte zu berichten. Der arme Boniface, der in seinem Leben durch nichts hervorgetreten aus dem Dunkel seiner bescheidenen Stellung, kann wirklich nichts dafür, daß die weltliche Gewalt des Papstes so hart bedroht ist, wenn auch sein Name unter Auslassungen zu lesen gewesen, die aus dem Ministerium des Aeußern an den Constitutionnel gelangt waren. Die Heftigkeit und das Ungestüm Veuillot's liegen eben in seinem Temperamente und wurzeln keineswegs in dem Eifer seiner Frömmigkeit. Als der vermessene Schriftsteller vor 35 Jahren in dem Regierungs-Organ L'Echo de la Seine Inférieure zu Rouen für den Orleanismus eintrat, benahm er sich gegen das republikanische Blatt in demselben Orte, Le Journal de Rouen, so ungeberdig, daß es zwischen ihm und Herrn Visinet, einem der Mitarbeiter an der angefeindeten Zeitung, zu einem Zweikampf fast auf Tod und Leben kam. Nicht weniger als vier Kugeln hatten die erbitterten Streiter gewechselt, ohne daß sie von dem blutigen Spiel ablassen wollten, und nur der entschiedenste Widerstand der Zeugen vermochte dem Kampfe ein Ende zu machen. An Proben von Muth, selbst an persönlichem Muth, fehlt es in der Laufbahn Veuillot's ebensowenig, wie an Proben

jener Feigheit, die den Ueberwundenen mißhandelt, die den zu Boden Geworfenen beschimpft. Vor dem Duell mit dem Journalisten mußte sich Veuillot mit einem Schauspieler schlagen, dessen Frau er in einer Theater-Besprechung aufs ungebührlichste beleidigt hatte.

Zu jener Zeit war unser Held beiweitem nicht der fromme Mann, für den er jetzt gehalten sein will, ja es gefielen ihm gar sehr die weltlichen Dinge. Seine heilige Dreieinigkeit waren: Wein, Weiber und Gesang; insoferne hielt er es sogar mit dem Lutherthum. Auch noch in einer anderen Beziehung war er damals anders gesinnt als er sich jetzt zeigt. Er verachtete und geißelte nicht wie jetzt die officiöse Abhängigkeit. Mit allem Behagen sog er den Duft der Preßbureaux ein, den er jetzt als einen Pfuhl der Hölle behandelt.

Seine Lieblings-Literatur waren schlüpfrige Romane, und seine ersten schüchternen Versuche auf dem Gebiete dieser Gattung sind erbauliche Büchlein, die zwar nicht wegen ihres künstlerischen Werthes, wohl aber als Sittenbilder nicht nur jener bewegten Zeit, sondern ihres Verfassers Beachtung verdienen. Besonders ist den Meinungsgenossen und Anhängern des frommen Veuillot die Erzählung zu empfehlen, welche den Titel führt: „Vergnügungen, Betrachtungen und Vorgefühle eines Ehemannes auf dem Balle" (Plaisirs, Reflexions et Pressentiments d'un mari au bal). Auch die „Geschichte zweier Liebhaber und eines Apothekers" (Histoire de deux amants et d'un apothicaire) verdient einige Berücksichtigung von denen, die sich über die Wandlungen des religiösen Helden Aufklärung zu verschaffen wünschen. Es wäre wahrlich schade, wenn die literarischen Anfänge des starren Eiferers für Tugend und

Religion in Vergessenheit geriethen. Großes Wohlgefallen fand Veuillot an verbuhlten Gesängen, an erotisch stark gewürzten Strophen; gewiß, Theresa mit ihrem Sapeur, die er jetzt so unerbittlich seine r ascetischen Strenge opfert, hätte damals seiner lüsternen Seele hoch angeschlagene Genüsse bereitet; er schwärmte für die lustigen Weisen des Béranger, den er seit seinem Uebertritt zur mittelalterlichen Lehre von der aufgedrungenen Seligkeit zu mißhandeln keine Gelegenheit vorübergehen läßt.

Die Hingebung, mit welcher Veuillot der stark voltairisch gefärbten Regierung des Juli-Königs diente, bezeugen zwei andere Duelle, die er gegen Legitimisten zu bestehen hatte, als er, 1833 an dem Regierungsblatte zu Perigueux, Le Memorial de la Dordogne, mitwirkend, in der ihm eigenen herausfordernden Weise den Kerkermeister der Herzogin von Berry, Marschall Bugeaud, gegen weiße und schwarze Angriffe und zugleich gegen die allgemeine Empörung der Gemüther in Schutz nahm.

Zum Dank für den erheblichen Dienst gewährte der Marschall dem Journalisten seine Gönnerschaft, nahm ihn ein Jahr darauf nach Algerien mit und verschaffte ihm amtliche und halbamtliche Stellungen von mehr oder weniger reichlichem Ertrage. Veuillot ließ sich die Früchte, die ihm in der Atmosphäre des Preßbureaus reiften, ebenso wie die Abhängigkeit, die mit dem Genuß der verborgenen Aepfel zusammenhängt, sehr wohl schmecken.

Im Jahre des zweifachen Heils 1838, nachdem er so lange schon das Brod der gottlosen Juli-Herrschaft gegessen und ihr Lied gesungen, kam die Gnade des Herrn über den Verirrten. Wie dem berühmten Prediger Lacordaire, der mit Lamennais und Montalembert im L'Avenir die Da-

naiden-Arbeit unternahm, die liebevolle Einigung der Kirche mit der Freiheit zu Stande zu bringen, wie dem Theaterhelden Mortimer, ging dem profanen Zeitungsschreiber in der Ewigen Stadt das Licht des Glaubens auf. In welcher Weise das Heil über ihn gekommen, ob durch den Einfluß der Todten oder Lebendigen, ob in der Peterskirche oder im Vatican, oder auf den Trümmern des Campo Vaccino, das verschweigt die Geschichte, und da es in dem gegenwärtigen Abriß nur um Thatsachen sich handelt, sei jede Vermuthung, wie diese Bekehrung sich vollzogen haben mag, somit unterdrückt.

Genug, Louis Veuillot war seit seiner ersten Römerfahrt ebenso fanatischer Katholik, als er bis dahin ein fanatischer Orleanist gewesen war; er erhob sich mit aller Kraft seines heißen Blutes für jeden Beschluß, für jede That und gegen jeden Widersacher des Vaticans, wie er bis dahin für Alles eingestanden, was aus den Tuilerien kam. Veuillot mag sich dagegen sträuben wie er will, er war von jeher und ist auch jetzt noch ein officiöser Schreiber, der auf der einen Seite Alles ohne Prüfung, ohne Unterscheidung gutheißt, auf der entgegengesetzten Seite Alles verwirft. Ob die Eingebung aus einem geistlichen oder profanen Palaste kommt, ob sie eine Kutte oder einen Frack trägt, das thut doch wohl nichts zur Sache.

Eine bemerkenswerthe und charakteristische Eigenthümlichkeit ist es, daß Veuillot, obgleich schon gebenedeit, nicht unmittelbar nach seiner Rückkehr aus der Ewigen Stadt seine Umkehr von dem weltlichen Treiben vornahm, sondern daß er von seinem Freund, dem Marschall Bugeaud, eine Anstellung im Ministerium des Innern sich erwirken ließ und auf dem Posten noch achtzehn Monate verblieb.

In den Mußestunden schrieb er zwei Bände „Schweizer Wanderungen“. Durch dieses Zaudern erinnert Veuillot an den heiligen Augustin, der seinen Uebertritt vom Genuß zur Entsagung von Tag zu Tag hinausschiebend, immer im Gebete rief: Cras, domine! (Morgen, o Herr!)

Nachdem die gedachten zwei Bände erschienen waren, verläßt Veuillot die Stelle im Ministerium und weiht seine Kraft und seine Zeit dem geistlichen Organe L'Univers, das er vom Jahre 1843 bis 1860 leitet und belebt, und in welchem unstreitig der Kern seines Wirkens enthalten ist.

Die Art und Weise, wie Veuillot die Interessen der Kirche vertrat, gefiel selbst in seinem eigenen Hause nicht Allen. Die Besonneneren und Einsichtigeren unter den Katholiken erkannten, daß der wüthende Kämpfer der Sache, die er zu verfechten sucht, weit mehr schadet als nützt und daß er, wenn auch von den heiligsten Absichten belebt und mit dem besten Willen von der Welt, den Gegnern der Kirche in die Hände arbeitet. Sie gewahrten, und wie hätte es ihrer Beobachtung entgehen sollen, daß fromme Gemüther in ihrer Einfalt und Unbefangenheit zurückschreckten vor einer Autorität, in deren Namen ein beglaubigtes Blatt die Inquisition als ein ehrenwerthes, heiliges Institut und die Scheiterhaufen mit bratenden Ketzern darauf als ein gottgefälliges Schauspiel darstellt. Den aufmerksamen Blicken der Beobachter mußte es auffallen, wie tief gläubige Seelen durch den schroffen Ton, durch die wilde Sprache in dem religiösen Organ sich verletzt fühlten und an ihrer eigenen religiösen Ueberzeugung irre wurden. Gute Katholiken erhoben laut und ernstlich Einsprache gegen das gewaltsame, unchristliche Gebahren in den Spal-

ten des Univers, gegen den Scandal für ehrliche und fromme Leute, in einem Blatte, das sich zum Vorkämpfer des Glaubens aufwirft. Lacordaire verwarf die Doctrinen des Univers und die Form, in welcher sie auftraten, als unverträglich mit der christlichen Liebe. Montalembert erblickte in dem unbändigen Toben des katholischen Organs eine Gefahr für die Interessen, die es zu fördern suchte. Um 1853, als der fanatische Wahnsinn des Univers den höchsten Grad erreichte, traten zweiunddreißig französische Bischöfe, 32 von 88, öffentlich gegen das verderbliche Wirken des Univers auf, indem sie die Lesung dieses Blattes den Geistlichen ihrer betreffenden Sprengel untersagten. Da aber Veuillot an diese Zurechtweisungen sich nicht kehrte, sondern vielmehr den ehrwürdigen Herren in der schnödesten Weise entgegentrat, erließ Monseigneur Sibour, Erzbischof von Paris, am 17. Februar 1853 gegen die Zeitschrift einen Bannbrief, in welchem er allen geistlichen und religiösen Gemeinschaften auftrug, das widerspenstige Blatt zu meiden. „In Erwägung", hieß es zur Begründung der Maßregel in dem Erlaß, „daß L'Univers trotz unserer Warnung und seines bestimmten Versprechens die Regeln der religiösen Auseinandersetzung, der christlichen Liebe und selbst der gewöhnlichen Höflichkeit verkannt hat, daß es, anstatt mit Maß und Besonnenheit abzuhandeln, um seine Meinungen und Lehren festzustellen, seine Zuflucht zum Hohn, zur beleidigenden Verlästerung nahm, um Personen herabzuwürdigen; daß es französische Geistliche und Bischöfe beleidigt hat, haben wir beschlossen und beschließen ꝛc. ꝛc."

Allein Louis Veuillot ließ sich durch diese gewichtigen Kundgebungen nicht irremachen, sondern beschloß, gegen die ihn treffenden Urtheile der Prälaten Berufung

bei einem höheren Richter einzulegen. Er ging nach Rom, wo er die Sache vor den Richterstuhl des Oberhauptes der katholischen Kirche brachte. Und siehe, er war es, der gegen die Prälaten den Prozeß gewann. Im Vatican wurde ihm Recht gegeben, nur daß man ihm bedeutete, daß die Form, in welcher das Univers die „theologischen Wahrheiten" verkündet, nicht ganz angemessen sei. Natürlich setzte das Univers sein Wüthen fort, bis die napoleonische Regierung 1860 seinem Leben ein Ende machte, weil ihr die Lebhaftigkeit mißfiel, mit welcher das Blatt die weltliche Gewalt des Papstes vertheidigte, und sie in diesem Auftreten eine Gefahr für die öffentliche Ruhe (paix publique) erblickte.

Monseigneur Dupanloup, der akademische Bischof von Orleans, ließ jedoch durch die päpstliche Entscheidung sich nicht abhalten, das Aergerniß verbreitende Blatt in seinem Sprengel zu verbieten, und andere Prälaten ahmten das Beispiel nach. Für Veuillot kann es kein härteres Verdammungsurtheil geben, als den Umstand, daß Monseigneur Dupanloup, der eben auch keinem Strauß aus dem Wege geht, wenn es gilt, ein katholisches Interesse zu vertheidigen, der seine Gegner ebenfalls nicht schont, wie es Renan und Andere bezeugen können, daß Monseigneur Dupanloup, vor dessen überlegener Begabung die Prälaten-Versammlung zu Rom sich beugte, zu den entschiedensten Gegnern der Bestrebungen des Univers gehört hat.

Die verbitterte Bosheit Veuillot's rührt zum Theil, wie bei Richard III., von seinem unvortheilhaften, zurückstoßenden Aeußern her. Schon in der Weinschenke seiner Eltern zu Bercy machten sich die Gäste über die von

Blatternarben arg entstellten Gesichtszüge des Knaben lustig und nicht selten kränkten ihn die unziemlichen Späße so sehr, daß er sich in eine Stube zurückzog, um da ungesehen und ungestört zu weinen. Er ist nicht schöner geworden, nur machen ihn seine Erfolge und sein Ruf anziehend, und die Gesellschaft, in welcher er sich bewegt, gibt sich alle erdenkliche Mühe, ihn angenehm, selbst äußerlich angenehm zu finden. Die Damen, welche ihm nahezukommen das Vergnügen haben, versichern, daß sein Geist die Blatternarben verdeckt.

Louis Veuillot zahlt nun Anderen heim, was er von den rohen Gästen der Schänke zu leiden gehabt. Mit Jubel begrüßte Veuillot die Februar-Bewegung, welche das Bürgerkönigthum stürzte, von dem er so viele Jahre besoldet gewesen. Wie Montalembert ließ er im ersten Schreck die Republik leben, um sie gleich darauf zu bekämpfen und Alle, die an ihr hingen, zu beschimpfen.

Nach dem Staatsstreich aber zeigte Veuillot die ganze Abscheulichkeit seiner Natur. Zu Paris hatten Napoleon's Soldaten siegreich die Gesetze des Landes mit klirrendem Fuße zertreten. Das Blut der Erschlagenen feuchtete den Boden der Hauptstadt. Die Vertreter der Nation waren versprengt. Die wenigen Fahnenträger des mißhandelten Rechtes waren verhaftet und in Verbannung geschickt. In den Gassen, auf den öffentlichen Plätzen das Schweigen des Entsetzens. An allen Ecken und Enden lauert der Häscher, und wehe dem Besiegten, der einen Schmerzensschrei hören läßt. In den Provinzen kämpfen zerstreut noch einige Häuflein den verzweifelten Kampf für das zertretene Gesetz. Sie müssen unterliegen. Der Sieger selbst kann sich der Ehrfurcht vor solchem Muth, vor so großem,

so unverdientem Unglück kaum erwehren. Und in dieser unheimlichen Stille läßt die Stimme Veuillot's sich hören. Allein nicht Worte des Trostes, der Beschwichtigung, nicht Worte der Versöhnung spricht der Mund des religiösen Journalisten. Nein! das „Heisa drauf!" der Bartholomäus-Nacht ruft er den würgenden Schaaren zu. Er macht den öffentlichen Ankläger, eine Art Fouquier-Tinville des bonapartistischen Gewaltstreiches.

„Es ist gar nicht weiter nachzudenken," schreibt Veuillot im Univers vom 11. December 1851, „über den schrecklichen und scheußlichen Charakter der Erhebung, der mehrere unserer Departements zur Verzweiflung bringt. Die Thatsachen sprechen für sich laut genug. Der Socialismus, in seinen Anstrengungen glücklicherweise überflügelt und glücklicherweise unterdrückt, hält Alles, was er versprach. Man weiß und sieht heute, was 1852 gewesen wäre. Man begreift die Unverschämtheit der Drohungen, welche von den Adepten der geheimen Gesellschaften an die Behörde, an das Eigenthum, an die gesammte Civilisation gerichtet wurden. Man versteht auch die höllische Geduld, welche den Moment des Schlages aufgeschoben hat. Für ein so großes Verbrechen war eine einmüthige Anstrengung nöthig. Was die Verschwornen thun wollten, das konnten sie nur thun, wenn sie sich Alle auf einmal erhoben. Niemals in den Jahrbüchern der Entartung ist so etwas Verabscheuungswürdiges erdacht worden."

„Seit dem 2. December," schreibt Veuillot am 20. December, „gibt es noch in Frankreich einen Platz für das Gute, eine Bürgschaft für die Ruhe, eine Zukunft für die Civilisation. Man darf hoffen, daß die Gesetze und nicht die Verbrechen wiedererstehen werden. Das

Eigenthum hat nicht mehr die Plünderung, die Familie nicht die Entehrung und die Zerstörung, und die Religion nicht mehr das Märtyrerthum in Aussicht ꝛc." O Nemesis! Der Heiland des December hat seinem Schmeichler die Feder entrissen, als derselbe sie zu Gunsten eines andern Herrn gebrauchen wollte. Nun freilich widerruft Veuillot, es will ihm der Sieger von Solferino nicht mehr als der rechte Erlöser der Menschheit erscheinen. Und er lehnt sich auf in „Les Odeurs de Paris" wie in früheren Schriften gegen die Allgewalt der bonapartischen Herrschaft. Zu spät! Tu l'as voulu, Georges Dandin!

Einen Menschen, der eine solche Vergangenheit hinter sich hat, wie Veuillot, wagten einige Kritiker mit Proudhon zu vergleichen! Ja, was noch unglaublicher klingt, Herr Veuillot protestirt in einem Schreiben an Herrn Jouvin vom „Figaro" gegen den Vergleich und benützt die Gelegenheit, um feige den todten Riesen zu nasenstübern, dessen Unbescholtenheit und Würdigkeit Feinde wie Freunde anerkennen, dem Niemand die Höhe der Begabung, die Reinheit des Strebens, die Tiefe und den Reichthum der Gedanken abzusprechen auf den Einfall geräth. Dem lebenden Proudhon hat Veuillot nie gewagt, nahezutreten; aber auch der Todte vertheidigt sich hinreichend selbst. Der nachgesendete Pfeil vermag dem gewaltigen Agitator auf geistigem Gebiete auch nicht die Haut zu ritzen. Die Herren Boniface, Albert Wolff, Alberic Second und Fräulein Theresa können sich rühmen, nebst Homer, Sophokles, Voltaire, Victor Hugo und nun auch Proudhon von Veuillot beschimpft worden zu sein. Veuillot ist doch im Ganzen ein ungeschickter Geselle.

Emil Ollivier.

April 1867.

Eine traurige Klugheit ist es, die Herrn Emile Ollivier im öffentlichen Leben leitet — verleitet. Möglich, daß er Minister wird und daß der vorübergehende Glanz der hohen Stellung auf seine krumme Laufbahn fällt; anders als vorübergehend kann der Glanz wohl nicht sein. Wie die Dinge jetzt stehen, wagen selbst die Hoffnungsreichsten unter den Anhängern des Bonapartismus nicht, dem Kaiserthrone eine Dauer über das Erdenwallen Napoleons III. hinaus vorherzusagen. Und für die kurze Herrlichkeit so viel Selbstentwürdigung, die Hingabe eines ehrenvollen Rufes, der Achtung der Besseren und Besten. Selbst vom Standpunkte einer unerschütterlichen Buchhalterseele berechnet, ist der Einsatz viel zu groß für den Gewinn, der Preis im Verhältniß zur Erlangung ein viel zu hoher. Für die Werthschätzung, für das Lob der ehrenwerthesten Leute die Gnade des Dezember-Messias! Nein, auf den Tausch kann nur ein durch Habsucht um den Verstand gebrachter Spekulant eingehen. Herr Ollivier macht ein unvortheilhaftes Geschäft, und Ludwig Napoleon macht eben auch keinen glücklichen Kauf an dem Ueberläufer. Sie sind Beide betrogen.

Es ist doch seltsam, eigentlich kaum zu begreifen, daß Fürsten von jeher Menschen, die ihre Selbsterniedrigung zu verwerthen suchen, die ihre Ehre wie eine falsche Münze verschleudern und alle Würde in ihrer feilen Unterthänigkeit aufgehen lassen, Männern vorgezogen haben, die durch ihr gerades, offenes Wesen, durch die

Vorzüge des Geistes und Charakters eine Bürgschaft ihrer Brauchbarkeit und zugleich Verläßlichkeit geben. Die Schmeichelei mag wohl süß verwöhnte Ohren und arglosen Sinn verführen, die Unterwürfigkeit mag dem Unerreichbaren etwas ganz Natürliches, Unerläßliches scheinen und das Wohlwollen bestechen; aber selbst diese menschliche Schwäche in Erwägung gezogen, bleibt noch immer unerklärt, wie es möglich ist, daß offener Abfall von einer hochgehaltenen vertretenen Sache, unumwundene Treulosigkeit gegen Verbündete und Kampfgenossen Vertrauen und Gunst der Mächtigen zu erwerben vermögen.

Herrn Emile Ollivier kann es übrigens widerfahren, daß seine theuerste Hoffnung, wiewohl der Erfüllung nahe, nie sich erfüllt, und daß ihm das Portefeuille wie ein neckischer Kobold entschlüpft, wenn er am gierigsten darnach greift und es zu fassen wähnt. Denn von allen Seiten lauern Umstände, bereit, sich zwischen „Lipp' und Kelchesrand" zu drängen. Eine Fluth von Ereignissen in dem einen oder andern Sinne kann hereinbrechen, die Herrn Ollivier mit seiner liberalen Aufschneiderei, mit seiner Gedanken-Ohnmacht, mit seiner aufgeriebenen Popularität für immer beiseite spült. Der politische Ischariot wäre um seinen Kaufschilling gebracht.

Und er konnte es so hoch bringen in jedem Sinne des Wortes, der Thor, dem das Glück seine Gaben in verschwenderischer Fülle entgegenbrachte, und der, den Werth der Dinge verkennend, dauernd das Kostbare verscherzte, um einen Scheingewinn zu erjagen.

Ollivier war von den Fünfen Einer, die Zeugniß zu geben hatten, daß mitten in der allgemeinen moralischen Zerstörung etwas Kraft, Muth und Hoffnung aufrecht

geblieben, die, wie das leichte Wölkchen am Himmel, eines Tages zu einer drohenden Macht anwachsen, sich ausbreiten können. Durch den schweren Kampf gegen die erdrückende Mameluken-Ueberzahl haben die Fünf ein Theilchen von dem Ruhme der Thermopylenhelden erworben. Sie hatten alle Aussicht, in nicht allzu ferner Zeit den Dank ihres Vaterlandes in Empfang zu nehmen. Ollivier, und mit ihm Darimont, hat durch den Abfall von der heiligen Sache der Unterdrückten nicht nur sich selbst, sondern auch die Mitkämpfer um den ehrenden Lohn gebracht; die Beiden haben dem schönen Schauspiele des heldenmüthigen Widerstandes die erhebende Wirkung benommen. Schade. Nie vielleicht ist es Jemandem vom Verhängniß so leicht gemacht worden wie Ollivier, seinem Namen einen ehrenvollen Platz in der Geschichte seines Landes zu sichern. Nie vielleicht hat Jemand große Erwartungen, die man an ihn geknüpft, schnöder getäuscht als Ollivier.

Es war im Jahre 1850, einige Zeit nach meiner Ankunft in Paris, als ich bei Madame Valèche, rue Jacob, eingeführt wurde. Madame Valèche gab gegen billigen Preis zu essen, einfache, gesunde Kost, nachdem nämlich ihr Mann durch verfehlte Spekulationen ein Vermögen verloren hatte, welches zum Unterhalt des kinderlosen, ältlichen Ehepaares hingereicht hätte. An ihrem Tische fand sich ein geschlossener Kreis von Leuten zusammen, welche durch politische Ereignisse von einer bereits erreichten Höhe herabgestürzt worden waren oder im Begriffe standen, sich durch Talent und Arbeit zu einer Höhe emporzuschwingen, deutlicher ausgedrückt: aus politischen Flüchtlingen fremder Länder, aus entsetzten Beam-

ten, die der Präsident der französischen Republik nicht genug kaiserlich fand, und aus Künstlern endlich, wie der Maler Heinrich Lehmann, der Bildhauer Préault, deren Fähigkeit damals noch nicht die volle Würdigung gefunden hatte.

Zu diesem Kreise gehörte auch Emile Ollivier, den Herr Léon Foucher, damals Minister des Innern, aus einem Präfekten des Departements Haute Marne in einen Kostgänger der Madame Valèche umgewandelt hatte und der Privatunterricht in verschiedenen wissenschaftlichen Fächern ertheilte, um seinen Lebensbedarf zu gewinnen. Obgleich erst 26 Jahre alt, zeigten sich an ihm eine Reife des Verstandes und eine Nüchternheit des Urtheils, die sehr verschieden gedeutet wurden. Das Ungemach, welches ihn getroffen, ertrug er mit Geduld; doch wie zu seiner Entschädigung brüstete er sich häufig mit dem Erfolg, den er allerdings in einem Alter erzielt hatte, wo Andere kaum die ersten Schritte auf einer betretenen Laufbahn versucht haben. Viele von der Gesellschaft fanden den Ex-Präfekten viel zu kühl und zu berechnend für seine Jugend, viel zu sehr des Aufschwunges und des Enthusiasmus ermangelnd, um an seiner Persönlichkeit sonderliches Wohlgefallen zu finden; Alle gestanden ihm einen bedeutenden Grad von geistiger Energie, eine glückliche Auffassung der Dinge und die Gabe der Rede zu, und waren überzeugt, daß er seinen Weg machen würde.

Nicht seinem Verdienste etwa verdankt es Ollivier, daß er so früh auf den hohen Posten eines Präfekten gestellt wurde.

Ollivier ist der Sohn des Kaufmanns Demosthène Ollivier und unter dem lachenden Himmel, unter der war-

men Sonne der Gascogne zu Marseille am 2. Juli 1825 geboren. Das Durcheinanderschreien der Matrosen aller Länder, aller Sprachen, und das Rauschen des mittelländischen Meeres waren seine Wiegenlieder. Nachdem der Knabe die Vorbereitungs-Klassen vollendet hatte, wurde er der Rechtswissenschaft gewidmet und machte er seine Studien im Collége St. Barbe zu Paris. In einem Alter von 19 Jahren war er Rechtslicentiat.

Der Sturz des Juli-Thrones und die Einführung der republikanischen Regierungsform waren für das ehrgeizige Streben des jungen Juristen ohne Processe eine glückliche Fügung. Der Vater Ollivier stand zu Ledru-Rollin in nahen Beziehungen und wurde von dem zur Gewalt emporgekommenen Freunde aufgefordert, sich als Commissär der Republik nach Marseille senden zu lassen. Der Kaufmann jedoch fühlte sich weder geneigt noch berufen, die schwierige Sendung anzunehmen, und schlug für den Posten seinen Sohn Emile vor.

„Emile ist für die Aufgabe zu jung," wendete Ledru ein.

„Ich bürge für seine Tauglichkeit," entgegnete Vater Demosthène.

Und so geschah es denn, daß Emile Ollivier in einem Alter von 23 Jahren als Commissär der Republik, der sich bald in einen Präfekten der Bouches du Rhône und von Var umwandelte, nach Marseille, seiner Vaterstadt, geschickt wurde. Ohne Mühe, ohne Arbeit, durch ein günstiges Geschick vorwärts getragen, gelangte er an ein Ziel, das viele Andere trotz Verdienst und Anstrengungen zu erreichen nicht vermögen.

Da es der neu eingesetzten Gewalt darum zu thun

war, so rasch als möglich die Zügel der Regierung zu ergreifen, mußte der Commissär sich unverzüglich zum Amtsantritte nach Marseille begeben. Auf dem Wege dahin traf er mit den Postreisenden zusammen, die aus der Hafenstadt kamen. Auf seine Frage, was es da Neues gebe, erhielt er die übereinstimmende Antwort, daß wohl Ruhe zu Marseille herrsche, daß aber Herr Agenon die öffentlichen Kassen plündere.

Der Commissär mußte lächeln, denn er kannte den Plünderer Agenon, stand zu ihm in freundschaftlichen Beziehungen und wußte, daß der fanatische Republikaner ein Mann von eben so untadeligem Lebenswandel als festen Ueberzeugungen war.

In Marseille angekommen, findet Ollivier die Nationalgarde auf dem Marsfelde unter Anführung des Generals d'Hautpoul mit Kriegsübungen beschäftigt; im Namen der Regierung, die ihn sendete, spricht er die Bürgerwehr an und zu seiner Befriedigung finden die Worte ein erwünschtes Echo.

Er bezog, wie es ihm zukam, das Stadthaus. Wenige Stunden nach seiner Ankunft erscheint vor ihm eine Deputation des demokratischen Vereins, den verleumdeten Bürger Agenon an der Spitze. Einer von der kleinen Schaar ergreift das Wort, um dem Commissär die Ernennung Agenons zum Maire und der Begleiter desselben zu Gemeinderäthen vorzuschlagen. Ohne sich zu bedenken, weist der Commissär das Ansinnen zurück und spricht sich für die Zusammensetzung eines Gemeinderathes aus, in welchem auch die der Republik feindlichen Parteien, und zwar durch die angesehensten ihrer Mitglieder, vertreten sein würden. Keine Vorstel-

lungen, keine Einwendungen vermögen den Commissär von dem ertheilten Bescheide abzubringen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Ollivier in seiner neuen Stellung mit großer Gewandtheit vorging. Zunächst ließ er sich's angelegen sein, Verhältnisse und Personen genau zu studiren, die zu beherrschen und zu benützen ihm als Aufgabe zufiel.

Von den drei Hauptwürdenträgern des Departements gewann nur Einer das Vertrauen des frühreifen Commissärs.

Der Oberbefehlshaber der Truppen und der Nationalgarde, General d'Hautpoul, welcher seither die Gunst Napoleons III. gesucht und gefunden, ließ in einer Unterredung mit dem Commissär sich also vernehmen: „Herr Commissär! Ich war bisher äußerlich kein Republikaner, aber innerlich" — und dabei schlug er mit der Hand an sein Herz — „bin ich es von jeher gewesen."

Der königliche Procureur Waisse, nunmehr Präsident am Cassationshofe und zu den eifrigsten Bonapartisten zählend, war bereits seines Amtes entsetzt, als Ollivier nach Marseille kam. Er stellte sich aber doch bei dem feierlichen Tedeum ein, das zu Ehren der Februar-Gefallenen gesungen wurde. Er sprach zum Commissär: „Ich komme zu der Feierlichkeit, obgleich ich abgesetzt bin; werden Sie noch an meiner republikanischen Ueberzeugung zweifeln?"

Der Marine-Präfekt von Marseille, Gegen-Admiral Parceval Deschène, sagte ganz aufrichtig: „Herr Commissär, ich bin kein Republikaner, aber ich bin ein ehrlicher Mann; läßt man mich auf meinem Posten, werde ich getreulich meine Schuldigkeit thun."

Ollivier befürwortete die Erhaltung des Gegen-Admirals im Amte und ließ den General und den Prokurator fallen. Damals mochte er wohl nicht ahnen, daß er einst selbst die Gelegenheitssprache der beiden von ihm verachteten Herren sprechen werde.

Bei Gelegenheit der Wahlen benahm sich Ollivier mit einer Umsicht, die von seinen Vorgesetzten zu Paris in hohem Grade gewürdigt wurde. Er hatte vor Allem die Candidatur des Herrn Thiers zu bekämpfen, den die Republik als ihren gefährlichsten Gegner betrachtete. Die Weisung, welche in Bezug auf die Haltung der Behörde dieser Candidatur gegenüber dem Commissär aus dem Ministerium des Innern zuging, ist höchst bezeichnend für die Zustände jener bewegten Zeit und für den Kampf der Partei-Interessen.

Das historisch wichtige Dokument lautet also:

„Paris, 18. März 1848.

Bürger Commissär!

Ich habe Ihr Schreiben vom 11. d. M. erhalten, in welchem Sie mir die Maßregeln angeben, die Sie ergriffen haben, um die Gemüther der jungen Republik zuzuwenden.

Ich danke Ihnen für den Bericht, welchen ich mit Interesse gelesen habe, und wünsche Ihnen Glück zu dem Ergebniß, das Sie erzielt haben.

Ich theile Ihre Meinung, daß kein Hinderniß der Erwählung des Bürgers Berryer entgegenzusetzen sei, welcher, Legitimist der Form nach, ein aufrichtiger Patriot ist und dessen Beredtsamkeit, wie Sie mit Recht sagen, zum Ruhme des Landes beiträgt. Im Principe glaube ich übrigens nicht, daß der Erfolg legitimistischer

Candidaturen, in Ermangelung anderer, wohlverstanden, eine wirkliche Gefahr sei. Die ausgezeichnetsten Männer dieser Partei, einsehend endlich, daß sie Gedanken ohne Wurzel im Lande vertreten, haben sich aufrichtig der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen; die Anderen werden in der Versammlung ohne Einfluß sein.

Die Candidatur des Herrn Thiers muß durch alle möglichen Mittel bekämpft werden, und die provisorische Regierung erwartet von Ihnen, daß Sie die größten Anstrengungen machen, damit diese Candidatur von den Wählern beseitigt werde.

Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen, wie Sie sich zu benehmen haben in Ansehung der Mitglieder der alten ministeriellen Mehrheit, die als Candidaten auftreten. Sie müssen in der That überzeugt sein, daß ihre Wiedererwählung unter den obwaltenden Umständen eine Gefahr werden könnte.

Gruß und Brüderlichkeit.

Der Minister des Innern.

Für den Minister:

Der General-Sekretär:

Jules Favre."

Ollivier handelte genau nach diesem Verhaltungsbefehl, und es gelang ihm wirklich, die Erwählung Thiers' in seinem Departement zu hintertreiben.

Als die schweren Tage über die Republik hereinbrachen, galt es zu Marseille wie zu Paris, die rückdrängende Strömung aufzuhalten. Ollivier leistete in diesem Kampfe Verdienstliches. Folgende bisher unveröffentlichte Darstellung der Marseiller Verhältnisse zeigt die politische Fähigkeit des zum Präfecten erhobenen Com-

missärs, ist aber zugleich ein erdrückender Anklage-Act gegen den seither Abtrünnigen. Hier die denkwürdige Urkunde, deren Datum hinreicht, die schwüle Temperatur des entscheidenden Moments anzuzeigen:

„Marseille, 3. Juli 1848.

Der Präfect der Rhone-Mündungen an den Minister des Innern.

Bürger Minister!

Bis zu diesem Augenblicke habe ich mich darauf beschränkt, die verschiedenen Ereignisse, welche die Stadt Marseille betrübt haben, ohne alle Auslegung zu erzählen, blos um Sie zu beruhigen. Heute, da die Ruhe mir erlaubt, meine Eindrücke darzulegen, muß ich ein Weiteres thun und Sie mit der Lage vertraut machen, in welcher unsere Stadt sich befindet.

Marseille ist, wie ich oft geschrieben habe, eine antirepublikanische Stadt.

Die Leute, welche Ueberzeugungen haben, gehören alle der legitimistischen Partei an. Diejenigen, welche nichts als ihre Interessen zu Rathe ziehen, und welche nur darum leben und denken, um einige Thaler zu gewinnen, sind alle, was wir unter der gestürzten Herrschaft conservativ nannten; sie sind Conservative der schlimmsten Gattung.

Als die Republik ausgerufen wurde, haben sie dieselbe nicht bekämpft, weil ihnen dazu der Muth gebrach, und nachher nicht, weil sie eingesehen haben, daß sie wenn sie dieselbe ertragen, rascher die Handelskrise aufhören machen, welche den Aufschwung und die Bewegung der Geschäfte hemmt.

Heute, nach dem Kampfe, verkünden sie kühn die Nothwendigkeit eines anti-demokratischen Rückschrittes.

Sie verlästern in ihren Gesprächen und in den Localblättern jeden Tag die Republik.

Dieses Gebahren legt mir als erste Pflicht auf, jedem Rückdrange auf das kräftigste zu widerstehen.

Ich bin bereit, eher meine Zukunft zu opfern, als eine Unredlichkeit zu begehen und vor meinem Gewissen erröthen zu müssen.

Uebrigens bringt die Reaction, Sie wissen es besser als ich, nichts Dauerhaftes, nichts Befruchtendes hervor. Sie gleicht jenen trügerischen Bäumen, unter die man sich setzt, um Kühlung zu finden, und die den Tod geben.

Ich bin innigst überzeugt, daß das einzige Mittel, die schaudernde Masse verirrter Menschen zu redlichen Gefühlen zurückzuführen, darin besteht, daß man sich thätig mit ihren Interessen beschäftigt, auf daß die bösen Leidenschaften und die gefährlichen Theorien niemals aus Hunger und Elend sich eine Unterstützung und ein Argument bereiten können.

Meine zweite Pflicht gebietet mir, dem Volke zu beweisen, daß die Republik die Ordnung ist, und daß es durch verbrecherische Uebereilungen die heiligste Sache entwürdigt.

Meine dritte Pflicht nach diesen Ereignissen ist, durch mein Thun und Reden die Wunden, welche noch bluten, zu vernarben und den Haß einzuschläfern. Das Volk hat Unrecht gehabt, auf den schädlichen Rath derjenigen zu hören, welche ihm den Bürger als ein raubgieriges Ungeheuer darstellten, von welchem es die Menschheit

befreien müsse. Wenn wir den Bürger gewähren ließen, betrachteten wir als Schlachtvieh die Leute aus dem Volke, welche bösartig sein sollen, so wie sie aufhören, unterwürfig zu sein.

Weder der eine noch der andere dieser Irrthümer soll mein Benehmen leiten.

In den Augen vieler Marseiller habe ich das unverzeihliche Unrecht, ein republikanischer Beamter zu sein. In den Augen vieler Anderer bin ich strafbar, weil ich immer die Ordnung, die ehrliche Republik vertheidigt und weil ich niemals die Herrschaft irgend einer Uebertreibung geduldet habe.

Trotz dieser Hindernisse hoffe ich mit Hilfe eines kräftigen Anstoßes von Seite der Centralgewalt in dieser Gegend den Sieg der wahren Republik zu befestigen."

Was wohl der Schmeichler Napoleon's III. zu sich selber sagen muß, wenn er die Zeilen liest, welche er vor 19 Jahren geschrieben: „Ich bin bereit, eher meine Zukunft zu opfern, als eine Unredlichkeit zu begehen und vor meinem Gewissen erröthen zu müssen."

Ob er wohl vor seinem Gewissen erröthet?!

Im Hause.

Pariser Weihnachten.

December 1866.

Kalte Weihnachten, kalt in dem Hause, kalt außer dem Hause. Was weiß der Pariser von dem harmlosen Glück der Familie, das bescheiden im engen Kreise sich einschließt und scheu von der Bewegung und dem Geräusch des Marktes sich zurückzieht. Die Kinder sind nicht im Hause, sie sind meilenweit entfernt von dem Herzen der Eltern, in Conficten, bei Ammen und Pflegern, damit sie beim Erwerben und Genießen nicht stören, damit sie nicht belästigen. Und kommen sie nach Hause aus den verschiedenen Erziehungsanstalten, wo sie unter Fremden leben und sich entwickeln, die Knaben und Mädchen, dann sind sie voll Höflichkeit, wie man es ihnen einprägt, sie küssen Vater und Mutter auf beide Wangen, sagen jedesmal, wenn man ihnen was überreicht, merci, wenn sie etwas verlangen, s'il vous plait, und wenn sie anstoßen oder nur nahe vorübergehen: pardon! und das ist Alles. Lieben hat man sie nicht gelehrt, konnte man

sie nicht lehren. Und ein Gebot, steht es auch in der Bibel oder sonst in einem Codex, kann dem Verstand eine Pflicht auflegen, kann das Thun und Handeln, aber nicht das Fühlen bestimmen. Nicht eine wirkliche Regung des Herzens kann es erzeugen.

Die Christnacht ist kein Familienfest in Paris, wie etwa in den deutschen Städten, sondern der Anlaß zu Lustbarkeiten, zu Gastereien und zu Orgien. Man versammelt sich, man macht Witze, man scherzt, man spottet, man ißt, man trinkt, man spielt, man huldigt, man wetteifert, man treibt es eben wie man es sonst treibt; allein die sagenhafte Weihe des Abends, der unsichtbare Hauch, welcher schimmernd über die Seelen zieht und geheime wunderbare Töne anklingt, fehlt, fehlt überall, ist in der Pariser Athmosphäre, wie es scheint, gar nicht zu erreichen.

Selbst deutschen Familien, die hier wohnen, die alle Liebe zu Weib und Kind, zu Haus und Herd mitbringen, und ganz nach den Sitten der Heimat das Fest des Christabends begehen, gelingt es nicht, die gewohnte feierliche Stimmung zu gewinnen und zu verbreiten. Sie stellen den Weihnachtsbaum auf, wie in ihrem Lande, sie schmücken ihn so reichlich als nur möglich mit Lichtern und goldenen Gaben. Bescheerungen von überraschender Fülle erregen die Kinderfreude. An dem Jubel der lieben Kleinen fehlt es ebensowenig, wie an leuchtender Befriedigung aus den Mutter- und Vateraugen; aber es ist gerade, als streifte die Pariser Luft den Schmelz von der Blüthe dieser reinen Zärtlichkeit. Die warme, lautlose Innigkeit, die in einer deutschen Weihnachtsstube verbreitet ist, die ein Tauber und Blinder

wahrnehmen müßte, sucht man vergebens. Am Christabend werden nach dem französischen oder besser gesagt, nach dem Pariser Gebrauche gar nicht Geschenke gemacht. Man hält Reveillon, d. h. man wacht. Bei den unteren Classen ist es üblich, daß sie zu Eingang des Abends ein mächtiges Holzscheit in den Camin legen — dieses Scheit nennt man bûche de Noël: es soll so dick sein, daß es bis zum Morgen vorhält. In früheren Zeiten hat man es, bevor es dem Feuer übergeben wurde, mit Wein übergossen.

Was Noël eigentlich bedeutet, ist nicht bestimmt anzugeben, da die Gelehrten über den Ursprung des Wortes getheilter Meinung sind. Die Einen erklären es für eine Abkürzung des Wortes Emanuel, das auf Hebräisch so viel heißt wie: Gott ist mit uns. Andere leiten es von dem lateinischen Worte natalis ab, durch welches auf die Geburt Christi an dem Tage hingedeutet wird. Noël war übrigens schon in früheren Jahrhunderten ein Freudenruf des Pariser Volkes bei jeder beliebigen öffentlichen Festlichkeit.

Niemand hätte es der katholischen Stadt an der Seine vor Mitternacht an ihrem Aeußern anzumerken vermocht, daß Samstag zwischen dem 24. und 25. December das große Geburtsfest der Christenheit gefeiert wurde. Der Abend sah recht wüst aus, ein eisiger Himmel lag über der Stadt, er schien hypochondrisch, und auf immer alles Lachen verlernt zu haben. Ein frostiger Windhauch spielte unheimlich mit dem leichten Nebel, der die Gasflammen umwölkte, die Sterne sahen so blaß, als wären sie dem Erfrieren nahe. In den Arbeitervierteln war es unbehaglich bewegt. Die Läden, wo man

Spielzeug und leckre Waaren aller Art verkauft, standen leer, nur daß hie und da eine ärmlich gekleidete Frau mit sorgenvollem Gesichte aus den köstlichen, glänzend ausgelegten Dingen das Unscheinbarste und Wohlfeilste aussuchte, offenbar, um es ihrem Kinde den nächsten Tag in den Schuh zu legen; dafür aber sind die Schänken und Kaffeehäuser voll, wo man unfromme Reden führt und sehr eifrig dem Bier und dem Gläschen (petit verre) zusetzt. Diese Herren in Blousen oder sonst ungesuchten Anzügen denken kaum an das Christkind, das vor achtzehn Jahrhunderten zur Welt kam, und auch nicht an die Freuden des Hauses, zu welchen die Feier dieser Geburt ladet. Sie glauben — diese Heiden — an die Fortdauer der Erbsünde; ihr eigenes Leben voll Mühe und Drangsal vor Augen, leugnen sie die vollendete Befreiung der Menschheit, ja sie hassen die berufenen Verkündiger des seligmachenden Glaubens. Mancher Ausruf des Hohnes, der aus der Schaar der Zecher schallt, antwortet der einen oder der anderen Dirne, die ihren Galan zur Frömmigkeit und zum Kirchengang um Mitternacht ermahnt. Wer sie da so sieht, diese unruhigen Gestalten beim Glase, mit dem Geschicke hadernd, mit aller Verheißung zerfallen, auf den Lippen Lästerung und Hohngelächter, in den Blicken wilde Gluth der Erbitterung, der Begierde, mitunter das Aufzucken des Zornes, der erkennt in ihnen die Nachkommen der Himmelsstürmer von 93, die mit Robespierre Gott abgeschafft und die Kirchen von Frankreich geschlossen. Die Alle haben, um sich für Erlittenes und Erleidendes zu rächen, seit vielen Jahren nicht gebeichtet und nicht Messe gehört.

Auf dem Boulevard des Jtaliens gewahrt man auch

nicht viel von der großen Christenfeier. Die Bewegung ist wie sonst. Hin und wieder im ununterbrochenen Erguß wogt die Menge gegen die Bastille hinauf, gegen die Madelaine hinunter. Auf der Seite der Faubourgs sind die Kaffeehäuser wie sonst mit Herren und Damen vollgefüllt, die da das alltägliche Wesen treiben, die sich selbst die Comödie des Suchens und Werbens von der einen, des Zauderns und Gewährens auf der andern Seite vorspielen. Sie wissen ganz gut, daß es sich um nichts weiter als um den richtigen Kaufschilling handelt.

Das Hin- und Herreden, das Hin- und Herschreien in dieser lustigen Gesellschaft ist nichts weniger als für die Andacht des Abends gemacht. Doch behandelt man hier mit Ehrerbietung das heilige Fest, und es ist viel von Einladungen zu Reveillon die Rede, welche Freunden und Freundinnen zu Theil wurde. Auf der anderen Seite der Boulevards in den Kaffeehäusern bewegen sich und herrschen die Stammgäste, die sogenannten „habitués,“ Rentenbesitzer, denen es an hinreichendem Geld oder hinreichender Entsagung fehlt, um zu heirathen, und die in der öffentlichen Localität ihr Leben zubringen, ihre Bekanntschaften machen, ihre Gesellschaft finden, ihre Rolle spielen. Angestellte aller Art, die nach dem abspannenden Bureaudienst hier ihre „halbe Tasse“ und Zerstreuung suchen; pensionirte Offiziere, die es nicht höher zu bringen wußten, als bis zum Hauptmann (Capitän), und mit Kaffeehausfreunden von ihren Kriegsthaten und von ihren außerordentlichen militärischen Anlagen sprechen können, die den Neid der Vorgesetzten erregt haben; Notarschreiber, die — nach langem vergeblichen Mühen und Warten die Hoffnung aufgegeben haben, eine reiche Heirath zu machen,

durch die sie in den Stand gesetzt würden, eine Etude zu kaufen, um aus den knappen, beengenden Lebensverhältnissen herauszukommen; auch verheirathete Herren, denen das Haus zu eng und zu still ist, und die sich daran gewöhnt haben, ihre freien Stunden, auch wenn sie deren sehr viele haben, im Kaffeehause zuzubringen ꝛc. ꝛc. Die Stammgäste dieser Kaffeehäuser leben mit einander im geselligen Verkehr, und auch am heiligen Abend bleiben sie ihrer Gewohnheit treu; sie nehmen ihren Kaffee, lesen ihre Zeitung und spielen dann ihr Domino; die Verheiratheten erzählen, wie gütlich sich ihre Frauen mit ihren Kindern an dem Abend thun, wie sie bei einem Onkel oder in irgend einer befreundeten Familie Reveillon halten. Der Hauptmann der Gesellschaft erzählt, wo er vor so viel und so viel Jahren an dem Abend im Felde gelegen und wie viel er zu erdulden gehabt.

Von dem gesammten übrigen Paris unterscheidet sich selbst äußerlich an dem Abend der Faubourg St.-Germain. Da sieht man Männer und Frauen mit eingekauften Köstlichkeiten kommen, Diener mit betreßten Mützen fliegen ab und zu. Die Läden haben vollauf zu thun und durch die Vorhänge schimmert reiches Licht aus den Fenstern der Häuser. Wer diese Straßen durchwandert, wird festlich angemuthet, der Faubourg ist eben fromm geworden nach den vielen harten Prüfungen, die er überstanden. Die Nachkommen der verführerischen Marquisinnen des vorigen Jahrhunderts sind gute Mütter und gute Christinnen, und die Nachkommen der lockern Cavaliere schlagen sich für die weltliche Gewalt bei Castelfidardo, gehen viel in die Messe und begehen mit aller Weihe und aller Andacht das Fest der Geburt des Herrn.

Das Künstlerviertel, wenn es auch äußerlich sich nicht verräth, macht sich an dem Abend viel zu schaffen. Die Rue Blanche bis hinauf zur Rue Douay, bis rechtshin zur Rue de Latour d'Auvergne, kurz so weit die Werkstätten der Maler und Bildhauer reichen, hält Reveillon. All' die Modelle, welche ihre verborgenen Reize conterfeien lassen, und all' die Musen, welche den Künstlern, wenn auch nicht unentgeltlich, Begeisterung und Liebe bringen, sind geladen, und in vielen der Häuser wird die Nacht lustig verbraust zu Ehren des gebornen Heilandes.

Um Mitternacht, wenn die Schänken und Kaffeehäuser schließen, ergießt die Schaar der Gläubigen und Ungläubigen sich in die Kirchen, um die Weihnachtsgesänge, die sogenannten „Noëls" zu hören, welche meist von Theatersängerinnen vorgetragen werden.

Der Zudrang zu den Tempeln an diesem Abend ist traditionell, und alle Umwälzungen, welche Frankreich seit acht Jahrzenten erlitten, haben nicht vermocht, diesen Gebrauch aufzuheben. Im Mittelalter wurde die Geburt Christi in der Kirche von wirklichen Personen in der heitersten und belebtesten Weise dargestellt. Ein kleines Kind lag in einer wirklichen Krippe. Die heilige Jungfrau wurde von einem schönen Mädchen veranschaulicht. Sie hatte den heiligen Joseph an ihrer Seite. Nach und nach verwandelte sich die heilige Scene in den drolligsten Schwank, und die Personen, welche sie spielten, suchten, wie etwa auf der Bühne, das Volk durch satyrische Anspielungen, durch ausgelassene Scherze und allerlei Zweideutigkeiten zu unterhalten. Es wurde viel gelacht über diese Possen, und der Klerus sah sich veranlaßt, diese ausgearteten Spiele im Interesse der Religion abzubringen.

Die Noëls (Weihnachtsgesänge) bilden eine besondere Gattung von Liedern, welche, meist heitern, satyrischen Inhalts, von dem Volke, besonders in den Provinzen gesungen werden. Sie verspotten bisweilen die christliche Legende selbst, und sehr häufig die hervorragendsten Personen geistlichen oder weltlichen Charakters der betreffenden Stadt oder des betreffenden Dorfes.

Die ernsteren von diesen Gesängen, welche jetzt noch hie und da in Kirchen gesungen werden, zeichnen sich durch die Einfachheit der Empfindung, durch die Kunstlosigkeit der Sprache aus. Die Musik paßt vollkommen zum Text und bringt eine ganz angenehme Wirkung hervor. Diese kleinen Gesänge stimmen wirklich zur Andacht. Eines dieser Lieder z. B. lautet:

Avec tant de vitesse
Bergers où courez-vous?
D'où vient votre allégresse,
De grâce dites-nous!

Es liegt ohne Zweifel etwas kindlich Frommes in diesen Worten, das äußerst sanft, aber innig anregt.

Ein anderer dieser Weihnachtsgesänge lautet so:

Belle nuit, tu n'as rien de sombre
Puisses-tu briller á jamais!
De ses feux, sans voile et sans ombre,
T'eclaire le soleil de paix.

Das schlichteste ist wohl folgendes:

Toute bête feroce,
Les lions et les ours,
De ce sentier céleste
Sont bannais pour toujours.
Vit-on jamais merveille,
Pareille, pareille, pareille,
Vit-on jamais merveille,
Pareille, pareille, pareille?

Auf Verwendung des Erzbischofs von Paris wurde der Opernball in der Christnacht untersagt, damit die Feier nicht durch die Bacchanalie entweiht werde. Was half's? Die Orgie zog sich in engere Räume zurück.

Salon der Gräfin d'Agoult.

Es sind nun achtzehn Jahre her, daß ich Weimar, die letzte deutsche Zufluchtsstätte für den „Versprengten", verließ, um in dem fremden Frankreich Sicherheit und Unterkunft zu suchen. O Erinnerung voll Trauer!

Nachdem ich in Leipzig von der Polizei verhaftet, dann mit einem Zwangspaß aus der Stadt gewiesen worden war, hatte ich mich nach Weimar begeben, weil meine Beziehungen zu Herrn Franz Liszt mir einen angenehmen Umgang und eine moralische Erleichterung meiner Existenz mitten unter den unbekannten Leuten in Aussicht stellten. Dreiviertel Jahre verlebte ich in der kleinen Residenz mit zwölftausend, damals nur 8000 Einwohnern, und wenn mir auch daselbst nicht viel des Erfreulichen widerfuhr, so hatte ich jedenfalls die lohnende Gelegenheit, von der ausgesuchten Zartheit, der vollendeten Bildung, mit einem Worte den trefflichen Privateigenschaften des berühmten Musikers mich zu überzeugen, dessen Wesen um so mehr anzieht und gewinnt, je unbefangener, je schmuckloser und ungefälschter es sich gibt.

Franz Liszt ist der Einzige von meinen früheren Verbindungen, welcher sich des Flüchtigen annahm, der

sich ihm gefällig und hülfreich erwies. Wäre tief gefühlter Dank Lohn, der würdige Mann wäre reichlich belohnt. Die lange Zeit hat wahrlich nicht um einen Grad die Wärme meiner Erkenntlichkeit herabgedrückt. Außer einigen schriftlichen Empfehlungen an hervorragende politische Persönlichkeiten gab mir Liszt eine mündliche an die Gräfin d'Agoult mit nach Paris, welche in der literarischen Welt unter dem Namen Daniel Stern bekannt ist.

Die mündliche Bestellung, welche Liszt mir auftrug, lautete: „Sagen Sie der Gräfin, daß ich Sie ihr nicht empfehle, damit Sie um so besser bei ihr empfohlen seien." Verhältnisse aller Art hatten die früher eng Verbundenen auseinander gebracht, zerworfen. Ich verfuhr der Weisung gemäß und wurde von der Schriftstellerin mit französischer Liebenswürdigkeit aufgenommen. Die Gräfin d'Agoult gehört in die Reihe derjenigen Adeligen in Frankreich, welche die überkommenen Pergamente beim Lichte der neu aufgegangenen Sonne betrachteten und sie bedeutend wurmstichig befanden, die eben so offen als rasch und entschieden von dem mittelalterlichen Mysticismus zur modernen Prüfung und Klarheit übergingen. Sie hielt stets zu Lamennais und Lamartine, war denselben sogar auf dem Wege zur demokratischen Ueberzeugung, eine Zeit lang wenigstens, zuvorgekommen. Offenbar übertrifft sie Beide an Energie und zersetzender Schärfe des Verstandes. Weder der Eine noch der Andere hat jemals mittelalterliche Anwandlungen ganz los werden können, ihre umflorten Blicke haben nie aufgehört, Gespenster zu sehen, während vor den Augen der Frau all die Gebilde einer umnebelten Einbildung längst in Nichts

zerronnen sind. Vielleicht verdankt sie die Gesundheit des Denkens der protestantischen Luft Deutschlands, in der sie geboren ist und in der sie noch immer zu athmen liebt. Sie sagt es selber, daß sie mit ihrer Bildung eher Deutschland als Frankreich angehört.

Die Gräfin d'Agoult erblickte das Licht der Welt zu Frankfurt am Main im Jahre 1805. Ihr Vater war der emigrirte Vicomte Flavigny, ihre Mutter die Tochter des Frankfurter Bankiers Bethmann. Herr von Flavigny war in seiner Jugend Page der Königin Marie Antoinette und folglich dem königlichen Hause sehr nahe gestellt gewesen. Seine Tochter stand eben im Begriff, als Edeldame in das Gefolge der Dauphine (Herzogin von Angoulème) zu treten, als die Ordonnanzen des Grafen von Polignac die Bewegung von 1830 hervorriefen, welche den Thron der ältern Linie der Bourbonen in Frankreich wahrscheinlich für immer umwarf.

Erzogen wurde die Tochter des Herrn von Flavigny in der vielbekannten, von Jesuiten geleiteten Anstalt für Mädchen zu Paris, sacré coeur genannt, welche noch heute viel adelige Töchter aufnimmt und ausbildet. Religiös wie politisch, durch Abkunft, Beispiel und Unterweisung, wurde das Urtheil der Dame in vielfache Fesseln geschlagen, doch dem Simson vergleichbar, hat es all die Bande zerrissen. Wie viel sie zu überwinden hatte und überwand, läßt sich an ihrem Bruder, dem Grafen Maurice Flavigny, ermessen, der in drei Kammern, der Deputirten- und Pairskammer unter der Juliregierung, und im gesetzgebenden Körper unter dem zweiten Kaiserreich, für reactionäre Maßregeln stimmte und sprach und der seit dem italienischen Kriege in der römischen Frage

so weit zurückging, daß die kaiserliche Regierung seine Wahl in den gesetzgebenden Körper, die sie früher gefördert hatte, hintertrieb. Der Graf Maurice Flavigny war dem Bonapartismus zu reaktionär; das sagt Alles

Wie es herkömmlich ist, wurde Fräulein Flavigny ohne ihre Zustimmung, ohne auch nur befragt zu werden, dem Grafen d'Agoult vermählt, einem würdigen Manne übrigens, der aber um zwanzig Jahre älter war als seine Gattin, und vielleicht außer Stande, den Träumen eines jungen Frauenkopfes, den Bedürfnissen eines zu Leben und Liebe aufblühenden Weiberherzens zu entsprechen. Außerdem waren die Gedankenströmungen des Momentes und die Mode in dem damaligen Frankreich dieser Art von ehelichen Verbindungen ungünstig. Der Frauenemancipationsschwindel hatte sich aus dem nach Geltung ringenden St. Simonismus herausgearbeitet und, demselben voraneilend, die Geister erfaßt. Madame Georges Sand predigte mit großer Kühnheit durch das Beispiel, mit außerordentlichem Talent durch das Wort für die Unabhängigkeit des weiblichen Gefühls von der religiösen Vorschrift und von den gesellschaftlichen Bestimmungen. Der Freiheitskampf, welcher überhaupt an der Tagesordnung war, wurde sogar in das Haus versetzt und der Unterschied zwischen heiligen und unwürdigen Banden fing an zu verschwinden. Nach sechs Jahren peinlichen Zusammenlebens trennte sich Frau d'Agoult von ihrem Gatten, wie Mme. Georges Sand kurz zuvor von Herrn Dudevant sich getrennt hatte, um nach ihrem Geschmack und ihrer Neigung zu leben.

Als ich sie im Jahre 1850 kennen lernte, da hatte sie bereits ein Stück vielbewegten Lebens hinter sich; aber die Spannkraft und der Eifer ihres Geistes waren ungeschwächt

geblieben. Von der Wirkung einer erlittenen Niederlage war auch nicht eine Spur an ihr wahrzunehmen, und auch jetzt noch ist sie für alle großen und kleinen Vortheile des Daseins empfänglich, und ihr Wünschen und Wollen ist von jugendlicher Lebhaftigkeit. Herr von Lamartine war nach beiden Seiten hin im Wahren, als er ihr kürzlich schrieb, um ihr für einen geleisteten Dienst zu danken, daß er, der Abgelebte, Verzweifelnde, sie, die Ungebeugte, Unternehmende, Zuversichtliche, durch seinen Besuch nicht stören, nicht verstimmen wolle.

Durch Bildung und Naturell, sogar durch die erhaltene Frische ihres Ehrgeizes, ist die Gräfin d'Agoult dazu gemacht, den Mittelpunkt eines einflußreichen Salons zu bilden. Sie ist eine Weltfrau im strengsten Sinn des Wortes, vertraut mit den Interessen, welche die bessere Gesellschaft bewegen und beherrschen; ihr Benehmen ist, wenn auch trocken, leicht und ungezwungen. Der Verkehr ist das Element, in dem sie ohne die leiseste Anstrengung, wie der Fisch und nicht wie irgend ein abgerichteter Schwimmer im Wasser, sich umhertummelt. Ihre äußere Erscheinung ist imposant und doch gefällig. Eine hohe, schlanke Gestalt, welche die Jahre mit ihren entstellenden Ueberladungen an Fett verschont haben, giebt ihr ein gebieterisches Aussehen, das ihre zuthuliche, bescheidene Art vortheilhaft hervorhebt. Der Kopf ist von plastischer Schönheit, ein geeigneter Vorwurf für den Bildhauer, nur fehlt ihm Bewegung, Seele. Unter der bedeutenden, von den Haaren gefällig eingefaßten Stirn blicken kluge Augen von grauer Farbe, die Eindrücke widerspielend, die sie während der Unterhaltung empfängt. Man sieht, daß sie theilnehmend zuhört, wenn Jemand zu ihr spricht. Die

Nase tritt mächtig und doch in gefälliger Biegung hervor. Das Kinn ist stark herausgearbeitet und vollendet den Ausdruck von Energie in den Zügen des Gesichts. Die Frau lächelt häufig, man sieht sie aber nie lachen.

Seitdem die Gräfin d'Agoult mit ihren Familienverhältnissen gebrochen, hat sie sich mit künstlerischen, schriftstellerischen, staatsmännischen Berühmtheiten umgeben. Ihre näheren Beziehungen zu Liszt, die einige Jahre gedauert haben, sind Niemandem ein Geheimniß. In den Jahren 1848 und 1849 waren die Herren von Lamartine und Lamennais jede Woche einmal bei ihr zu Tische, wo sie die wichtigen Tagesfragen besprachen und auseinandersetzten. Um jene Zeit hatten die beiden Freiheitskämpfer nichts als gegenseitige Bewunderung für einander, sie waren auf's Innigste verbunden und tauschten bei jeder Gelegenheit Weltverbesserungsplane, politische, sociale und religiöse Gedanken aus. Eines Tages las Lamennais Herrn von Lamartine, damals Mitglied der provisorischen Regierung, und zwar bei der Gräfin d'Agoult, eine von ihm fertig ausgearbeitete Constitution vor, nach welcher Frankreich zu regieren und zu beglücken wäre. Mir sind die Staatseinrichtungen nicht bekannt, welche der Theologe in der Schrift vorgeschlagen; doch weiß ich, daß einer von den Zuhörern sich mit dem Worte: „Paroles d'un croyant“ (Worte eines Gläubigen*) über den Werth dieser Verfassung ein wenig wegwerfend ausgesprochen.

Von jeher fühlte Frau d'Agoult das Bedürfniß, eine hervorragende Rolle in der Welt zu spielen, und sie hat unermüdlich an ihrem Rufe gearbeitet. Der Ehr-

*) Dies ist bekanntlich der Titel eines berühmten Buches von Lamennais.

geiz trieb sie bis zu dem Vermessen, als Rivalin der Madame Georges Sand literarisch aufzutreten und verhinderte sie zu bedenken, wie weit sie durch einen Vergleich mit der großen Dichterin zurückgedrängt werden müsse. Der Gräfin fehlen vor Allem der Aufschwung, die Begeisterung, die Seele der Madame Sand. An Ungebundenheit im Leben, an Mißachtung der gesellschaftlichen Regeln und Gesetze hat sie es allerdings der Frau Georges Sand gleich gethan; sie hat eben so gut, wie die berühmte Schriftstellerin, ihren Mann verlassen und nach ihrem Geschmacke anderweitige Verbindungen angeknüpft; aber Schaffen und Gestalten, Erfinden und Darstellen, die Geheimnisse des Menschenherzens und der Natur erfassen und mit der vollendetsten Kunst zum Ausdruck bringen, wenn auch nur annähernd wie die Sand, das hat die Gräfin d'Agoult nie gekonnt, das kann sie nicht. Wohl fanden die beiden Erzählungen „Hervé" und „Valentia", mit welchen die Gräfin 1841 und 1842 in Girardin's Presse auftrat, eine beifällige Aufnahme; allein von diesen Novellen bis zu „Lelia", „Jaques" u. s. w. ist der Weg ein gar weiter, und ohne besonderen Scharfblick konnte Jeder vorhersehen, daß auf literarischem Gebiete die beiden Frauen einander nie begegnen würden. Indeß war das schriftstellerische Talent der Madame d'Agoult, welches sich noch in der Besprechung der Kunstausstellung von 1842 auf 1843 versuchte, gerade groß genug, um ihrem Namen in einigen pariser Kreisen bessern Klang und ihrem Salon größere Anziehungskraft zu verleihen.

Die Februarrevolution, der sie sich ohne allen Rückhalt anschloß, sollte sie politisch emporheben; der regel-

mäßige Umgang mit den beiden obgedachten berühmten Männern in dem Augenblick, als die Ereignisse den Einen auf die höchste Höhe menschlicher Größe hoben, dem Anderen das viel bestrittene Ansehen eines Hohenpriesters der modernen Gottheiten verliehen, machte der ebenso begabten als strebsamen Frau eine Stellung in der politischen Welt; die Meisterschaft, mit welcher die Gräfin d'Agoult die Geschichte der Februarrevolution schrieb und die selbst ihre Gegner anzuerkennen nicht umhin konnten, wiesen der Schriftstellerin einen bestimmteren Platz an, als sie bis dahin eingenommen, und die demokratischen Grundsätze, zu welchen sie sich in dem Werke, deren erster Band 1850 erschien, bekannte, vermehrten, indem sie ihm die natürliche Richtung klar vorzeichneten, ihren politischen Einfluß. Um jene Zeit erhielt der Salon der Gräfin einen vorherrschend politischen Charakter von ausgesprochener Färbung.

Selbst zum Widerstreben nach den verschiedensten Richtungen hin berufen, geneigt und veranlaßt; selbst in steter Auflehnung gegen überkommene Traditionen, gegen gesellschaftliche und religiöse Satzungen, gegen Vorschriften des Herkommens, fühlte sich die Gräfin besonders von Persönlichkeiten angezogen, welche durch ihr Widerstreben gegen befestigte Uebelstände sich hervorthaten. Unter den Emigrationen aller Länder, wie sie sich in Paris zusammenfinden, zählt sie Freunde. Bei meiner Ankunft in der französischen Hauptstadt fand ich im Salon der Gräfin eine Gesellschaft, welche größtentheils aus Magyaren bestand. Ladislaus Teleki, welcher nachmals von der sächsischen Regierung an Oesterreich ausgeliefert wurde und durch einen politischen Selbstmord tragisch endete,

war der geistig Hervorragendste unter ihnen; er führte das große Wort. Die Gräfin interessirte sich sehr lebhaft für den Heldenmuth und nach dem Schiffbruch von Vilagos für das Unglück der Ungarn.

Der Staatsstreich, indem er den Nerv des geistigen Lebens in Frankreich mit dem Schwerte zerhieb, machte den Herrlichkeiten des Salons ein Ende. Noch weniger als Napoleon der Erste konnte Napoleon der Dritte den eingeführten Austausch von Gedanken, selbst in dem engeren Umkreis des geselligen Verkehrs, dulden. Napoleon der Erste verjagte die Staël aus Frankreich, um den Versammlungen, welche in ihren Salons gehalten wurden, die Seele zu rauben und sie aufzuheben; Napoleon der Dritte ließ den Salon der Fürstin Lieven schließen, und diese Maßregel, verbunden mit dem Recht, das er sich zuerkannte, ohne jede gerichtliche Begründung der öffentlichen Sicherheit wegen zu deportiren, und mit dem zur höchsten Ausbildung gediehenen Spionirsystem, lähmte zur Genüge die Unterhaltung zwischen mehr als zwei Personen. Unter den Leichen des 2. December befanden sich übrigens viele sogenannte „Ueberzeugungen". Kleinere oder größere Umfärbungen fanden durchgängig in den Salons statt und Frau d'Agoult wollte keine Ausnahme machen.

Nach diesem Tag des Schreckens und der Trübsal wurde von den Franzosen das Bedürfniß kaum empfunden, sich gegen die Gewaltsamkeit auch nur mit dem Wort zu erheben. Man schwieg und spielte an der Börse. Die Gräfin d'Agoult blieb selbst nicht frei von der moralischen Erschütterung, die der Staatsstreich hervorgebracht. Sie fiel von ihrem Glauben nicht ab, sie bat jedoch ihren

Glauben, sich ein wenig den Verhältnissen anzupassen. Sie ließ ihn die alten Gewänder ablegen und ihn nach der neuen, ein wenig imperialistischen Mode ankleiden in der Ueberzeugung, daß diese Umgestaltung vortheilhafter nicht allein für sie, sondern auch für ihren Glauben selbst sei. Sie schwärmte von nun an, sprach und schrieb für die nationale Befreiung der Völker, ganz wie Herr Guéroult in der „Opinion nationale", und in ihrem Salon war man türkisch gegen Rußland, italienisch gegen Oesterreich, dann polnisch wieder gegen Rußland und so weiter. Für die italienische Sache zeigten sich die Gräfin und ihre Umgebung am lebhaftesten eingenommen. Sie kannte den Grafen Cavour und noch andere von den mehr oder weniger maßgebenden Patrioten jenseits der Alpen. Sie war viel in Italien gereist, sie kennt und liebt das tausendfach begünstigte Land. Interessantes über ihre Beziehungen zu angesehenen Italienern erzählt sie in der Vorrede zu ihrem vor einiger Zeit unter dem Titel „Turin und Florenz" erschienenen Buche.

Jetzt sind die drei Hauptfiguren ihres Salons: Der Prinz Napoleon, Emil von Girardin, und ihr Schwiegersohn Emile Ollivier. Die Gräfin war es, welche Herrn Ollivier mit dem Prinzen Napoleon zusammengebracht. Ob und wie viel sie Theil hat an der Schwenkung, die der bekannte Deputirte Ollivier dem Bonapartismus entgegengemacht, bin ich außer Stande anzugeben. Auch weiß ich nicht, ob es mit der vielverbreiteten Annahme seine Richtigkeit hat, daß in dem Salon der Gräfin d'Agoult ein Ministerportefeuille zur Welt kommen werde, ja bereits nahe daran war, zur Welt zu kommen.

Da und dort.

Der Pariser Bourgeois.

Die Hauptmerkmale des Pariser Spießbürgers sind ein lockeres Gewissen, die Sucht, mit Vorzügen zu prahlen, die er am wenigsten besitzt, als: militärischen Muth, Erfolg bei Frauen, Witz, Geist, literarische Bildung 2c. 2c. Wenn er mit höhergestellten, in moralischer oder materieller Beziehung überlegenen Personen spricht, affectirt der Pariser Bourgeois eine außerordentliche Gleichgiltigkeit und Unbefangenheit, die allerdings geeignet sind, glauben zu machen, daß bei ihm das Gefühl und die Ueberzeugung der Gleichheit unverrückbar sind und bleiben, während er in der That auf jede vorübergehende Berührung mit irgend einer hervorragenden Persönlichkeit sich nicht wenig zugute thut und nach dergleichen Berührungen wie nach einem Leckerbissen gierig hascht. Eine Gelegenheit, sich einen militärischen Anstrich zu geben, ergreift er mit großer Befriedigung; er ist daher immer sehr glücklich, wenn er in Nationalgarde-Uniform erscheinen kann. Diese Bekleidung giebt seinem ganzen Wesen das Gepräge herausfordernden Selbstbewußt-

seins, besonders dem schöneren Geschlechte gegenüber. Man muß ihn lächeln und blicken sehen, wenn er so herausgeputzt einer jungen Dame begegnet. Alles an ihm scheint zu sagen, nein, zu rufen: Die Welt ist mein, du siehst Cäsar und sein Glück. Dieses Lächeln, dieses Schauen, dieses innere Genügen könnten den Pinsel Teniers' und Hogarth's zur Verzweiflung bringen. Sie sind unnachahmlich. Nie vergesse ich die unverholene Selbstgefälligkeit, mit welcher ein Unterlieutenant (sous-lieutenant) der Nationalgarde, ein Drillhändler seines Zeichens, sich in meiner Gegenwart mit einem Capitän des Generalstabes der kaiserlichen Garde über militärische Angelegenheiten, über Kriegsübungen und strategische Bewegungen unterhielt. Es war von ihm offenbar darauf abgesehen, uns kriegsunkundige Zuhörer zur Bewunderung hinzureißen. Es gelang ihm.

Weitab die meisten der Pariser Bourgeois haben sich zu ihrer bürgerlichen Stellung mühsam, im Schweiße ihres Angesichts emporgearbeitet. Der Wirth war Kellner, der Kaufmann Ladendiener, der Fabrikant*) Arbeiter gewesen. Diese Emporgekommenen unterscheiden sich von den in bürgerlichen Verhältnissen Erzogenen durch eine womöglich noch glühendere Liebe zum Gelderwerb, durch eine stoische Enthaltsamkeit von allem kostspieligen Genuß und Zeitvertreib, durch eine Sparsamkeit, die jeder materiellen wie moralischen Versuchung widersteht.

Auch in der äußeren Erscheinung ist ein merklicher Unterschied zwischen den beiden Classen von Bourgeois. Der an ein gewisses Wohlleben Gewöhnte kleidet sich mit

*) Fabrikant heißt in Frankreich ein Jeder, der die Fertigung von Gegenständen, in welchem Umfange immer, auf eigene Faust betreibt.

einiger Eleganz, wendet besonders viel Sorgfalt auf den Hut, während der aus der Tiefe Emporstrebende seinen Anzug aus Ersparniß vernachlässigt, indem er die Zinseszinsen des zurückgehaltenen Betrages berechnet.

Trotz der materiellen Richtung seines Geistes und trotz des Ernstes, mit welchem der Pariser Bourgeois sein Geschäft betreibt und sein Ziel verfolgt, hat er seinen idealeren Ehrgeiz, seine Sucht nach Auszeichnung. In seinem Laden oder seiner Rechenstube, in seiner Werkstätte oder seiner Niederlage träumt er von der Ehrenlegion, von einflußreichen Stellungen, von Ansehen unter seinen Mitbürgern. Der Herr Poireau des Emile Augier ist treu nach der Natur gezeichnet, der wahre Typus des zu großem Vermögen gelangten Pariser Bourgeois, habe er nun seine Blüthenzeit in der Provinz oder in der Hauptstadt erlebt. Der Pariser Bourgeois hat eine ungeregelte, eine tolle Jugend hinter sich. Entweder hat er Romane des Paul de Kock durchgespielt und Bauernmädchen verführt und ins Unglück gebracht, oder er hat in den verrufenen Vierteln der Lutetia als Don Juan sich umhergetrieben und für Damen der schmutzigsten Gattung Schulden gemacht. Er war am Kreuzweg gestanden wie Herkules, und hatte gewiß zwischen dem Bruche mit seiner Vergangenheit und dem Bruche mit den Gesetzen zu wählen. Zum Glücke hat er die gefährliche Neigung überwunden und getödtet. Er warf dem Satan das Gesetzbuch als Bibel an den Kopf.

Nachdem er ausgetobt, sich besonnen und in einen geregelten, mehr oder weniger ergiebigen Weg eingelenkt, wirbt er mit leerem Herzen und stumpfen Sinnen um ein Weib und begiebt sich in die Ehe. Bei dieser Unter-

nehmung, wie bei allen anderen Schritten, leitet ihn ausschließlich die Rücksicht auf Vortheil und Nutzen. Entweder sucht er die Mitgift oder die Person zur Verwendung im Geschäfte. Manchmal beide. Er bietet den Gegenwerth von derselben Art, wie die Begünstigungen, die er anspricht. Gefühlsregungen zählt und wirft er zu den überwundenen Jugendfehlern. Ueber die Brauchbarkeit seiner Frau hinaus reichen seine Leidenschaften nicht, weder die Liebe, noch selbst die Eifersucht. Die meisten Kaffeewirthe nehmen schöne, gewinnende Frauen, damit sie, auf ihren Posten an der Kasse gestellt, eine werthvolle Kundschaft anziehen und festhalten. Er kümmert sich wenig darum, wie weit diese persönliche Einwirkung führen möchte, wenn sie nur dem Geschäfte hinreichend förderlich sich erweist. Die Vermählung des Herrn Jaloseau, Eigenthümers der Modewaarenhandlung „zum Frühling", mit Fräulein Figeac von der Comédie Française und das Geräusch, welches der Kaufmann um diese Verbindung hervorrief, unterscheidet sich von anderen Fällen dieser Art durch den weitergehenden Ruf der Schauspielerin, als sonst junger Personen, die von dem ehrbaren Gewerbe benützt werden. Den Gipfel dieser Art bildete seinerzeit die Verwendung der Maitresse des berüchtigten Fieschi durch einen Kaffeewirth als Dame de comptoir. Der Plan gelang aufs glänzendste. Haufenweise drängten sich die Pariser und auch die Pariserinnen in das Café Frascati, wo die Geliebte des nichtswürdigen Wichtes die Kellner überwachte und die verabreichten Erfrischungen in dem Buche verzeichnete. In seinem Hause ist der Pariser Bourgeois ernst und streng, mürrisch sogar, als fürchte er, durch eine Heiter-

keit, durch ein Lächeln seinem Ansehen etwas zu vergeben und zu mancherlei Nachlässigkeiten zu ermuthigen. Im Kaffeehause, wohin er häufig durch seine Handels-Interessen gerufen wird, oder überhaupt im Verkehr mit Fremden, besonders mit Abnehmern und Geschäftsfreunden, ist sein Wesen ein ganz anderes als zu Hause. Er scherzt, er macht Witze und Wortspiele, die, was ihnen an Originalität abgeht, durch eine oft erprobte Wirksamkeit ersetzen. Er weiß drollige Geschichten und Vorgänge zu erzählen und den Frauen seiner Clienten dicke Artigkeiten zu sagen, so daß er in seinem Kreise den Ruf eines angenehmen, eines ergötzlichen, eines liebenswürdigen Menschen erlangt. Bei Familienfesten, auch wenn dieselben in seinem eigenen Hause stattfinden, nachdem der edle Wein ihm nicht etwa die Besinnung geraubt, sondern nur das gallische Blut in Wallung gebracht, ist der Pariser Bourgeois nicht mehr er selber, er ist wie umgewandelt, unerkennbar. Der ganze Aufschwung der französischen Natur zeigt sich plötzlich an dem mit so tiefem Ernst seinem Beruf obliegenden Manne. Er unterhält sich und wird unterhaltend. Die Zeit, welche ihn von den Jahren der tollen Streiche trennt, scheint wie durch Zauber verschwunden, und er ist wieder jung, ganz jung, die Lust wandelt ihn an, wieder Cancan zu tanzen, wie ehemals in Prado, Saal Valentino oder Mabile, mit Rigolette, Alice la Provençale und anderen Heldinnen, wie sie die Straßenliteratur der Herren Millaut, Villemessant und deren Nacheiferer verherrlicht. Wahrlich, er tanzt Cancan in Gegenwart seiner Frau und seiner Tochter, die in der Pension ihre Ausbildung erhält. Das Mädchen findet kein geringes

Vergnügen an den ausgelassenen Sprüngen des Vaters, und Niemandem in der Gesellschaft fällt es ein, dieselben unanständig zu finden. Im Zuge wie er ist, der lustige Gesell, führt er drollige Gespräche voll Schlüpfrigkeiten, und die Frauen, weit entfernt, dieß anstößig zu finden, lachen von Herzen, die Tugendhaften womöglich noch mehr, als die sich etwas vorzuwerfen haben. Ueberhaupt gehört die Zote in Frankreich zu den landesüblichen Späßen. Die sogenannte bessere Gesellschaft gibt ihr einen gefälligeren, räthselhafteren Ausdruck. Sie tritt mit Voltaire'scher oder Molière'scher Feinheit auf, statt sich mit Piron'scher Keckheit und Unumwundenheit darzustellen. Ein Schriftsteller von scharfer Beobachtungsgabe will diesem losen Spiel mit dem holden Mysterium einen beträchtlichen Theil des Erfolges bei den Frauen zuschreiben, dessen der Franzose sich rühmen kann. Dem Schreiber dieser Zeilen widerstrebt es jedoch, die Richtigkeit dieser Annahme anzuerkennen. Der Pariser Bourgeois ist von einer wahren Wuth zu singen besessen, in kleineren Kreisen sich hören zu lassen, ob es gleich kein unmusikalischeres Geschöpf als ihn auf Erden gibt. Vor fünfzehn, ja vor zehn Jahren noch, war es in der bürgerlichen Welt von Paris Sitte, daß nach jedem Mahl, an welchem eine etwas größere Gesellschaft theilnahm, Wirth und Gäste mit Gesängen, mit Chansons von Béranger, Pierre Dupont und anderen minder begabten Verfassern, sich wechselseitig bedachten, zur Qual empfindlicher Ohren, zum Entsetzen eines ästhetisch gebildeten Geschmacks. Dieser Gebrauch ist fast gänzlich verschwunden; er erhält sich nur noch, und nicht ohne Mühe, in den untersten Lagen des Bürgerthums, wo sich der Ueber-

gang von der arbeitenden zu der besitzenden Classe kaum vollzogen. Die Loge, wo der Hauswart (Concierge) grollt, dient noch zuweilen der häßlichen Muse auf der Flucht als Zuflucht. Die leidige Ueberfeinerung verscheucht sie bald wohl auch von da. Die Töchter der Hauswächter erhalten nun durch die nicht ganz uneigennützige Vermittlung des Herrn Auber Musikunterricht im Conservatoire, und mit ihren ehrgeizigen Primadonna-Gedanken können sie es unmöglich vertragen, daß in ihrer Gegenwart so ohrenzerreißend falsch gesungen werde.

Im Umgang mit dem schönen Geschlecht benimmt sich der Pariser Kleinbürger stets wie ein Mann, der seines Erfolges sich bewußt und überzeugt ist, daß jede seiner Freundlichkeiten die erwünschte Wirkung hervorbringen müsse. Er macht den „Niedlichen", und wenn er sich von der Unterhaltung mit einer Dame zurückzieht, liest man in seiner triumphirenden Miene die Ueberzeugung, daß er gesiegt — daß er sich eine Käuferin gewonnen. Seine eigene Frau läßt der Pariser Bourgeois sehr gern im Hintergrund, womöglich in der Zurückgezogenheit des geschäftlichen Treibens. Wenn ein Dritter dabei ist, behandelt er die Gattin mit kühler Zurückhaltung: er liebt es, seine Herrschaft über die schwächere Ehehälfte kundzuthun, selbst oder vielmehr besonders wenn er von ihr beherrscht und geleitet wird. Kinder betrachtet er als ein zu kostspieliges Vergnügen, das vielerlei Störungen im Erwerb hervorbringt, die Frau von ihrem Beruf abhält und unnütze Sorgen macht. Ließe sich's erkennen, er wählte eine unfruchtbare Frau, „um nicht für die Amme arbeiten zu müssen." Nied-

rigen Sinnes, lehnt er sich gegen die Gesetze der Natur und gegen das bekannte Gebot in der heiligen Schrift auf, ohne sich selbst dessen klar zu werden; trotz seines rastlosen Strebens nach Geld und einer materiell gesicherten Zukunft, folgt der Pariser Bourgeois einer politischen Fahne, wenn auch zaghaft und aus der Ferne. Wie er sich auch dreht und wendet, wie sorgfältig er auch jede politische Kundgebung vermeidet, ihn erfüllen die revolutionären Traditionen; er schwärmt in müßigen, unbewachten Stunden für die Helden des Ballhauses und ihren Schwur, und noch mehr für den Convent, welcher die feudale Gewalt in Trümmer geschlagen und die Souveränetät der Nation verkündet. Und die Erinnerungen an die Gewalt der Pariser Commune während der Revolution erfüllen ihn mit Stolz. Auf die Bürgermeister Petion und Pache thut er sich nicht wenig zugute. Er freut sich darüber, daß Ersterer, als er den geflüchteten Ludwig XVI. aus Varennes abgeholt, die Kirschenkerne aus dem Wagen an dem Gesicht des Königs vorüberwarf, und daß Letzterer Dumouriez und noch andere Heerführer gedemüthigt. Der Pariser Kleinbürger ist gemäßigter Republikaner, er stimmt für Cavaignac und schickt Jules Favre, Ernest Picard, Garnier Pagès in den gesetzgebenden Körper. Im äußersten Falle läßt er sich mit Robespierre versöhnen. Sein Lieblingsblatt, aus dem er seine Staatsweisheit schöpft, ist der Siècle. Sein Lieblings-Journalist, auf den er schwört, und dessen Artikel er auswendig lernt — ist Louis Jourdan. Erst wenn er ein beträchtliches Vermögen erworben, das ihm eine sichere Lebenssphäre öffnet, wenn er das Kaffeehaus gegen einen Verein (Cercle) eingetauscht, Glanzstiefel zu

seinem täglichen Gebrauche verwendet, und statt die Kleider fertig beim „Prophète“ oder sonst in einer Confections-Anstalt zu kaufen, bei einem namhaften Schneider bestellt, lenkt er allmählig zu den Debats hinüber, und Louis Jourdan erhält in John Lemoinne und Prevost-Paradol gefährliche Nebenbuhler. Also emporgekommen, fängt er an, von literarischer Vollkommenheit der Artikel in den Debats zu sprechen und orleanistische Neigungen zu verrathen.

Unter den revolutionären Ueberlieferungen, welche der Pariser Bourgeois annimmt, obenan steht ein lebhafter Widerwille gegen die Vertreter der Kirche, von denen er nie anders als in unehrerbietigen Ausdrücken spricht. Der Pariser Bourgeois verschließt den Geistlichen aufs strengste sein Haus; er verbietet seiner Frau und seiner Tochter, zu beichten, und sieht es sogar ungern, wenn sie zur Messe gehen. Er selbst betritt die Kirche nur, wenn er einer Todtenfeier, einer Taufe oder einer Vermählung beizuwohnen hat. Wohl hält er an seinem persönlichen Gott fest, will aber durch denselben in seinem Thun und Lassen in keiner Weise belästigt oder besteuert sein. Er hält die Ruhe für die erste Gottespflicht; ja gelegentlich setzt er dem Fanatismus des Glaubens den Fanatismus des Unglaubens entgegen. Hoch in Ehren stehen bei dem Pariser Bourgeois Künstler und Literaten, überhaupt Talent, Kenntniß und Bildung; darin weicht er von den Kleinbürgern anderer Länder wesentlich ab, dagegen hegt er eine gründliche Verachtung für Jeden, der ihm an Kenntniß und Bildung nachsteht, für den Arbeiter z. B., der nicht Schreiben und Lesen kann. Schonungslos bezeichnet er ihn, wie derselbe auch geartet sein mag, mit dem beschimpfenden Ausdruck „Voyou“.

Eng befreundet waren Bürger und Arbeiter hier seit der großen Umwälzung des vorigen Jahrhunderts nie gewesen. Erstere wollten und wollen noch nach untenhin herrschen, seitdem sie nach obenhin sich freigemacht, während Letztere in der allgemeinen Befreiung mitbegriffen zu sein das Recht in Anspruch nehmen. Die Julitage gaben dem Bürgerthum das Heft in die Hand, die Februar-Ereignisse sollten es ihm entziehen; allein die Cavaignac'sche Republik war zu unschlüssig, um diesen Streit nach einem bestimmten Grundsatz zu schlichten. Sie schwankte zwischen den entgegengesetzten Elementen, ohne sie zu versöhnen, und trug dadurch, passiv wenigstens, zum Ausbruch der Juni-Bewegung bei. Nie früher war der Pariser Bourgeois auf eine so harte Probe gestellt worden, wie durch die Juni-Erhebung. In ihm kämpften zwei mächtige Gewalten, die Habsucht und die Todesangst. Die Garde mobile half aus, und grausam rächte er an den Besiegten die zweifach ausgestandene Marter. Er war ohne Erbarmen, wie er ohne Muth gewesen. Seine Wuth ging so weit, daß ihr die Offiziere des Heeres Einhalt zu thun sich bemühten. — Seit jenen Tagen herrschte ein schrofferes Zerwürfniß als je zwischen dem Bürger und Arbeiter von Paris, bis die Freiheit der Arbeitseinstellung in Gemeinschaft diese Spannung löste. Der Arbeiter, im Besitz einer friedlichen Waffe gegen den Kapitalisten, denkt nicht mehr an Gewaltsamkeit, und der Bürger hat nun aufgehört, vor einem Socialismus zu zittern, der durch ein Stückchen Freiheit um seine Berechtigung gebracht worden.

La Messe.

Vielleicht würde Europa gerettet, aus der lähmenden Bedrängniß durch gewaltsam erzeugte Verhältnisse gerissen, zum freien Gebrauch seiner niedergehaltenen höheren Kräfte gebracht, wenn es ihm gelänge, den fürchterlichen Druck der stehenden Heere von seinem Herzen und seinem Gehirn zu schütteln und der absoluten Herrschaft der Disciplin über nahe an drei Millionen kräftiger bewaffneter Menschen ein Ende zu machen. Wer das soldatische Fühlen und Denken unseres Welttheils aufheben würde, wäre vielleicht dessen Erlöser. Das Christenthum, das die Welt erobert hat, weit entfernt, dieses große Ziel, welches ihm offenbar vorschwebte, zu erreichen, wurde von dem soldatischen Geist, so zu sagen, überwältigt und gezwungen, mit sich selber zu brechen, das Schwert, das Werkzeug des Hasses, den es verwirft, heilig zu sprechen und selbst das Bajonnet zu weihen.

Beneidenswerth, tausendfach beneidenswerth die Völker, die durch glückliche Verhältnisse und ihren eigenen Werth in den Stand gesetzt wurden, sich der stehenden Heere zu entledigen, die selbst für eine erwünschte Ruhe und Ordnung zu sorgen wissen, statt eine Leibwache zu bezahlen, die sie noch mehr unterdrückt, als beschützt, die weit mehr kostet, als sie einbringt, und die gefährlicher ist als das Uebel, welches sie abhalten soll. Tausendfach beneidenswerth das Land, wo kein unheimliches Degengeklirr das ergiebige Treiben und Walten der Künste und Gewerbe stört, wo das Gesetz Gewalt besitzt, statt daß die Gewalt Gesetze giebt, und wo nicht ewig

und immer, wie von jenem Barbaren zu Rom, statt aller Beweise Eisen in die Wagschale der Entscheidung mit dem Rufe geschleudert wird: Lex mihi Mars — das Schwert ist mein Gesetz!

Meinen Widerwillen gegen das Soldatenthum auf die Soldaten übertragend, habe ich von jeher in Hader mit dem Militär gelebt, namentlich mit Officieren, welche ich als die wesentlichen Bestandtheile der gefährlichen Institution, der sie angehören, abstract aufzufassen das Unrecht hatte, das große Unrecht. Ich vergaß, daß ein menschliches Herz auch unter der Uniform ein menschliches Herz bleibt, und daß ein Soldat „blutet, wenn man ihn sticht, und lacht, wenn man ihn kitzelt," wie Shylock von sich selber sagt. Schwer habe ich meine Abirrung gebüßt. Im Jahre 1848, wenige Tage nach einem Processe, der gegen mich wegen Beleidigung des Militärs eingeleitet worden war, rettete ein österreichischer Officier mir das Leben und häufte glühende Kohlen auf mein Haupt.

Es sei mir gestattet, den Hergang der Sache hier zu erzählen, ob es mich gleich von dem eigentlichen Gegenstand der Behandlung ablenkt — zum Ruhme des Mannes, dessen Namen zu nennen die Verhältnisse mir noch immer verbieten. Und möge der Edle, wenn ihm diese Zeilen zu Gesichte kommen, aus denselben die ganze Tiefe ungeschwächter Dankbarkeit und den heißen Wunsch meiner Seele herauslesen, daß mich eine glückliche Fügung in die Lage brächte, ihm wenigstens einen Theil der großen Schuld abtragen zu können.

Am 30. Oktober des Jahres 1848 rückten die Truppen, welche die Stadt mit eisernen Armen immer fester und enger umschlungen hatten, in Wien ein. Unter ihren

Fußtritten wand sich sterbend die Revolution. Wer von den Männern der Bewegung die Dinge nicht, wie Jellinek, unrichtig beurtheilte, war der Ueberzeugung, daß es in der Hauptstadt Oesterreichs zu einem blutigen Verfahren kommen würde, und war ganz natürlich bedacht, der Gefahr, so gut es ging, sich zu entziehen. Viele suchten Schlupfwinkel und Verstecke aller Art, ich zog es vor, mich bei meinem Freunde X., der in einer der vornehmsten Straßen der Stadt wohnte, unterzubringen, in der Voraussetzung, daß nach diesem Punkte die Polizei und die Militärbehörde ihre geringste Aufmerksamkeit richten würden. Meine Berechnung war richtig: das Haus blieb von Durchsuchungen verschont, während anderwärts die polizeilich-militärischen Ueberfälle zur allgemeinen Bestürzung fortdauerten. Zum Ueberfluß war es meinem Freunde gelungen, einen Spion von der Polizei selbst in Sold zu bekommen, so daß wir davon vorher unterrichtet worden wären, wenn uns ein Besuch der Häscher gedroht hätte. An ein Entkommen war vorläufig nicht zu denken; denn die Thore der inneren Stadt wurden gesperrt, die sogenannten „Linien,“ welche ganz Wien einschließen, streng bewacht, und nur mit einem Erlaubnißschein oder einem Paß, von dem Kriegsrathe ausgestellt, konnte man ins Weite gelangen. Es hieß also, trotz dem drohenden Schwerte über dem Haupte, Geduld haben und — warten. Offen gestehe ich, daß mich jetzt die Erinnerung an jene Gefahr tiefer ergreift, als mich damals, in dem Augenblick allgemeiner und eigener Aufregung, die vorhandene Gefahr zu beunruhigen vermocht hat. Ich wartete daher mit Geduld und Fassung.

Zwei Tage nach dem Einrücken der Truppen hörte

ich klingeln; ich trat aus einer am Ende der Wohnung befindlichen Stube, welche mir zugewiesen worden war, in die Küche, von wo aus ich nach der äußeren Thüre sehen konnte, ohne von dem Eintretenden gesehen zu werden. Wie erschrak ich, als ich eine Militäruniform gewahrte! Doch beruhigte ich mich bald, denn ich sah, daß die Uniform einem im Range etwas höheren Officiere gehörte, der ohne alles Gefolge kam und in einer Weise nach meinem Freunde frug, die gar nichts Schlimmes ankündigte. Der Diener, welcher geöffnet hatte, führte den Officier in eines der Gemächer, und ich, ohne weiter auf den Besuch zu achten, zog mich, der augenblicklichen Sorge entschlagen, in meine Stube wieder zurück. Nach ungefähr einer Stunde trat Freund X. mit ungewöhnlich ernster Miene bei mir ein und zeigte mir an, daß soeben ein Officier, zu dem er seit langer Zeit in freundlicher Beziehung stehe, bei ihm zu Besuche gewesen und sich für den Abend zu einem Essen und zu einem Spiel angesagt habe.

„Welcher Art ist denn dieser Herr, den Du soeben empfangen hast?“ fragte ich. „Ich habe ihn nie anders, als höchst angemessen, achtungswerth und als einen Mann gefunden, mit dem sich's recht angenehm verkehren läßt; doch gehört er mit Leib und Seele seinem Stande an, und er faßt die politischen Ereignisse nicht um ein Haar anders auf, als seine Cameraden, und als sie von der Armee im Ganzen aufgefaßt werden. Er zeigte sich in unserer Unterhaltung äußerst erbittert gegen die Partei, welche er die Partei des Umsturzes nennt.“

„Wo sind sie denn — die Kolisch, die Becher, die Gritzner, die Maler und die Helden alle? warum zeigen

sie sich denn jetzt nicht?" hat er ausgerufen, als er auf den Kampf zu sprechen kam, den das Herr gegen Wien zu bestehen hatte. Du siehst, daß er Deinen Namen an der Spitze der Verhaßten genannt hat, wahrscheinlich weil Du es so ausnehmend gut verstanden hast, das Militär gegen Dich aufzubringen, weil Du die Armee am tiefsten beleidigt hast; ich vermag es nicht zu sagen, in welcher Weise er gegebenen Falls die Pflichten des Officiers mit denen des Mannes von Welt und des Freundes auszugleichen suchen möchte, und es bleibt daher auch zu bedenken, ob und wie Du Dich ihm darstellen sollst, oder ob es nicht räthlicher für Dich wäre, in Deiner Stube zurückgezogen unsichtbar zu bleiben."

„An und für sich," entgegnete ich, „widerstrebt es meinem Wesen, vermauert zu bleiben; außerdem halte ich nichts für gefährlicher, als strenge Verborgenheit, in der das geringste Geräusch, jede Bewegung, das Zipfelchen eines Gewandes zum Verräther werden und den Verborgenen an's Messer liefern kann. Meine Ansicht geht also dahin, daß ich, wie die anderen Hausgenossen, aber unter einem fremden Namen, vor Deinem militärischen Gaste erscheine."

X., die Richtigkeit meiner Bemerkungen anerkennend, trat entschieden meiner Ansicht bei; es wurde eine Versammlung von all den jungen Leuten gehalten, die in dem Hause aus- und eingingen und auf deren Gegenwart für den Abend zu rechnen war; es wurde ihnen der gefaßte Beschluß kund gethan und ihnen auf's Nachdrücklichste eingeschärft, daß sie mich in Gesellschaft des Officiers um keine Welt anders als Dr. Bayer zu nennen hätten. So waren wir denn vollkommen vorberei-

tet, den Officier zu empfangen. Er kam gegen acht Uhr Abends und fand einen so munteren Kreis, als es der Druck der politischen Atmosphäre nur zuließ. Aus verschiedenen Gründen nenne ich von den anwesenden Gästen nur Moritz Hartmann, der während der ersten Octobertage mein unzertrennlicher Genosse geblieben und von mir in dem Hause meines Freundes eingeführt worden war. Zunächst ist er gegen jeden Schaden und sogar jede Unannehmlichkeit in Folge der Nennung seines Namens sicher gestellt, und dann spielt er eine hervorragende Rolle in der Scene, die vorzuführen ich im Begriffe stehe. Kurz nach der Ankunft des Officiers, kaum daß die herkömmlichen Vorstellungen stattgefunden hatten, wurden lange Wiener Pfeifen angebrannt. Das Spiel, für welches er sich aussprach, und das wir annahmen, war „halb Zwölf". Obgleich mit den Karten eifrig beschäftigt, unterließen wir nicht, dem Tabak häufig zuzusprechen, von dem ein Berg auf einem Tische seitwärts aufgethürmt war.

Als ich meine Pfeife zu Ende geraucht hatte, ging ich an den Tabakvorrath heran, um auf's Neue zu stopfen. Indeß war die Reihe an mich gekommen, dem „Bankier" Rede zu stehen; da ich aber fehlte, rief Hartmann, in das Spiel vertieft und die erhaltene Weisung vergessend: „Kolisch, soll ich Ihre Karten aufnehmen?" Wie von einem Pfeile getroffen fuhr ich zusammen, und den Blick abwechselnd auf den Offizier und auf den Degen heftend, den er beim Eintritt in einen Winkel der Stube gestellt hatte, blieb ich sprachlos; Hartmann, noch immer nicht erkennend, welchen Irrthum er begangen, und in der Meinung, daß ich nicht hörte, wiederholte lauter und

nachdrücklicher die Frage: „Kolisch! soll ich Ihre Karte aufnehmen?“ Ich beharrte in meinem Schweigen, unausgesetzt den Offizier und den Degen im Auge, entschlossen, wenn es nöthig würde, zum Aeußersten zu schreiten, um mein Leben zu vertheidigen.

Nun wurde Hartmann, durch die Fußbewegung eines der Nebensitzenden erinnert, sich plötzlich seiner Unbedachtsamkeit bewußt. Entsetzen und Verzweiflung, so ergreifend, wie sie mir noch nie entgegengetreten, malten sich auf seinem todtblassen Angesichte. Der Offizier jedoch, welcher weder zu sehen noch zu hören schien, was um ihn her sich zutrug, blieb auf seinem Platze und beschäftigte sich sehr eifrig mit der „Bank“, die er übernommen hatte, und ich kehrte, nachdem ich meine Pfeife angebrannt hatte, ruhig auf meinen Platz zurück und fuhr fort, an dem Spiele Theil zu nehmen. Erst nach einer halben Stunde, während welcher ich über meine Lage reiflich nachzudenken mir angelegen sein ließ, schützte ich einen Grund vor und entfernte mich. Mir leuchtete die Nothwendigkeit ein, mich nach einem andern Aufenthalte umzusehen, um nicht einer offenbaren Todesgefahr ausgesetzt zu bleiben. Ich ging.

Es war eine fürchterliche Nacht; die Finsterniß schien an dem Himmel sich fest zu klammern und das Licht der Sterne zu erdrücken; zitternd, als fürchtete er sich, schlüpfte der matte Schimmer der Laternen durch das Dunkel; der Regen goß in Strömen hernieder, von einem Winde gepeitscht, der mit eisigen Schauern daherbrauste; menschenleer waren die Straßen, nur hie und da kam ich auf meiner Wanderung nach einem Unterkommen an einem Bivouak böhmischer und kroatischer Soldaten vorüber, die ich an den Lauten erkannte, in welchen sie das Unwetter

verwünschten, und die sich vergebens anstrengten, die Feuer zu unterhalten, an denen sie die erstarrten und durchnäßten Glieder wärmen könnten. Eines Wagens mich zu bedienen, war nicht möglich; denn ich mußte Vorsicht gebrauchen und eine scharfe Beobachtung anstellen, bevor ich in irgend eine Wohnung trat, um nicht den Sbirren in den Wurf zu kommen und selbst mich dem Verderben Preis zu geben. Ein Fiaker, den ich in der Ferne hätte müssen stehen lassen, konnte mich verrathen. So lief ich denn dahin durch die wilde, unheimliche Nacht, die ich mein Lebelang sicher nicht vergessen werde, von Bekannten zu Bekannten, von Freunden zu Freunden, um ein Plätzchen zu finden, wo ich in Sicherheit bleiben könnte; aber umsonst —: überall drohten die Durchsuchungen, man wußte es und man wies mich meines eigenen Heiles wegen mit Zittern zurück; mit überströmender Angst, hie und da mit Weinen drängte man mich zu rascher Entfernung; es blieb mir nichts Anderes übrig, als mich der Gefahr zu überlassen, der ich zu entrinnen suchte; mit der Resignation der Verzweiflung rief ich mir selber zu: nun komme, was da wolle! und kehrte, von dem Laufe ermüdet, von dem Regen bis auf die Haut durchnäßt, ein Selbstaufgegebener, in die Wohnung meines Freundes X. zurück.

Ich fand die Gesellschaft, welche ich verlassen hatte, noch beisammen und guter Dinge beim Abendessen. Ein freudloser Gast nahm ich an dem Tische Platz, und in die Gespräche mich mischend, verbarg ich, so gut ich konnte, die innere Bewegung. Nach beendetem Abendbrod empfahl sich der Offizier und versprach, den nächsten Tag wiederzukommen. Er reichte mir die Hand, als er ging.

Er kam den nächsten Tag und auch die folgenden Tage und reichte mir die Hand, so oft er kam, so oft er ging. Niemals sprach er meinen Namen aus, eben so wenig den echten, als den falschen. Vier Tage nach seinem ersten Besuche erbot er sich, einem aus unserem Kreise, dessen Aeußeres sich dem meinigen am meisten näherte, eine Geleitkarte vom Kriegsrath zu verschaffen, welche es demselben möglich machen würde, eine Geschäftsreise an die preußisch-schlesische Grenze vorzunehmen. Es versteht sich von selbst, daß unser Hausgenosse das Anerbieten annahm. Mit den Worten: „Gebt wohl Acht, daß keine Ungeschicklichkeit vorfällt", händigte der Offizier meinem Freunde X. den Geleitbrief ein, dem ich es danke, daß ich aus der Stadt und dann über die Grenzen Oesterreichs glücklich entkam.

Der zarte Retter meines Lebens hatte mich, wenn auch nicht seinem Stande, so doch seinen Standesgenossen näher gebracht, und es erklärt sich wohl leicht, daß ich seit dieser Begebenheit meine schroffe Antipathie gegen die Uniform aufgab und Verbindungen mit Kriegsleuten anknüpfte, denen ich früher, da mir die Uniform den Mann bedeutete, aus dem Wege gegangen wäre.

Einer meiner militärischen Freunde zu Paris führte mich in eine „Messe". „La Messe" nennt man das Speisehaus, wo sich die Officiere der kaiserlichen Garde zu gemeinsamem Genusse des Morgen- und Mittagsbrodes versammeln. Die kaiserliche Garde hat diese Einrichtung, wie so manche Vortheile, vor den andern Truppen voraus. Jedes Regiment hat seine besondere „Messe". Die Einrichtung ist in sofern demokratisch, als sich alle militärischen Abstufungen vom Unterlieutenant bis hinauf zum

Obristlieutenant, der an der langen, langen Tafel den Vorsitz führt, zusammenfinden und einige Stunden auf gleichem Fuße mit einander leben und essen. Ich würde nicht zu unterscheiden gewußt haben, wer von den anwesenden Officieren höher oder niedriger steht, wenn es die äußeren Abzeichen nicht verrathen hätten, so ungezwungen und frei von jeder Pedanterie ist ihr Verkehr unter einander, so glatt und leicht ihr Benehmen. Man erwarte nicht, daß ich viel Rühmens von den französischen Soldaten mache, obgleich ihre Milde und Menschlichkeit sogar in feindlichen Ländern gepriesen wird; denn ich habe sie am 2., 3. und 4. December des Jahres 1851 gesehen, wie sie auf Befehl Ludwig Napoleon's in den Straßen von Paris auf Wehrlose und Unbewaffnete schossen und hieben, um die Gesellschaft, die Familie und die Religion zu retten; aber einen Unterschied zwischen dem französischen Soldaten und den andern Soldaten des Continents muß ich doch anerkennen: es ist etwas mehr von der Nation in ihm, es ist etwas mehr von ihm in der Nation, und so stehen das Heer und die Nation in einem engeren Zusammenhang, was freilich weit mehr dem Heere als der Nation zum Lobe gereicht. In den Ländern, wo stehende Heere zu den Staatsbedürfnissen zählen, macht das goldene Portépée hoffähig; in Frankreich ist man hoffähig ohne Officiersrock, ohne jeden Rang, ohne jede sociale Bevorrechtung. Der Kaiser Napoleon hat sich selber einen Emporkömmling genannt; wer sollte für unwürdig erkannt werden, am Hofe eines Emporkömmlings zu erscheinen? Der Officiersrock hat also vor dem schwarzen Frack nicht viel, wenigstens das nicht voraus, worauf anderwärts der dem Bürgerstand entwachsene Wehrmann besonderen Werth legt.

Auf einer Reise nach Rom sah ich zu Civita-Vecchia an einer Wirthstafel einen französischen Obristen mehrere seiner Untergebenen bewirthen und zwei Sergeanten, die mit zur Gesellschaft gehörten, mit einer Zuvorkommenheit behandeln, von der sich die Weltweisheit eines preußischen Garde-Lieutenants nichts träumen läßt. Noch mehr als die Liebenswürdigkeit des Obristen gefiel mir die Unbefangenheit der Sergeanten, mit welcher sie, ebenso entfernt von Selbstüberhebung wie Kriecherei, die Freundlichkeiten ihres Vorgesetzten hinnahmen. Derselbe Geist geht durch alle Klassen der französischen Gesellschaft und trat mir recht auffallend in der „Messe" entgegen.

Wie den Franzosen vor anderen Nationen am allerwesentlichsten seine geselligen Fähigkeiten, ich möchte fast sagen, seine gesellige Tugend auszeichnen, so mildert insbesondere diese französische Eigenheit den militärischen Sondergeist, der anderwärts so unerquicklich, nicht selten empörend auftritt. Es blieb mir ganz behaglich zu Muthe, als ich an der Seite meines Führers in diese nach so vielen Seiten hin fremde Gesellschaft von mehr als 150 Officieren trat, die mir fast ganz fremd war, und von der mich die völlige Verschiedenheit des Denkens und Empfindens, des Wollens und des Strebens so weit entfernte: nichts von dem stolzen Dünkel, nichts von dem unleidlichen Uebermuth, die wir kennen und verachten, machte sich bemerkbar. In den Blicken Aller sprach sich die freundliche Begrüßung des eingeführten Fremden und der Wunsch aus, ihm angenehm, ihm gefällig zu sein; obgleich man sich fern hielt, zeigte man sich doch wie zu mir gehörend, mit mir in Verbindung.

Jede Woche ist in dieser Anstalt großer, glänzender

Empfang: da spielt die Musikbande, da kommen Frauen und Mädchen, die den Officieren vermählt, verwandt oder befreundet sind, und für die ein besonderer Speisesaal eingerichtet ist; denn an die Officierstafel werden sie nicht zugelassen, weil man von der tiefen Wahrheit des spanischen Sprüchwortes: „quien es ella? — wer ist sie?"*) durchdrungen ist und fürchtet, daß die vertrauliche Nähe der Frauen Streit und Hader unter den reizbaren, in tödtlichen Waffen geübten Kriegsleuten herbeiführen würde. Alles ist an dem Tag in großer Gala; die Aufwärter, aus gemeinen Soldaten bestehend, sonst in Civil, sind an diesem Tage in Uniform; die Gänge der Speisen sind vermehrt, die Weine üppiger, das Tafelgeschirr reicher, vornehmer, kurz, Alles ist festlich geschmückt, auch die allgemeine Stimmung. Eine Glocke ruft zu Tische, die Geladenen sitzen neben denen, von welchen sie geladen wurden; es ist ein Gebot der Höflichkeit, daß man seinem Gaste mit Wein von ausnahmsweiser Qualität aufwartet; in diesem Falle muß nach der Regel des Hauses dem zweiten Nachbar des Fremden von dem köstlichen Getränke auch kredenzt werden, wahrscheinlich um auf diese Weise den Gast mit einem Dritten in Berührung zu bringen und einen Anknüpfungspunkt mehr zwischen ihm und der Gesellschaft herzustellen.

Die Speisen, selbst an gewöhnlichen Tagen, sind trefflich bereitet und reichlich geboten. Jeder kann von dem Aufwärter so oft verlangen, als es sein Appetit erheischt. Von dem Grundsatz des Heerführers einer

*) Die Spanier wollen mit diesem Sprüchwort andeuten, daß hinter allen wichtigen Vorfällen und Ereignissen ein Frauenzimmer steckt.

älteren Zeit, daß eine Katze und ein Soldat entweder ausgehungert oder gut genährt sein müssen, um für ihren Beruf zu taugen, hat Ludwig Napoleon offenbar den zweiten Theil angenommen: nie war eine Armee besser, nie vielleicht so vortrefflich versorgt und verpflegt, nie in dem Maße mit Allem versehen, was zur Erleichterung und Bequemlichkeit dienen kann, wie die Armee des zweiten Kaiserreiches. Ludwig Napoleon hat den Thron aus den Händen der Armee erhalten; was ist natürlicher, als daß er Alles aufbietet, um sich die Gunst dieser Machtverleiher zu bewahren! Die Wohlgesinnten und Scharfblickenden schreien über diese Begünstigung, welche aus der Armee einen Staat im Staate macht, oder gar einen Staat gegen den Staat, sie beklagen den Verlust des Einflusses der Revolution von 1789 und des Bürgerkönigthums von 1830, die Alles bürgerlich zu machen wußten, selbst den Soldaten; denn wenn auch die Tradition, sagen sie, welche den Soldaten mit dem Bürger vereinigt, bis jetzt noch einige Gewalt behält, so steht zu fürchten, daß die Angewöhnung im entgegengesetzten Sinne vernichten möchte, was der Tradition an Kraft übrig bleibt.

Der französische Soldat bezeichnet den Bürger mit dem Spottnamen „Pekin“, und der Bürgerliche nennt den gewöhnlichen Soldaten zu Fuß zum Hohne „Piou-Piou“ — allein der Hohn liegt im französischen Charakter, und das stechendste Witzwort verletzt nicht, es wird mit derselben Leichtigkeit hingenommen wie abgeschnellt, und wenn Soldat und Bürger sich auch gegenseitig über einander lustig machen, so vertragen sie sich bis jetzt doch noch ganz leidlich. Damit der franzö=

sische Soldat leichten Herzens auf den Bürger ziele, muß er all' seine Erkenntniß in Absynth ersäuft haben: der Absynth kann also Regierungsnothwendigkeit werden!

Die Kosten der gemeinsamen Tafel werden nach dem Saint Simonistischen Grundsatze: „Jeder nach seinem Bedürfniß, von Jedem nach seinem Vermögen" bestritten, d. h. mit andern Worten: Jeder zahlt nach Maßgabe seines Vermögens und ißt nach Maßgabe seines Appetits, so daß der ältere Obristlieutenant, welcher offenbar nicht so viel an Speise vertragen und verdauen kann, doppelt so viel zahlt, als der Unterlieutenant, dessen Magen in der heißesten Schlacht nicht wankt. Das geringste Kostgeld sind 2 Franken 5 Sous per Tag. Die heitere Laune wird lediglich durch den Anstand begrenzt; kein lästiges Ansehen irgend eines Vorgesetzten legt sich bleiern auf die Schwingen des Verkehrs. Zwei Officiere, welche zu spät zum Essen kamen, wurden, als sie in den Saal traten, von der Gesellschaft mit donnerndem Hohngelächter und Zischen empfangen, ohne daß der Präsident auch nur im Entferntesten Miene gemacht hätte, diesem etwas ausgelassenen Scherze entgegenzutreten.

Die Gespräche an der Tafel sowohl, als vor und nach dem Essen, drehten sich um Dinge geringer Bedeutung, um Nichtigkeiten, die nicht würdig sind, den Sinn eines Mannes zu beschäftigen. Von Vielen wurden Kleidungsangelegenheiten mit solcher Umständlichkeit besprochen und gewannen in dem Maße Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß ich mich unter Frauen zu befinden glaubte, und zwar unter solchen Frauen, für die es keine höhere Lebensfrage gibt, als die Toilette. Sehr lebhaft interessirten sich alle für eine neue Uniform, welche der

Garde nach Angabe des Kaisers selbst bevorstand, und als ein Mann, von dem Regimentsschneider abgesendet, ein Muster dieser neuen Bekleidung auf dem Leibe, in den Saal kam: da waren Alle von der Erscheinung wie ergriffen, da war des Schauens und Betrachtens, des Besprechens und Beurtheilens kein Ende. Der grüne Rock mit gelben Schnüren an der Brust, den der Mann vorführte, ist seither Gegenstand des Volksspottes und des Witzes der Lachblätter geworden, von den Officieren aber hat es kein einziger gewagt, dem allerhöchsten Geschmacke, nach welchem das Kleid gefertigt war, laut zu nahe zu treten, die unabhängigeren lobten weniger oder schwiegen.

Wir befanden uns in der an den Speisesaal stoßenden Rauchstube, als auf meinen Freund einer seiner Cameraden mit wichtiger Miene zukam.

„Lieutenant L.," sagte er ihm, „der Oberlieutenant C. ist sehr heftig gegen Dich aufgebracht!"

„Gegen mich?" rief verdutzt mein Führer, „und weshalb?"

„Weil Du Dich, wie er sagt, rücksichtslos gegen seine Frau benommen, indem Du in einer Waggonabtheilung, in welcher auch sie sich befand, mit einer Dame von unklarer Beziehung zu Dir conversirt hättest."

„Ich habe nicht gewußt, daß ich durch Frau Lieutenant C. selbst auf neutralem Gebiet meine Freiheit müsse beschränken lassen! Uebrigens," setzte er mit einiger Heftigkeit hinzu, „mag der Oberlieutenant C. die Sache nehmen, wie er will."

Nach einer Minute hörte man bereits in verschiedenen Gruppen den Vorfall mit großer Lebhaftigkeit be-

sprechen. Noch eifriger unterhielt man sich von einer Begebenheit, die sich an einem früheren Empfangstage zugetragen hat. Ein Lieutenant hat eine Dame von verdächtigem Aeußern eingeführt; da aber auch die Frauen und Töchter der Officiere in die „Messe" kommen, so geht eine sehr strenge Bestimmung dahin, daß kein Officier das Recht habe, Frauen von unanständigem Lebenswandel mit in die „Messe" zu bringen. Kaum war die Verdächtige in den Saal getreten, als unter den Frauen ein Geflüster entstand, das immer lebhafter wurde und sich immer weiter verbreitete, den männlichen Theil der Gesellschaft ergriff und endlich bis zum Obristlieutenant drang. So schonend als möglich für die Fremde schritt der Präsident der Tafel zur Untersuchung des Gegenstandes.

„Kennen Sie die Dame, welche Sie hier eingeführt haben, genau?" frug er den Lieutenant, nachdem er denselben abseits geführt hatte.

„Gewiß! mein Obristlieutenant!" erwiderte der Angeredete.

„Was ist und was treibt sie?"

„Sie steht an der Spitze einer Modehandlung der rue des martyrs!"

„Ihr Name?"

„Madame S.!"

„Ganz recht! Wir wollen sehen . . ."

Den andern Tag ließ der Obristlieutenant die nöthigen Nachforschungen anstellen und erfuhr, daß Madame S. durchaus nicht das war, was man eine anständige Dame nennt. Der Lieutenant mußte aus dem Regimente und aus der Garde scheiden.

Mir machten all diese Leute, deren regste Theilnahme von diesen und ähnlichen Dingen in Anspruch genommen wurde, den Eindruck von Unbeschäftigten, die sich eben wegen ihrer Unthätigkeit und Zwecklosigkeit von dem Geringfügigsten, Unbedeutendsten einnehmen und anregen lassen. Und in der That — ist ein Soldat in Friedenszeiten nicht ein Mann ohne Beruf? Bleibt die Zeit, welche das Wachebeziehen, das Exerciren und Manövriren übrig läßt, nicht ausgefüllt? unausgefüllt von dem eigentlichen Berufe wenigstens? So erklärte ich mir diese kindische Ueberschätzung nichtiger Gegenstände, diese ernste Behandlung von unwichtigen Dingen, dieses Hochanschlagen von Vorfällen und Aeußerungen, die so oft solcher Beachtung nicht werth sind.

Nicht ein Wort, das irgend auf Politik Bezug haben konnte, bekam ich während der Stunden, die ich in der „Messe" zubrachte, zu hören; und wären mir einige der Anwesenden und ihre Ueberzeugungen nicht näher bekannt gewesen, ich hätte gedacht, was viele Andere denken und sagen, daß diese Menschen auf nichts weiter, als auf ihr Vorrücken, auf ihr Glückmachen und Wohlleben bedacht und bereit sind, wie die Landsknechte, wie die Condottieri, dem Meistbietenden zu dienen. Das verhält sich aber nicht so.

Die Ueberzeugung der Franzosen und folglich auch der französischen Officiere wird vermöge der äußeren Einwirkungen heftig und zahm, verwegen und zaghaft, und die heute schläft und todt scheint, kann morgen erwachen und gewaltig werden. Diese überraschenden Ab- und Zunahmen hat man bereits gesehen, und wer Frankreich beherrscht, muß sie in Rechnung bringen.

Sprach man nicht von Politik, so sprach man um so

mehr von Krieg: Alle schienen an einen nahen Krieg zwischen Frankreich und irgend einer Macht fest zu glauben und zeigten sich mit naiver Offenheit über diese Aussicht auf bevorstehende Feldzüge hocherfreut.

„Krieg mit Deutschland oder Oesterreich, mit England oder Rußland, das gilt mir gleich, nur Krieg!" sagte ein Hauptmann, der bei der Einnahme des Malakoff sich das Kreuz der Ehrenlegion gewonnen hatte.

„Natürlich!" versetzte ein anderer Hauptmann, „uns gilt es gleich, ob wir über den Canal, über den Rhein oder den Mincio marschiren! Den Kaiser lassen wir dafür sorgen, daß er den Krieg unter günstigen Umständen anfängt und fortsetzt!"

Von Persönlichkeiten waren nur zwei in der ganzen Gesellschaft, welche mir einiges Interesse einflößten. Den Einen sah ich an einem Ende der Tafel mit den Officierskindern, die er sorgsam und liebevoll überwachte, denen er ganz anzugehören schien, ohne sich um das, was außerhalb dieses kleinen Kreises vorging, weiter zu kümmern: es ist der Erzieher dieser Jungen, die, Dank den Lehren und Eindrücken, die sie empfangen, nichts verehren, nichts hochhalten, als das Militärwesen. Dem Meister, der solche Zöglinge bildet, beweist die ganze Gesellschaft ihre besondere Hochachtung.

Die andere Gestalt, die meine Aufmerksamkeit fesselte, war ein Lieutenant, der in der Krim durch tiefen Schnee und feindliche Posten, ein Freiwilliger an der Spitze von Freiwilligen, eine halsbrecherische Recognoscirung vornahm, der allein mit erfrorenen Gliedern von dem Ausflug zurückgekehrt war und die verlangte Auskunft gebracht hatte. Nicht anders als mit Bewunderung sprechen sämmt-

liche Cameraden von ihm und seiner That. Er sieht blaß aus und ist schweigsam wie Cassius.

An die Empfangsäle stößt eine Bibliothek; ich sah mich in derselben um und konnte bemerken, daß der Büchersammlung von den Kriegsleuten wenig zugesetzt wird. — „Diese Herren lesen nur wenig!" sagte mir ein junger Mann, der mit Ordnen der Schriften und Bücher in dem Saale beschäftigt war. Ich besah mir die Werke und fand neben Schriften, die auf das Kriegshandwerk Bezug haben, manches Buch, das anderwärts schwerlich von einer Regierung den Officieren zur Verfügung gestellt würde; ich fand Paul Louis Courrier, die Geschichte der Revolution von Thiers, die Girondisten von Lamartine, Worte eines Gläubigen von Lamennais, die Werke von Chateaubriand, Geschichte der 10 Jahre von Louis Blanc u. dgl. m. Diese Feuer zünden aber nicht, „denn diese Herren lesen nur wenig!"